This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

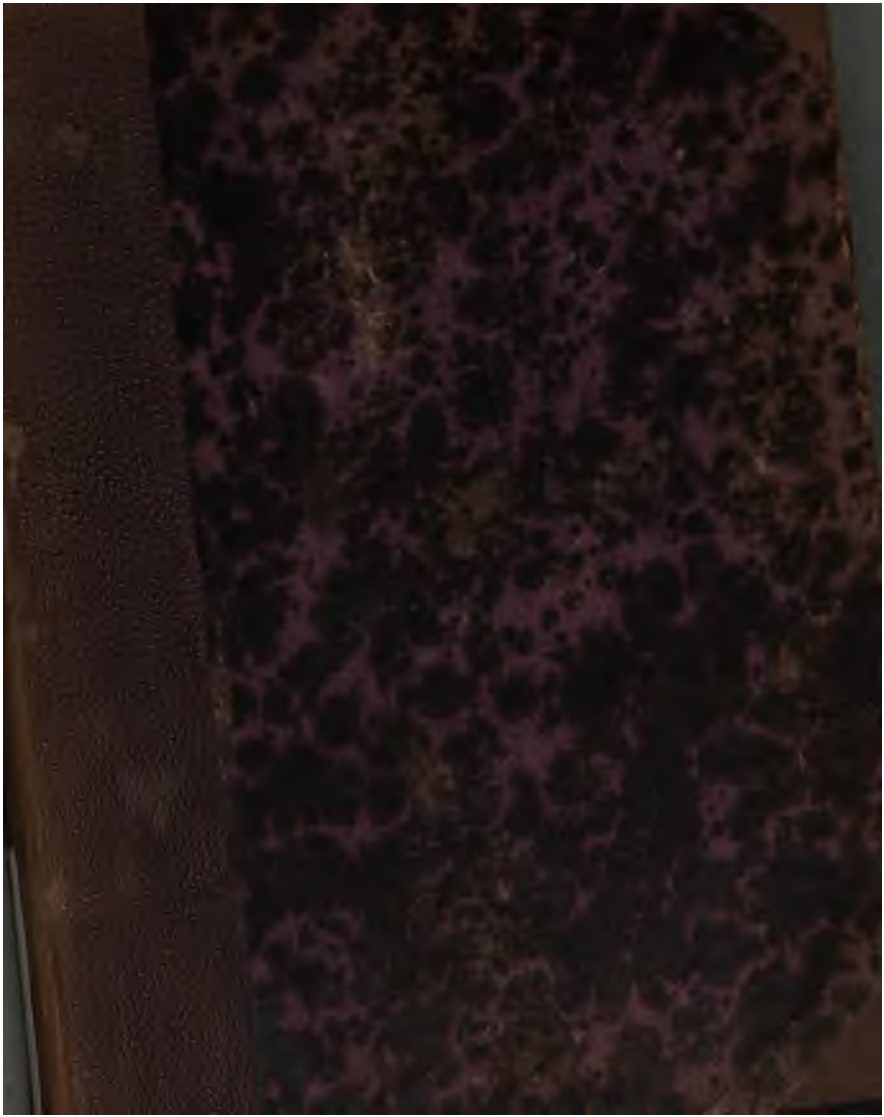
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

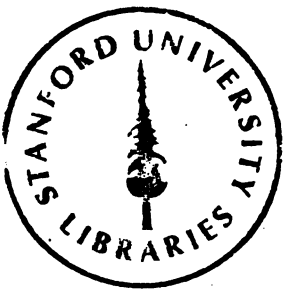
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

B. 260 a c

Julius Mosen's sämmtliche Werke.

Sämmtliche Werke

von

Julius Mosen.

Siebenter Band.

Oldenburg.
Verlag von Ferdinand Schmidt.
1863.

PT 2435
M4
1863
v. 7

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Bilder im Mooſe.

PT 2435
M4
1863
v. 7

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Bilder im Moose.

Wollen unsere Nachkommen einst ihre Zeit begreifen lernen, so werden sie es wie wir machen und sich in die geheimsten Gemüthszustände der nächsten Vergangenheit, wie in eine Bergmannsgrube, versenken müssen, um aus den wundersam durch- und übereinander geschobenen Schichten in der Tiefe die Bildung der Oberfläche sich zum Verständnisse zu bringen.

Wenn dann auch dieses Büchlein unter dem Gerülle liegt, welches der erzsuchende Bergmann in die Ecke geworfen hat, und nur ein neugieriger Reisender im Vorübergehen es aufschlägt, möchten dann die Abdrücke der seltenen Moose der Zeit, welcher es angehört, im weichen Novellenschiefer, recht bestimmt und eigen ihm in die Augen fallen! Ich habe ihm die Ueberschrift: Bilder im Moose gegeben, denn es sind solche. Wer zur müßigen Stunde das Auge auf einer alten, bemoosten Mauer ruhen läßt, dem werden sich gar bald die krausen, seltsamen Linien in den wirr durcheinander laufenden Moosflechten zu seltsamen Bildern zusammenstellen. So sind auch diese Novellen während meines vieljährigen Aufenthaltes in Dresden und zu der Zeit entstanden, wo das Rokokomoos seiner gesellschaftlichen Zustände in der Pflege eines dreißigjährigen Friedens wieder grün und schön wurde. Wie Figuren und Gestalten aus den ältesten Zeiten im Traume sich in die gegenwärtigsten Verhältnisse mischen und sich, wie in einem

Elysium, mit einander behaben, so wird sich auch in gesellschaftlichen Traumzuständen immer Aehnliches begeben: das Allernächste wird zum Märchen, und das in Zeit und Raum Entfernteste zur greifbaren Gegenwart. Die Zeit, welche sich nicht in Thaten ausprägt, versinkt von selbst in das Chaos der Ewigkeit zurück, und die Wirklichkeit wird so dünn, wie ein Gazeschleier, hinter welchem man die Geisterwelt ihre Grimassen schneiden sieht. Fast kommt es mir vor, als wenn in der Ferne der erste Hahnschrei den Morgen verkündete, und ich werde mich beeilen müssen, einige dieser Traumbilder festzuhalten, ehe sie zerrinnen. —

Zu solcher Zeit hatte sich in humoristischer Verspottung der damaligen Restaurationsversuche der Pfaffen ein Clubb lustiger Gesellen gebildet, welche sich Benedictiner mit demselben Rechte hießen, wie noch jetzt jedes Casino in irgend einer Stadt dem lustigen Benedictinerkloster auf dem Monte Casino in Italien diese seine Bezeichnung verdankt. Unsere klösterlichen Zusammenkünfte hielten wir in verschiedenen Kaffeehäusern, häufig aber in dem Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse. Der renovirte Mönchsorden bestand aus Künstlern aller Art, Philosophen und Dichtern. Jeder bestrebte sich irgend einen geistigen Genuß der Gesellschaft zu bereiten. Die Gesellschaft hat sich nun längst aufgelöst, die fröhlichen Genossen sind zum Theile nach Ost und West zerstreut, zum Theile in das Moos des gemeinen Lebens hineinverwachsen, daß sie kaum mehr ausfindig zu machen sind. Ich bedauere sehr, daß ich damals zu unachtsam war, die Ideen, welche dort im Herüber und Hinüber der Rede sich erzeugten, aufzuzeichnen; es sind manche davon zu geschichtlichen Thaten geworden. Nur diese Bilder sind davon übrig geblieben. Der Convent der modernen

Benedictiner fand regelmäßig Sonnabends ſtatt, und weil er ſpät in der Nacht anfing, ſo dämmerte gewöhnlich der Sonntagmorgen heran, ehe der Abt ſein: „Missa est!“ ausſprach.

Da die Erzählungen aus dem traumreichen Weinkelche der Mitternacht hervorwuchſen, ſo wurden dieſe von ſelbſt frühe Sonntagskinder. Ich darf ſie daher unter den Namen ihrer Sonntage wiedererzählen.

Esto mihi.

Der Pianist Liszt hatte sein Conzert gegeben und die dresdener Welt entzückt. Nachdem die Kritik, welche sich im Convente gegen den Werth seines Spiels setzen und ihn den mechanischen Beethoven heißen wollte, von dem Enthusiasmus seiner Verehrer niedergedrückt war, versuchte sie einen neuen Angriff gegen die Emancipation der Musik vom Dienste religiöser und weltlicher Poesie und setzte sie mit der Emancipation der Weiber auf eine Stufe. Der Philosoph behauptete: wo die junge Frau im Hause herrsche, da sei der Mann ein altes Weib, eine Zeit aber, wo die Musik vorherrsche, käme ihm vor, wie ein Sclavenschiff, auf dessen Decke die Sclaven nach der Pfeife des Bootsmanns ihre kettengelähmten Glieder wieder grad' tanzen müßten. Der Verfall der Musik und der neue Aufschwung der plastischen, insbesondere der dramatischen Kunst deute auf die Genesung der kranken Zeit. Man wurde endlich darin einig: daß ein jedes Genie einer bestimmten Kunst nur der eigenthümlichste Ausdruck des Gemüthes seiner Zeit, mithin von ihr in allen seinen Fasern bedingt sei. Wie sich so eine Zeit in ihrem Kunstgenie selbst genieße, so müsse die darauf folgende die ihr überlieferten Meisterwerke als ein- für allemal abgeschlossene Thatsachen hinnehmen und

mit ihnen ihr einseitiges Leben zu ergänzen suchen. Benedict, ein Novize des Ordens, welcher erst vor Kurzem aus Wien gekommen war, nahm von diesem Gespräche Gelegenheit, diese Geschichte zu erzählen:

Das Königelfenstück.

Ich hatte auf dem Gewandhause in Leipzig zum ersten Male die fünfte große Symphonie, aus C—moll, von Ludwig van Beethoven, gehört. Noch berauscht von diesem Strome der Harmonie, welcher durch meine ganze Seele gebraust war, eilte ich die Straße hinunter, ohne den Regen zu achten, mit welchem der Monat März lauwarm den nahenden Frühling ankündigte. „Und dieser große Meister der Töne ist mein Zeitgenosse!“ sprach ich, „und ich sollte nicht den Trost haben, die Hand des Lebenden mit Danksagung zu drücken?“ Mit diesem Gedanken trat ich in mein einsames Zimmer. „Ein Brief aus Wien!“ rief mein Diener. Ich erkannte an Siegel und Aufschrift, daß er von meinem reiselustigen Freunde Robert kam, von dem ich lange Nichts gehört hatte. Ich erbrach den Brief und fand darin nur die Worte:

„'S giebt nur eine Kaiserstadt,
'S giebt nur ein Wien.“

Johannes, unser vagabundirender Musikant, ist auch da! Komm' doch!“

Nichts weiter im ganzen Briefe, aber dieser Zuruf entschied über mich. Noch war ich jung und freudig, schnell und entschlossen, noch war ich ein freies Roß, das mit flie-

gender Mähne Wette läuft mit dem Winde, und neckend die Vögel jagt, und ich gebrauchte meine Freiheit! „Zwei Freunde und Beethoven dazu in Wien!“ rief ich aus, und das Lied weiter trällernd:

„O, das muß prächtig sein,
Da möcht' ich hin!“

rollte ich schon am dritten Tage darauf im Cabriolette auf dem Eilwagen in das blaue Böhmen hinunter, vor mir im grauen Märzhimmel schmetternd die erste Frühlingslerche, weiter und weiter, bis ich endlich am Kohlmarkte in Wien bei meinen beiden Freunden Abends am Kamin saß.

Von wem konnten wir anders sprechen, als von Beethoven? „Du kennst ihn, Johannes,“ fragte ich, „sprich, welchen Eindruck macht er im gewöhnlichen Leben?“

Johannes legte die Hand über seine Augen, als wollte er sich besinnen, dann sagte er: „Ja, du solltest ihn gesehen haben, wie noch nicht die harte Hand des Geschickes seine Gestalt gebeugt, sein edles Antlitz verdüstert hatte! Wie ein junger Apollo, frei und schön, schritt er durch die Straßen hin. Schon sein Gang verrieth, daß er nur ein fremder Gast auf dieser Erde ist, so leicht und kräftig war er. Seine herrliche, hohe Stirne, über welche das Haar eine wilde Wetterwolke schlug, sein klares, leuchtendes Auge und der schöne Mund, so unschuldig und kindlich, das Alles sprach die göttliche oder dämonische Weihe seines Geistes aus! Jetzt ist er fast für Niemand mehr sichtbar. Einsam und düster lebt er in seiner Klause. Man sagt, er sei krank!“

„Heute Abend noch,“ setzte Robert hinzu, „erwarte ich meinen Freund, den Grafen Joseph, welchen Beethoven auch

jetzt noch zuweilen vorläßt. Dieser kann dir mehr von ihm erzählen."

„Und doch, wie glücklich," entgegnete ich, „sollte ein solcher Genius sein, der das innerste, geheime Seelenleben, den Zusammenhang des Menschen mit Gott und der Natur, in seiner Kunst aussprechen kann, wie überselig, mit seinen Zaubersprüchen die Geisterwelt in das gemeine Dasein herunterrufen zu können!"

„Von diesem Glücke," versetzte Johannes, „weiß die schwedische Volkssage, welche den Geist der Musik in der Natur zu einem gespenstigen Wesen macht, und ihn den König Elf nennt, nicht viel zu erzählen. Dieser König Elf soll sich gern bei Wasserfällen, am Meere oder auf hohen Bergen aufhalten und dort einsam auf seiner Harfe wunderbare Weisen spielen. Wer ihm ein Stück ablernt, der soll damit allen Wesen gebieten können. Wenigen soll dieses auch gelungen sein, aber diese sind dennoch immer im Elende gestorben."

„Wunderbar! Wunderbar!" sprach Robert, wie für sich; „eben fällt mir da eine Geschichte ein, die in einer schönen Gesellschaft ein junger Componist erzählt hat.

„Ich war kaum dem Knabenalter entwachsen," fuhr er fort, „als ich von einem Gönner an einem schönen Sommernachmittage zu einer vornehmen Familie mitgenommen wurde, welche nicht weit von hier auf einem Landgute wohnt. Dort sollte ich den großen Haydn kennen lernen.

Wir waren schon eine Weile dort, als der herrliche Meister mit seinem Schüler, welchen er damals hatte, ankam. Beide waren in der Familie als alltägliche Hausfreunde sehr bekannt. So jung ich war, so fiel mir doch

das eigenthümliche Wesen des schönen Jünglings, welchen Haydn bei sich hatte, auf.

Es war später Nachmittag, als Haydn diesen seinen Schüler aufforderte, frei über ein Thema auf dem Flügel zu phantasiren. Dieser entgegnete aber fast unwillig: „Ich hab' nun heut' keine Lust dazu!" — „Nun, so erzählen Sie eine Geschichte!" rief die schöne Tochter unseres Wirths. „Das geht schon eher," versetzte dieser und wendete sich auf dem Stuhle am Flügel, wo er saß, zur Gesellschaft herum, so daß sein linker Arm auf der Stuhllehne ruhte, und sprach mit einem phantastischen Lächeln: „Aber ich weiß nur Musikantengeschichten!" Haydn entgegnete: „Solche erzählst du ja am Besten! Lustig oder traurig, wie du willst!"

„Unter dieser Bedingung," rief ihm die junge Gräfin zu, „sollen Sie vom Flügelspielen dispensirt sein!" Haydn schaltete leise ein: „Wenn er sich nur erst in die musikalische Laune hineinerzählt hat, dann geht er von selbst an's Phantasiren auf dem Instrumente."

Der Flügelspieler sann eine Weile nach, dann sprach er: „Und aus Schweden ist meine Geschichte! Das ist nun eine geraume Zeit her, daß dort in einem Fischerdorfe am Meere, unter einem alten Schlosse, ein armer Student lebte, welcher in Upsala vier Wochen lang studirt hatte, und nun aus Armuth den Dorfmusikanten machte und, ich weiß nicht, warum, von den Leuten Punctum Colofonium genannt wurde. Er wohnte die Reihe um bei den Fischern, häufig aber auch bei Erichson, der fast noch Knabe war, jedoch nach seiner Aeltern Tode die älterliche Hütte eigen besaß. Dafür lehrte ihm Punktum Colofonium die Geige. Aus dem Jungen wurde aber nicht viel; denn im Wirthshause, wenn die Fischer und Matrosen Tanz hatten,

hielt er gar nicht ordentlich Tact. Das Wirthshaus hieß „zum scheckigen Seekalb.“ Dort war eine einzige, enge Stube, wo Wirthschaft und Tanz zusammen war. Weil für das Orchester kein anderer Platz da war, so wurde allemal vor dem Tanze ein Tisch umgelegt und mit seinem Gestell an ein Seil befestigt, das oben an der Decke durch einen großen, eisernen Ring ging. Dahinein wurde Punctum Colofonium mit der Geige, einem Lichte und einem Kruge Bier gesetzt, dann der Tisch am Seile in die Höhe gezogen, dieses selbst aber wieder an einem Haken an der Wand befestigt, so daß der Geiger oben aus seinem schwebenden Orchester, wie vom Himmel, heruntergeigte.

Hatte er nun die tolle Gesellschaft, welche nach und nach so zahlreich wurde, daß der Tanz nur noch in einem Hin- und Herwogen bestand, in den Tact hineingegeigt, dann legte er ruhig seine Geige weg, stopfte sich eine Pfeife Taback und schaute dem Tanze gemüthlich und ruhig zu, ohne daß die Tänzer vor dem eigenen Lärm die Pause bemerkten.

Gegen Morgen aber griff Colofonium wieder zur Geige, that drei kreischende Striche, kehrte das Instrument um, pochte darauf, und die ganze Gesellschaft blieb, wie entzaubert, still stehen, der Wirth ließ den himmlischen Musikanten herunter, welcher jetzt sein Honorar eincassirte, noch ein Gläschen Rum trank und lächelnd in seine Herberge heimging.

An einem Sonntage jedoch hatte Punktum Colofonium Abhaltung im scheckigen Seekalb Musik zu machen. Dafür schickte er Erichson hin. Ehe dieser aber abzog, sagte Punctum: „Erichson, sei einmal vernünftig und geig' nur immer das Lied: „Ueber's Meer, über's Meer, kommt ein altes

Schiff daher!“ weiter Nichts, hörst du? Sie sind einmal daran gewöhnt; Paſſ' auf, daß dir auch Keiner ohne Zahlung fortgeht! Du brauchſt nur während des Tanzes manchmal die Mützen zu zählen, die ſich herumdrehen! Hörſt du?“

Erichſon gab die beſten Verſprechungen und ging fort. Nach Mitternacht wurde jedoch dem Punctum Colofonium ſo ſchwer zu Gemüthe, ſo traurig und ahnungsvoll, daß er keine Ruhe mehr hatte, ſeine eigene Geige unter den Arm nahm und auf das Wirthshaus ſchlaftrunken zuſteuerte, indem er vor ſich hinbrummte: „Ueber's Meer, über's Meer!“

Aber ſchon von Weitem hörte er, daß Erichſon gar keine rechte Tanzmuſik machte. Wie erſtaunte er erſt, als er in die Tanzſtube ſelbſt hineintrat, und ringsherum die Burſche mit ihren Mädchen am Arm bewegungslos ſtehen und Erichſon zuhören ſah, der eine Variation nach der andern auf ſeine Tanzmelodie aufſpielte.

Lange hielt Punctum Colofonium nicht an ſich, haſtig machte er das Seil vom Kloben an der Wand los und ließ das Orcheſter mit Erichſon herunterſchweben, indem er ihn anſchrie: „Du heilloſer Junge, daß dich der Fiedelbogen erſchlüge! Da ſtehen die Herren und Damen und werden Nichts bezahlen! Fort mit dir! Und bin ich dir zum Lehrmeiſter nicht gut genug, ſo geh' zum König Elf und geig' mit ihm um die Herrgottsluft! Das kommt aber Alles her von der Dummheit. Iſt da der Kerl verliebt bis über das vierfach geſtrichene C hinaus, und nun ſoll's die Geige gethan haben! Marſch mit dir, Traumbuch!“

Die Fiſcher lachten hell auf, Erichſon aber ſchlich beſchämt, Thränen im Auge und ſeine Geige unter dem Arme, *hinaus in* die ſtürmiſche Nacht.

Da nun jetzt Punctum Colofonium wieder in seinem Orchester saß, die sieben magnetischen Striche gethan und den Tanz, wie ein Mühlwerk, angelassen hatte, stopfte er seine Pfeife und sah behaglich auf das nichtige Erdengetümmel herunter, bis der Morgen graute, wo er seine Geige wieder nahm, seine drei Endstriche that, dann auf die Kehrseite pochte, und so Alles zum Stillstand und Bezahlen brachte.

Als er aber bei seiner Heimkehr Erichson mit seinem vierfach gestrichenen C, mit seiner hohen Liebe weder in der Hütte noch sonstwo antraf, ward ihm doch bang um den Knaben.

Mit dem vierfach gestrichenen C hatte es zwar seine Richtigkeit; Punctum Colofonium wußte es nur zu gut, daß Erichson oben zu dem Söller der Burg, welche der alte Herr Kanzler aus Upsala als Kammergut besaß und wo er den Sommer über wohnte, zuweilen gegen Abend mit der Geige hinanschlich und auf den Saiten seinen Bogen melancholisch, wie ein Rothkehlchen, singen ließ, bis das schöne Töchterlein des Kanzlers oben zum Fenster heraussah und herunterrief: „Schönen Dank, Erichson!“ „Er wird noch verrückt darüber!“ sagte Punctum Colofonium, als Erichson drei Tage darauf noch nicht daheim war.

Da kam endlich an einem Morgen sein Nachbar zu ihm gesprungen und rief: „Erichson ist wieder da! Kommt! kommt! Unten am Ufer! Ei, was der geigen kann!“

„Daß ihn —!“ versetzte Punctum, und eilte mit hinunter zu dem Strande.

Dort oben auf dem Felsen, an welchem die See grimmig hinaufbrandete, saß Erichson und spielte die Violine. In mannichfaltigen Gruppen saßen und standen um ihn

herum Männer und Greise, Frauen und Mädchen, Alt und Jung. Er spielte aber in so wundersamer Weise, als kämen alle Töne, welche er anklingen ließ, aus einem Herzen, das aufgesprungen war, wie eine Rosenknospe zur Blüthe.

Das war ein Lachen, ein Weinen, ein Jauchzen und Klagen durcheinander, als wäre die Geige unter seiner Hand ein lebendiges, geistiges Wesen geworden, das vor Lust und Schmerz nicht mehr wo aus noch ein wußte!

Kaum hatte Punctum Colofonium die ersten Töne gehört, so geberdete er sich, wie unsinnig, warf sich auf die Erde und schrie: „Ich bin Schuld daran! Er hat seine Seele dem König Elf verkauft! Erichson! ach, armer Erichson!“ Als das Volk diesen Ausruf hörte, so stürzte Alles auf Erichson ein und schrie durcheinander: „Seelenverkäufer, schaff' dir deine Seele wieder! Werft ihn in die See!“

Erichson jedoch flüchtete sich bis auf die äußerste Spitze des Felsens, welcher so steil und abschüssig war, daß sich Niemand hinan getraute. Dort, umbraust von dem Meere und dem wüthenden Volke, setzte sich lächelnd der bleiche Junge nieder und fing wieder an zu spielen, so seltsam rührende Weisen, daß die Männer, Weiber und Kinder wieder still wurden und sich verwundert ansahen. Von der Meerseite herauf kamen Seerobben, welche ihre Schwimmtatzen auf die Felsenblöcke legten, und die neugierig ihre Köpfe hoch emporhielten; in einem Halbkreise herum, auf- und niedersteigend, schwammen, schnalzten und tanzten Delphine, aus der Ferne, wie eine Wasserhose, brauste ein Wallfisch heran, der vor Lust hohe Wasserpalmbäume emporsprühte, oben aber, hoch über dem Felsen und dem Haupte

Erichson's, drehte sich, wie ein wunderliches Rad, ein unzählicher Schwarm von Möven und andern Seevögeln.

Nicht lange hatte Erichson so gespielt, als sich ein fremder Herr durch das Volk empor bis hinan zu dem höchsten Gipfel, auf welchem Erichson saß, drängte und ihm zurief: „Junge, willst du dein Glück machen, willst du mit nach England schiffen, so steig' herunter!"

Erichson gehorchte, der fremde Herr nahm ihn unter den Arm und zog ihn mit sich fort. Niemand folgte ihnen.

Seit dieser Zeit wurde Punctum Colofonium kopfhängerisch. Niemand brachte ihn mehr dazu, die Violine zu spielen, Niemand sah ihn mehr im Wirthshause auf seinem himmlischen Orchester. Dafür hatte er sich an den alten Küster und Schulmeister des Ortes angeschlossen, welchem er im Schulhalten beistand und Sonntags für ihn in der Kirche die Orgel spielte.

Nach und nach wurde sein früherer, weltlicher Lebenswandel zusammt dem jungen Erichson vergessen. Von dem Pfarrer, ja sogar zuweilen von der gnädigen Herrschaft auf dem Schlosse ward der geschmeidige Küsteradjunct, — die Leute sagten: „Schulmeistergeselle," — zu Tische eingeladen, und als endlich der alte Küster starb, war kein Besserer da, als er, der die Stelle hätte bekommen können.

Die Tochter des Kanzlers, Helene, war unterdessen zur schönen Jungfrau erblüht. Viele reiche und mächtige Herren hatten um sie geworben, bis endlich ein deutscher Oberst, der ihre Bekanntschaft in Upsala gemacht hatte, ihre Hand errang.

An einem schönen Juliabend war das ganze Schloß erleuchtet; an langer, prächtiger Tafel, welche mit schwe-

ren, goldenen und silbernen Gefäßen besetzt war, prangten viele Herren und Damen, vor Allen aber die schöne Braut Helene, und zu ihrer Seite freudig und herrlich der Oberst, ihr Bräutigam.

Der alte Herr Kanzler war so aufgeräumt, wie ihn noch Niemand gesehen hatte.

Nach alter schwedischer Sitte fehlte bei dem Hochzeitsgelage nicht der Küster. Punctum Colofonium saß gar ehrbar an der äußersten Tafelecke, hier einmal als wahres Schlußzeichen und Punktum; wußte gar sittsam Messer und Gabel zu gebrauchen, und steckte so kleine Bißchen in den Mund, daß man ihn für ein Eichhörnchen im Großen hätte nehmen können. So sehr hatte er sich cultivirt!

Als jetzt der Kanzler sein Auge bis an den äußersten Horizont der Tafel — den ehrlichen Punctum streifen ließ, schien ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Sinn zu fahren. Der kluge Punctum Colofonium hatte es kaum gemerkt, so neigte er den Rücken, drehte das feingepuderte Köpfchen, wie ein geschmeichelter Affe, schief, und zog den Beutel seines Mundes zu einem süßen Lächeln auf. Der Kanzler rief ihm zu: „Was meint Ihr wohl, geschätzter Küster, wenn ich Euch sage, daß ich vor Kurzem Euern Erichson gesehen habe, zu Upsala im königlichen Schlosse?!"

Dem Küster fielen vor Schrecken Messer und Gabel aus der Hand. Sprachlos stierte er den Kanzler an. Dieser aber fuhr fort: „Es ist wunderbar, wie oft in den niedrigsten Verhältnissen sich ein Talent entfaltet, das später die ganze Welt entzückt! An demselben Abende, wo ich die Freude hatte, am Hofe die Bekanntschaft meines lieben Schwiegersohnes zu machen, eröffnete uns unser gnädigster Herr und König, daß wir einen Virtuosen auf der Violine

hören würden, welcher nicht nur London und Paris, sondern auch die großen Städte Hollands und Deutschlands mit seinem Spiele begeistert hätte, und nun in seine Heimath zurückgekehrt sei, aus welcher er so unbeachtet und unbekannt fortgewandert wäre! Noch hatten wir kaum um seinen Namen fragen können, als Ruhe geboten wurde und aus der Nebenhalle hervor sich die Töne einer Violine vernehmen ließen, so melodisch klingend, und dann wieder so schneidend und jauchzend, und wieder, wie in vielfachen, glühenden Kreisen, durcheinander laufend, daß uns fast der Athem verging. Das war keine menschliche Musik! Ich sah vor ihr manche Gesichter erbleichen und manche Thräne sich aus den Augen stehlen."

„Das war der heillose Erichson!" flüsterte Punctum Colofonium wehmüthig für sich. Der Kanzler fuhr fort: „Wie nun das Spiel mit drei plötzlichen Strichen verklungen war" — („Das hat er doch noch von mir!" sprach leise Colofonium) — „und die Gesellschaft sich neugierig in die Halle drängte, sahen wir im hellen Kerzenlicht einen schlanken, bleichen Jüngling stehen, welcher mit seltsamen, großen, klaren Augen zu uns herüberschaute.

„Da nahm unser gnädigster Herr und König einen Pokal mit Wein, gab ihn meiner Tochter Braut und sprach sehr gnädig zu ihr: „Aus den schönsten Händen soll der Künstler die freundlichste Gabe haben!"

Wie aber meine Helene ihm den goldenen Ehrenbecher überreichte und er sie wie bekannt anredete, erschrak mein armes Mädchen so, daß er sie mit dem Arme auffangen mußte! — Und als ich ihn selbst erkannte und den Knaben Erichson nun als einen so schönen Jüngling und als einen berühmten Künstler wiedersah, freute ich mich selbst

recht herzlich. Ich habe ihn eingeladen, zu uns zu k
men. Kommt er, so soll ihm viel Gutes von mir geschehen
„Die Kunst und der junge Künstler sollen leben!“
Alle stießen mit an, bis auf Punctum Colofonium, wel
that, als wäre ihm die Serviette hinuntergefallen.

Bei diesen Reden war es fast Mitternacht geworden
Die junge Braut saß wie in tiefen Gedanken da. W
rend sie so für sich hinträumte, war es ihr, als hörte
aus der Ferne etwas tönen, wie Wassertropfen, welche
eine metallene Platte hoch und klingend herabfallen. S
verschmolzen sich die Klänge, wie zu einer Melodie, we
töuen mochte, wie die Weise bei einem Elfentanze, so he
lich süßlockend, dann wie Wehklage, Mark und Gebein dur
rieselnd, und wieder wie milde und doch dringende Bi

Mit Gewalt suchte sie sich von diesen Tönen los
machen, sie kamen immer wieder. Es war ihr, als kl
gen die Strahlen des Mondes, welche durch die gothisch
gemalten Fenster in bunten Farben hereinfielen, so w
dersam auf sie ein und riefen ihr heimlich in die Se
„Erichson ist da! Dein Erichson! Der arme, gute Er
son! Komm' doch, du Süße, du Liebe!“

Immer mächtiger wurden die Töne über sie, welche
sie webten und sich zu einem Netze verschränkten, das ü
ihrem Haupt zusammenschlug.

Jetzt war es ihr, als ginge die Thür auf — weit
weit, so daß sie hinübersehen konnte, ganz deutlich auf
mondbeschienenen Felsen, auf dem sie Erichson sitzen
die Violine spielen sah. Hinter ihm empor stieg nebell
und gewaltig ein gespensterhafter Greis, welcher eine
dene Krone auf dem Haupte trug, mit zwei Sternenau
zu ihr herüberblickte und ihr mit der Hand winkte.

Da konnte sie nicht länger widerstehen. Sie stand geuschlos von der Tafel auf und verschwand durch die Thür. ie Gesellschaft sah sich befremdet an. Alles ward im nzen Saale still.

Jetzt hörte man deutlich aus der Ferne ganz eigene olintöne, wie Wandervögel rufend, herüberziehen. „Was das?“ rief der Kanzler. Punctum Colofonium sprang t Ende der Tafel plötzlich auf und rief, wie in Todesgst: „Das ist Erichson mit dem vierfach gestrichenen C, das das Königelfenstück, aber rückwärts gegeigt; ich kenne es! verspielt er nun gar die Seele! aber er thut's ihr doch , daß sie zu ihm muß!“

Auf diese Worte stürzte jetzt Alles fort, die Braut zu chen. In keinem Zimmer, keiner Kammer, nicht im chlosse, nicht im Hofe war sie zu finden. Da eilte der räutigam schnell zum Thore hinaus. Kaum hatte er sich n den hohen Thurm hinumgewendet, so sah er auf dem lfenkamme, dort, wo er von dem gegenüberstehenden Fel- t am Meere wie gewaltsam abgerissen und zurückgedrängt ır, und einem Abgrund Raum machte, eine weiße Geilt händeringend im Mondscheine, weit vorgebogen, als ge sie eine Geisterhand hinunter. In Eile hatte er sie eicht. Es war Helene, welche ohnmächtig in seine Arme nk.“

Hier brach der Erzähler, Haydn's Schüler, auf einal ab, drehte sich zum Flügel um, auf dessen Claviatur rückwärts mit der Hand schon längst dann und wann einen on angeschlagen hatte, sprach kein Wort mehr, sondern ig vielmehr das bekannte Lied „Adelaide“ an zu spielen id zu singen, und wie er damit zu Ende war, ließ er so ltsam die Töne jauchzend und tosend durcheinander \aw-

fen, als hätte er alle aus ihrem irdischen Kerker befreit und zöge nun mit ihnen siegestrunken hinüber in das große Reich der Harmonie.

Die schöne Tochter unseres Wirths sagte aber fast gereizt: „So ist er nun! Jetzt hat er uns Alle vergessen! Ja, er weiß nie, wo er ist.“

Doch hatte sich der junge Künstler auf dem Instrumente bald ausgetobt. Wie selbstvergessen rief er: „Könnte ich nur so ein Königelfenstück geigen, meinetwegen vorwärts oder rückwärts, zum Leben oder Sterben!“

„Wovon schwärmst du wieder?“ sagte jetzt Haydn leise zu seinem wunderlichen Schüler, indem er ihn sanft auf die Schulter schlug. „Ach so — von Bremen!“ erwiderte dieser. „Diese Redensart,“ schaltete Robert ein, „hatte er nämlich an sich, wenn er sich wegen seiner Zerstreutheit entschuldigen wollte.

Um die Unterhaltung, welche durch das Benehmen des jungen, eigenen Mannes etwas verstört war, wieder in Gang zu bringen, fragte unser gütiger Wirth: „Nun, war das schon das Ende der Geschichte?“

„Ja, die geht weiter fort!“ erwiderte der junge Künstler, drehte sich auf dem Sessel um, legte den linken Arm auf die Sessellehne und fuhr fort: „Nun, der deutsche Oberst lebte vermuthlich recht glücklich mit seiner schönen Schwedin in Deutschland!“ „Aber der arme Erichson?“ fragte die schöne Tochter unseres Wirths. „Bedauern Sie ihn, meine Gnädige? Ach ja! zu bedauern ist er wohl! Denn nachdem er in jener Hochzeitnacht so seltsam gespielt hatte, konnte er keine Musik mehr machen. Sobald er nur die Violine zur Hand nahm und mit dem Bogen über die Saiten wegzog, verschloß sich sein Gehör; denken Sie

um des Himmels Willen, ein Sohn der Harmonie, und taub!

O, das muß ein Elend sein! Die ganze Seele voll Melodie, daß sie vorspringt bis an die Fingerspitzen, und taub dazu! Das ist eine lächerliche und wahnsinnige Geschichte zugleich! Doch auch dieses Leid mußte der arme Erichson auskosten; er wurde aber darüber schwermüthig, melancholisch, sagte man. Tage und Nächte lang saß er auf dem Lager im väterlichen Erbhause, das er noch besaß, auf seinem Schooße die treue Violine, welche er, wie ein Liebhaber seine todte Braut, betrachtete.

Weil er nun mürrisch und verschlossen war, so flohen ihn alle Menschen um so mehr, als das Gerede ging, daß er ein Hexenmeister wäre. Die sind freilich hier, wie in Schweden, selten. Er möchte wohl verhungert sein, wenn sein alter Diener, welchen er aus Holland mitgebracht hatte, nicht das gewonnene Geld verwaltet und ihn, wie ein Kind, gewartet und gepflegt hätte. Außer diesem seinem Diener war er für Niemand sichtbar.

So vergingen zehn Jahre. Helene, deren Gemahl unterdessen im Kriege gefallen, war um diese Zeit mit ihrem kleinen Sohne wieder in ihr Vaterland und auf ihren Stammsitz zu ihrem alten Vater zurückgekehrt. Punctum Colofonium, welcher sich auf dem Schlosse bei dem Kanzler dadurch sehr in Gunst gesetzt hatte, daß er ihm die Zeit durch Vorlesen aus alten Chroniken vertrieb, war häufig dort.

Da Niemand dort oben von dem unglücklichen Geiger sprach, so hielt auch er es für angemessen, von ihm zu schweigen, obschon er sich zuweilen nach ihm theilnehmend erkundigte, auch manchmal dem alten Diener desselben eine

fette Gans für ihn zustellte; denn Gänsebraten ging dem trefflichen Küster über Alles, und keinen größern Beweis von Liebe und Freundschaft kannte er, als eine fette Gans geschenkt zu erhalten oder zu verschenken.

Als er einst auf dem Schlosse einen solchen Braten mitverspeist und dazu gar spanischen Wein zu trinken bekommen hatte, und nun so seelenvergnügt in das Dorf herunterstieg, daß er heimlich durch die Zähne das fidele Liedchen summte: „Ueber's Meer, über's Meer kommt ein altes Schiff daher!" — kam ihm der Diener Erichson's entgegen und bat ihn, mit zu seinem Herrn zu kommen, welcher ihm etwas zu entdecken habe. „Fragt er endlich doch einmal nach mir?" sagte der Küster, „nun, das muß kurz vor seinem Tode sein!"

Indem er so vor sich hinwankte und, von vornehmer Eitelkeit angesteckt, den Busenstreifen vorzupfte, ging er mit hinab zur Hütte des Unglücklichen. Dieser lag auf Thierfellen am Boden, neben sich seine Violine, welche für ihn verstummt war.

Gleich bei seinem Eintritte sprach Punctum Colofonium mit all' dem feierlichen Ernste, welchen er im Amte und Herrendienste sich angeeignet hatte: „Nun, Erichson, willst du endlich ablassen von der verfluchten Kunst? Du siehst ja selbst, daß dich Gott bessern will, da er deine Ohren verschließt, sobald du Musik machen willst! Werde lieber fromm, wie ich es gethan habe! Du kannst glauben, dem Frommen geht es immer wohl auf dieser Welt! Sieh' mich nur selbst an! War ich nicht vormals so mager, wie du? Jetzt, wenn ich in den Spiegel blicke, kommt mir fast eine sündige Eitelkeit an, sehe ich, wie ich mich abgerundet habe und wohlgefällig geworden bin!"

Erichſon aber entgegnete: „Läſtere nicht auf die Kunſt; denn ſie iſt das zweite Wort, durch welches Gott mit der armen Menſchheit hienieden ſpricht, oder, wenn du lieber willſt, ſein herrliches Gewand, gewoben aus Andacht und Entzücken! Wie ich noch nicht an der heiligen Kunſt geſündigt hatte mit böſer Leidenſchaft, ſtand ich gar nahe vor ſeinem Throne! Und ich weiß auch, daß meine Seele wieder klar werden wird!“

„Aber, lieber Erichſon,“ verſetzte Punctum Colofonium, „wenn du deine Seele verkauft haſt an den König Elf“ — Erichſon ließ ihn nicht ausreden, ſondern rief: „Schweig', du armer Menſch! Was willſt du gegen Den ſagen, auf deſſen Fittige Gott Himmel und Erde gelegt hat, in deſſen Odem Alles lebt, webt und lebendig iſt?!“ — „Und du kennſt ihn?“ — „Ja!“ verſetzte Erichſon, „und das danke ich dir! Und da ich merke, daß meine große Stunde kommt, wo ich eingehen werde, dort, wo die lautere Harmonie iſt, von der wir armen Menſchen in dieſer ſchweren Luft nur einen dumpfen Abklang haben, ſo will ich dir meine Sünde beichten, damit mein Herz frei wird! Vielleicht weißt du noch, daß du mich einſt von der Tanzſtube fortgejagt haſt, mit der Weiſung: ich ſollte zum König Elf gehen! Wie ich nun kindiſch und gläubig war, und ſchon von den Leuten gehört hatte, daß man den König Elf zwingen könne, ſein Zauberſtück Einem zu lehren, wenn man ſich an das Meer ſetze um Mitternacht, und eine Stunde lang sotto ponticello geige in verfluchten Mißtönen, und ich dabei auch an die Tochter des Kanzlers dachte, die ich zu erringen glaubte, wenn ich ein ſo großer Meiſter würde, ſo faßte ich mir ein Herz und that mit der Geige, wie ich gehört hatte. Heute noch gellt mir die Seele von jenen entſetzlichen Tönen, welche

ich damals der Violine abzwang; ich aber war wie rasend, ein jeder Ton ward mir zum Todesschmerz und ging, wie eine stumpfe Säge, reißend und zerrend durch alle meine Nerven; aber ich ließ doch nicht nach. Da war es mir endlich, als sähe ich weit in unermeßlicher Ferne um mich herum einen rauschenden, klingenden Kometen schweifen, der, wie ein Orkan, in immer kleinerm Kreise herandonnerte, und endlich einen großen Regenbogenring um mich herumlegte mit sieben Farben, welche, wie Blitze, durcheinander zuckten. Da sah auf mich herab plötzlich ein wunderbar schönes, majestätisches Angesicht, und jetzt war es mir, als hörte ich sprechen: „Armer Wurm, meinst du die Weltharmonie zerreißen zu können?“ Und nun hörte ich Ton für Ton die göttliche Weise, die ich nachher dann und wann mit meinem Spiele wieder zu erhaschen suchte! Ich war von tausend Seligkeiten trunken! Als diese Weise mir verklungen war, hörte ich wieder sprechen: „Kennst du das Gute, lerne auch das Schlimme! Das erste befreit, das letzte bindet die Geister! Wehe dir, wenn du es spielst!“

„Und nun hörte ich auch das schlimme Stück, das ich noch besser merkte, als das gute, und das ich nur einmal gespielt, und — nun nie wieder den Klang der Musik darnach gehört habe! — So ist Alles, Alles verloren!“

Jetzt versank Erichson wieder in tiefes Nachdenken. Nach einer Weile rang sich, wie tief aus seinem Herzen hervor, leise fragend das Wort: „Helene?“

„Ihr Gemahl ist todt; sie ist vor Kurzem mit ihrem kleinen Sohne zu ihrem Vater zurückgekehrt.“

Erichson nickte mit dem Haupte und sprach für sich: „So schließt sich der Ring ab; es konnte nicht anders kommen! Ich werde nicht eher sterben können, als bis ich das

echte Königelfenstück, an dem ich zeitlebens studirte — mein Requiem — mir doch wieder ausgesonnen, noch einmal gespielt, noch einmal gehört habe. Sollte meine Sterbestunde so austönend hinaufklingen zu dem Schloß, so bitte sie, daß sie bete für die Ruhe meiner Seele!"

Da Erichson sein Gesicht jetzt mit den Händen bedeckte und nicht mehr sprach, entfernte sich Punctum Colofonium. Ob er die Bitte des Armen der hohen Frau eröffnet haben mochte, weiß ich nicht, da er in seinem ganzen Benehmen gegen das Haus seines Gönners, des Kanzlers, gar vorsichtig und diplomatisch war. Doch sah man seit einiger Zeit öfters Helene mit ihrem kleinen Sohne auf dem Balcone stehen und gedankenvoll hinunterblicken auf die Hütte, in welcher der unglückliche Geiger lebte.

So saß sie auch einst dort oben auf dem Balcone, neben ihr der Kanzler, ihr Vater, und vor ihnen Punctum Colofonium, ein dickes, aufgeschlagenes Buch in seinen Händen, worin er dem Knaben der schönen Wittwe Bildnisse der Nordlandsrecken und wilde Thiere und Drachen zeigte.

Eben neigte sich die Sonne zum Untergange nach dem Meere, das in gluthrothen, langen Wogen ihr entgegen zu athmen schien. Wie durch einen rosenfarbenen Meerhimmel, zogen die Fischernachen mit weit aufgeblähten, weißen Segeln, wie Schwäne, dem Ufer zu. Eine große, feierliche Stille hatte sich über die ganze Natur gelagert.

Da schien es, als begönne die Luft in sich selbst hinein zu singen und zu klingen. Alle horchten auf. Wie ein süßer, selig gewordener Schmerz, wie fromme Pilger, erlöst von aller Qual der Erde, himmelan zur ewigen Heimath,

Hand in Hand, lobpreisend und singend aus dem Erdenthale, wallten die Klänge empor.

Helene weinte unaufhaltsam, Punctum Colofonium aber legte seinen Zeigefinger an die Nase und sprach zu seiner eigenen Genugthuung: „Das ist das echte Stück, das er spielt! Nun wird er sterben können.“

Der Kanzler stand auf, faßte Helenens Hand und sprach: „Welche Schuld auch Erichson tragen mag an jenem wunderbaren, schrecklichen Einfluß, welchen an jenem Abende sein Violinspiel auf dein Gemüth äußerte, so laß' uns doch mit ihm versöhnen, der sich zur wahren Harmonie zurückgefunden hat und wohl bald dem ewigen Frieden entgegen geht.“

Helene nahm ihr Söhnchen auf den Arm und stieg mit ihrem Vater in das Thal hinunter; mit sich selbst in sanften Handbewegungen gesticulirend, folgte hinterdrein Punctum Colofonium. Wie sie sich so der Hütte und der Musik selbst näherten, war es ihnen, als träten sie ein in eine große, altgothische Kirche, deren Pfeiler krystallen und klingend zum Himmel aufstiegen und oben sich zusammenwölbten in eine große, flammende Rose.

„Ausnehmend schöne, präcise Uebergänge!“ flüsterte Punctum Colofonium für sich, „kräftig mit langem Bogenzug vorgetragen, in guter, alter Manier! Ich muß nur meine alte Violine wieder einmal vornehmen! O, ich bin noch nicht alle Tage todt!“

Als sie eintraten in die Hütte, sahen sie Erichson auf seinem Lager aufrecht sitzen und das geliebte Instrument spielen. Er bemerkte die Eintretenden nicht. Seine Augen waren halb geschlossen und wie nach innen gekehrt.

Helene beugte sich mit dem Kinde zu ihm nieder. Da

that er den letzten Strich, legte das Instrument neben sich, schlug die Augen auf und blickte in das himmlische Angesicht Helenens. Ein kindliches, unschuldiges, seliges Lächeln flog über sein Antlitz. „Helene!“ rief er, aber wie er die Arme zu ihr emporheben wollte, sank er auf sein Lager zurück. Seine Hände falteten sich, wie zum Gebete, seine Augen schlossen sich; — er war entschlafen.“ —

„Haydn's junger Freund schwieg jetzt. Da auch die Gesellschaft, mehr oder minder gerührt, das Schweigen nicht unterbrach, that dieser einige wilde Griffe auf dem Instrumente, hörte wieder auf, summte einen musikalischen Gedanken, welcher in ihm jetzt aufsteigen mochte, vor sich hin und verließ, ohne sich zu verabschieden, zerstreut und wie im Traume die Gesellschaft.

„Der Arme hatte in prophetischer Vorahnung fast sein eigenes Schicksal erzählt.“

„Darf ich, Robert, deinen Erzähler errathen?“ fragte ich.

„Er war es!“ erwiederte Robert.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür; der längst erwartete Graf Joseph trat langsam und feierlich herein. Mit hervorstürzenden Thränen rief er: „O, dieser Schmerz! Heute hat die Erde wieder einen großen Mann verloren. Vor einer Stunde starb — Ludwig van Beethoven!“

Der Abt dankte im Namen des Ordens dem Novizen für seine Erzählung und beschloß mit der Aufforderung, daß jegliches Mitglied bei Vermeidung strenger Buße den Maskenball besuchen solle, welcher im Hôtel de Pologne auf nächsten Dienstagabend angesetzt war, die Sitzung.

Die meisten Brüder verließen den Saal, es waren nur

noch vier bis fünf zurückgeblieben, welchen ein junger Franzose, Namens Leclerc, ein Gast der Gesellschaft, eine französische Carnevalsgeschichte zu erzählen versprochen hatte:

Le Bal Beaudouin.

„Mein Vater," begann Leclerc zu erzählen, „ist ein reicher Seidenhändler in Paris, ich und meine Schwester Lucie sind seine einzigen Kinder, die Mutter haben wir in den ersten Jahren unserer Kindheit verloren, der Vater hat sich nicht wieder verheirathet. Ich wurde im väterlichen Hause, meine Schwester im Kloster erzogen. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht, doch hatte ein Student der Medicin, Robert Lesailles, Gelegenheit gefunden, sich ihr bekannt zu machen und einen Liebeshandel mit ihr anzuspinnen. Ihre Liebe mochte in der schönsten Blüthe stehen, als mein Vater sie aus dem Kloster nahm und mit einem alten, reichen Geschäftsfreunde verlobte. All' ihr Bitten, sie nicht zu dieser Verbindung zu zwingen, all' ihr Jammern, ihr noch Zeit zu gönnen, rührte nicht sein Herz. „Deine Mutter," war die einzige Antwort, „hatte vor ihrer Verheirathung mit mir gleiche Grillen, und doch sind wir miteinander glücklich geworden; denn sieh', liebes Kind, ein Ehestand, welcher sich auf Vermögen gründet, ist ein Haus, das guten Grund hat, es fällt nicht leicht ein." Nach der Fastenzeit sollte die Hochzeit sein. „Wohl denn," sagte meine Schwester zu mir, „so gehört der Carneval noch mein." Ich mußte ihr versprechen, heimlich sie auf den bal Beaudouin zu führen. Es war Aschermittwoch,

und viele Hunderte Eckensteher liefen gegen Abend auf den Boulevards herum mit transparenten Ankündigungen: „Le bal Beaudouin!“ Ich war einer der Ersten, welche die Kette bei dem Billetverkaufe machten, und konnte schon Abends acht Uhr meiner Schwester Lucie hinter dem Rücken unseres Vaters die beiden Billete zeigen. Um elf Uhr küßte der Vater Lucie die Stirne, gab mir die Hand zur guten Nacht, und ging zu Bette, wir Beide auch, doch nur um wieder aufzustehen, und uns in die Maskencostume zu werfen, welche wir in Bereitschaft hatten, und unter dem Schutze des Portiers aus dem Hause zum Balle zu eilen. Als wir dort Arm in Arm ankamen, fanden wir das Haus bereits von unzähligen, abenteuerlichen Maskenfiguren belagert; denn noch waren die Thüren, welche sich erst um Mitternacht öffnen sollten, verschlossen. Noch war es im Theater todtenstille, selbst das Brausen der Volksmenge davor glich einem Walde vor dem Sturme mit unheimlichem Flüstern, so daß man die hämmernden Zimmerleute und Tapezierer, welche noch im Saale beschäftigt waren, wie pickende, pochende Spechte, vernehmen konnte. Zuweilen schlich sich auch ein Ton vom Stimmen der Instrumente heraus; Lucie zitterte, wie voll Angst, an meiner Seite. Jetzt hörten wir von Nôtre Dame die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde metallen, langaustönend und dräuend, wie die zornige Stimme eines Fastenpredigers, durch die Luft zittern, einen jeden Glockenschlag begleitete die harrende Volksmenge mit einem höllischen, doch noch halbunterdrückten Jubelschrei, mit dem zwölften Schlage sprangen die Thüren des Theaters auf, und wie ein Strom geschmolzenen, flüssigen Erzes bei einer Feuersbrunst in ein Bassin, so quoll der tolle Schwarm hinein und platzte dort in einzelne Gruppen im tausend-

stimmigen, wüsten Geschrei auseinander. Es war eine tausendgliedrige Masse, grölzend, brüllend, wiehernd, springend, kugelnd, bockend, in gräßlichem Gelächter durcheinander, eine Republik der Narrheit, zusammengewürfelt aus Robert Macaire's, Pierrot's und Pierretten, Polichinelle's, Matrosen, Fischermädchen, Hidalgo's, Rosenmädchen, Banditen und Schäferinnen! Die ganze goldene Jugend des Jahres stak in diesen Masken. Bald waren nicht nur der Saal, sondern auch die Logen, die Corridors, das Foyer gefüllt. Im Hintergrunde des Saales, hinter der Draperie brennendrother Vorhänge saß das Orchester so verborgen, daß man nur den Hexenmeister Beaudouin auf seinem erhöhten Tritte mit dem Taktirstocke in der Hand stehen sah. Lucie hatte mich in die Loge gezogen, welche wir sonst bei der Oper abonnirt hatten. Dort trafen wir die schlanke, schwarze Figur eines jungen Mannes, welcher auf der Brust einen Todtenkopf von weißem Zeuge aufgenäht trug. Er begrüßte uns und gab sich zu erkennen. Es war Lesailles, der Geliebte meiner Schwester. „Nach einer Stunde," sagte er lächelnd, „führe ich Ihnen meine Tänzerin hierher zurück, lieber Bruder!" und verschwand mit ihr. In diesem Augenblicke hob Beaudouin den Taktirstock, ein gellender Pfeifenruf, ein Trommelwirbel, und im krampfhaftem Zittern scheint unten im Saal die Gesellschaft gebannt zu sein. Es wickelt sich aus ihr ein Fandango heraus; es sind die spanischen Ballettänzer mit ihren Tänzerinnen bei der großen Oper, Castagnetten schlagend, auf den Zehenspitzen pirouettirend, sich einander bald fliehend, sich verfolgend, bald sich wieder vereinigend, hingießend Leib zu Leib, jetzt sich anstarrend, wie in tödtlicher Lust, und nun kommt der groteske Cancan, dieser wahnsinnige, gliederverdrehende, gesichterschneidende Tanz

Aller zugleich, durcheinander, scheußlich romantisch in arabeskenartiger Willkührlichkeit der aus der Schlaffheit zu Verzuckungen aufgestachelten, sündhaften Glieder. Die verrückte Musik scheint Glied von Glied zu emancipiren, Alles dreht sich, wie besessen, im Wirbel herum. — Jetzt fällt ein Kanonenschuß, Sturmgeläute, wieder ein Kanonenschuß, lautlose Stille überall und nun der Ruf einer Stentorstimme: „Die Hugenottenquadrille!“ Die Galoppade beginnt. Die Musik wird zu einer teuflischen Malerei in Tönen; man wähnt die stürmenden Glocken und das Geschrei: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ zu hören — dazwischen abgebrochene Sätze aus Psalmenmelodien, knatternde Flintenschlösser, Gewehrsalven, Triumphgeschrei der Mörder, das Angstgeschrei der Verfolgten, das Winseln der Sterbenden und immer wieder ein ängstlich klingendes Horn, als rufe es: „Coligny! Coligny!“ Durch allen diesen Wirrwarr der Töne hört man die zielenden Schüsse des eisernen Gewehres Karl's IX., welcher aus seinem Fenster unter das Volk schießt, begleitet von einem Pickelflötenkichern seiner Mutter, Katharina von Medicis. Aus allen diesen Elementen besteht die Quadrille; sie ist ein getanzter Bürgerkrieg. Wie die Colonnen durcheinander stürzen! Selbst das Gebäude geräth in die Schwingungen des bacchantischen Tanzes, der sich, wie ein Treibrad, um sich selbst dreht. In diesem Zauberringe wirbeln sich die äußersten Leidenschaften von ganz Paris, Frankreich's Zukunft in einem verzerrten Vorspiele, seine glänzendste Jugend in zerrissenen Kleidern, es flattern die Locken der Mänaden, ihre Augen haben nur noch einen starren Blick. Die Musik selbst ist nur noch ein wüthendes Volksgeheul, ein Orkan im Walde, man hört das Zusammenbrechen der Bäume; — dort stürzt ein

Tänzerpaar, die wüthende Colonne fliegt theils darüber hin
weg, theils verwirrt sie sich und verwickelt sich in den Fal
War das nicht Robert Lesailles mit dem Todtenkopfe vo
der Brust, der Gesellschafter meiner Schwester, der wahr
sinnige Vortänzer, welcher zuerst stürzte? Ich eile in de
Saal hinunter, Beaudouin hat mit einem Taktschlage d
Musik und die Galoppade beendigt; — mitten im Saa
liegt ein todter Mensch — Lesailles, Lucie neben ihn
knieend, die kleinen, weißen Fäuste in die Augenhöhlen g
drückt. Ein Polichinell ist mit ihm beschäftigt, er brich
ihm die geschlossene Hand auf, ein Fläschchen rollt auf de
Boden, es erhebt sich ein tausendstimmiger Ruf: „Er hc
sich vergiftet.“ So war es. Mitten im Tanze hatte e
die Phiole, welche er vorher zu sich gesteckt haben mocht
ausgeleert. Ich bemächtigte mich meiner Schwester un
brachte sie heim. Sie ist seitdem geistesabwesend. In einer
kurzen, hellen Momente erzählte sie, daß sich plötzlich di
Hand ihres Tänzers eiskalt angefühlt, sie jedoch noch ein
mal mit ihm durch den Saal getanzt habe, bis er star
niedergestürzt sei.

„Mein Vater hat mich auf drei Jahre aus Paris ver
bannt. Was sollte mich von dort sonst vertreiben? Doc
hinweg mit allen trüben Gedanken, noch bin ich jung un
die Welt gehört der Jugend!“

Der Sonntagmorgen war angebrochen. Benedict be
redete die Freunde zu einem Spaziergang in das Freie
Die Gefilde lagen bereits von Schnee und Eis befreit, nu
hier und dort sah man noch schmale, weiße Streifen, wi
Kreidestriche auf einer schwarzen Tafel. Die Sonne wa

über den Wald emporgetreten, und die Flur schimmerte mit ihren überreiften Bäumen und Büschen, wie das Fenster eines Juweliergewölbes. Am Himmel hoch oben zog eine Wolkenlämmerheerde vor dem bleichen Gesichte der Sonne einher; die Thäler waren frei vom Nebel, welcher sich in langen Streifen an den Bergwänden der Hoflößnitz hingelagert hatte. Die Luft war frisch und erquickend, wie Brunnenwasser.

Als die munteren Gesellen die Höhe hinaufstiegen, und die Aussicht nach der sächsischen Schweiz ihre Zauber ausbreitete, rief Johannes: „O, wann wird der Morgen der Freiheit in der Welt einst anbrechen?!“

„So seid Ihr,“ versetzte Benedict, dessen Augen und Gesicht von Lebenslust glühten, „selbst die Natur ist Euch nicht gut genug, um sie als Gleichniß für eine Idee zu verpuffen. Meinst du nicht, daß jedes Ding ein Recht hat, für sich selbst Etwas zu sein? Muß man denn immer durch die Brille die Welt angucken?“

„Ich kenne diese Redensarten,“ entgegnete bitter Johannes, „und alle Variationen auf Goethe's Worte: „Pfui, ein politisch Lied!“

„Als ob ich,“ entgegnete Benedict, „verkennen wollte, „daß jede erhabene Idee ein Moment der Begeisterung für den Dichter sein könnte, nur muß sie Fleisch und Blut geworden sein, um aus seinem Gemüthe, wie eine Blume, emporzuwachsen. Meinetwegen besinge die Freiheit, wie sie in einer Menschenthat zur Erscheinung gekommen ist, singe von der Liebe, wie sie in einer geliebten Seele ihre Arme um dich breitet, oder vom Frühling, wie er dich aus dem Kelche der Blume anblickt, in den Baumwipfeln flüstert oder aus der Brust der Nachtigall in einer Mondnacht

flötet, singe alle Töne heraus, nur laß' die fanatische Kopfstimme aus dem Spiele! Doch laß' uns vor allem Freunde bleiben!"

So waren sie oben auf der Anhöhe angekommen, wo sie die Linie der neuen Eisenbahn, wie sie sich zur Residenz im Thale hinaufzog, mit ihren Blicken verfolgen konnten.

Benedict hatte ein Fernglas bei sich, er schob es zurecht und schaute lange hindurch. Bei dem günstigen Wetter dieser Tage hatte die Arbeit wieder begonnen. Man sah Hunderte von Arbeitern an verschiedenen Stellen beschäftigt. Hier erblickte man einen Brückenbogen über einen Seitenweg wölben, die Maurer und ihre Handlanger, die auf- und abgehenden Aufseher, dort weiter zurück die lange Reihe von Schiebkarren, welche die Erde von einer Stelle zur andern schafften, da stampfende, dort grabende und schaufelnde Arbeiter. Man sieht wohl im Sommer Ameisen über den Weg in tausenderlei Beschäftigungen auf einer Linie durcheinander wimmeln, ein gleiches Bild vor lebendiger Beschäftigung gab hier die Aussicht auf die Arbeit an der Eisenbahn.

Benedict ließ endlich das Fernrohr vom Auge sinken und sagte: „Hier siehst du einen Gedanken, welcher Raum und Zeit überwindet und Städte, Länder und Völker c einanderkettet und sich als gewaltiger, feuerschnaubender Drache der vorwärtseilenden Zeit vorspannt, und denn ist er kein politisches Gedicht in deinem Sinne. Du kannst mit deinen rhetorischen Versen viel nützen, aber diesen fernen Gedanken überbieten sie nicht, denn er ist eine T geworden."

„Mir ist," entgegnete Johannes, „als lernte ich

noch verstehen, obschon dein ganzes Wesen mir wildfremd ist.“ —

„Hast du denn nie,“ entgegnete Benedict, „etwas Eigenes erlebt?“

„So will ich dir,“ erwiderte Johannes, „die heimlichsten Schränke meines Innern aufschließen!

Die unbekannte Schöne.

„In dem heißen Sommer vorigen Jahres,“ begann Johannes zu erzählen, „welcher uns, wie mit einem Zauberschlage, aus dem kühlen Norden unter den Wendekreis versetzt hatte, gewöhnte ich mich, am frühsten Morgen in das Freie zu wandern, um nach der schwülen Nacht in der Morgenkühle die matten Glieder zu erfrischen. Doch war die Hitze fast zugleich mit dem Aufgange der Sonne da, so daß ich es für räthlich hielt, meine Spaziergänge einzuziehen auf die Fußwege, welche auf der Südseite der Stadt zwischen Gärten und Feldern hinlaufen. Dort, wo die Gärten, wie ein gebogenes Knie, von dem Fußwege abbiegen und einer Wiese Raum lassen, hatte ich einen derselben entdeckt, welcher so süß verstohlen im Schatten liegt, daß ich mich nicht enthalten konnte, zuweilen auf den alten, gekrümmten Acazienbaum, welcher außen an der Mauer steht und mit seinen tiefen Aesten von selbst den Fuß zum Steigen einladet, hinaufzuklettern und in den Garten hineinzublicken. In der Tiefe desselben liegt ein kleines, altes Haus, dessen Fenster von grünen Jalousieen fast immer verschlossen sind. Ich hatte noch Niemand im Gärtchen gesehen, doch war es so sorglich bestellt, daß ich

an Feerei hätte glauben mögen. Während in der Sonnenhitze rings auf den Fluren alle Gräser verdorrten, schien es, als wenn nur diese kleine Stelle wunderbar vor dem Einflusse schädlicher Witterung behütet wäre. Es blühten darin die schönsten Levkoien- und Resedabeete, Nelken und Lilien durcheinander, und verbreiteten weithin die süßen Düfte, welche mich zuerst herbeigelockt hatten. In der Mitte des Gartens befand sich ein Springbrunnen, welcher mir das Räthsel der Frische umher erklärlich machte. Als der Monat August mit täglich steigender Sonnenhitze gekommen war, und ich mich in einer Nacht, wie in einem feurigen Ofen, schlaflos auf meiner Matratze wälzte, faßte ich den raschen Entschluß aufzustehen und einen Spaziergang in das Freie zu machen. Fast ohne Absicht kam ich wieder in die Gegend dieser Gärten. Es war so klarer Mondenschein, daß man einen Brief dabei hätte lesen können, doch war die ganze Natur noch eingewiegt in die Nachtruhe, nur die Heimchen zirpten und schrillten im eintönigen Chore ihr einschläferndes Wiegenlied.

Schon von Weitem wehte mir der Resedaduft des heimlichen Gärtchens entgegen und schien mich, wie mit Zaubergewalt, hinüberzuziehen. Als ich an die Akazie gelangte, kam es meinem Ohre vor, als wenn das Plätschern der Fontaine sich unregelmäßig vermehrt hätte. Ich setzte meinen Fuß in den Bug des Baumes und blickte über die Mauer. Ein Blick, und ich war in die schöne Zeit des griechischen Heidenthums versetzt. Denke dir, die keusche Luna wäre in dieses verborgene Bassin zum Bade hineingestiegen, die Marmorglieder nur vom Schleier langfluthender Haare und Mondscheindämmer verhüllt, um ein Bild von jenem Bilde zu haben, das ich dort erblickte.

Als hätte ich eine schwere Sünde begangen, sprang ich vom Baume herunter und irrte traumtrunken in den Feldern umher.

Du wirst es erklärlich finden, daß ich seitdem häufig zur blühenden Acazie wallfahrtete. Nach vielen vergeblichen Gängen glückte es mir, die Zauberin, welche dort so heimlich wohnt, wiederzusehen. Sie stand unter der Thür des Hauses und fütterte die Tauben, welche zu ihren Füßen herumliefen, ja sich ihr auf Schulter und Arm setzten, um aus dem Erbsenkörbchen, das sie trug, selbst zu picken, wenn die Hand mit dem Wurfe zu lange zögerte.

Ich hatte bald erspäht, daß dieses Gartenhaus auf der Vorderseite in die Gasse hineinstand, so daß ich Gelegenheit hatte, mich nach den Bewohnern desselben zu erkundigen. Haus und Garten gehören einer alten Frau, welche den Leuten die Karte schlägt, aus den Linien der Hand und aus dem Kaffeesatz wahrsagt. Sie hat zwei Kinder bei sich, — jenes Mädchen, welches ich im Garten gesehen hatte, und einen Knaben, welcher das Portraitmalen bei dem alten Schuber lernt. Die Alte hütet das Mädchen, wie ein Drache den Schatz; es ist unmöglich bei ihm Zutritt zu gewinnen. Ich suchte und fand jedoch vor Kurzem die Bekanntschaft mit Cecil, ihrem Bruder; — doch habe ich es noch nicht von ihm erlangen können, ihn bei seiner Pflegemutter besuchen zu dürfen. Ich versuchte durch Cecil mit seiner Schwester in Briefwechsel zu kommen, er ließ sich auch erst zu meinem Liebesboten bereitwillig finden, nahm jedoch kurz darauf sein Versprechen wieder zurück und beschränkte mich auf die mündliche Bestellung meiner Grüße an sie. „Sie habe mich gesehen, sie werde mich

kennen lernen!“ ist bis jetzt Alles, was sie mir durch Cecil hat wissen lassen.“

„Sieh', so blüht in deinem Leben,“ erwiderte Benedict, „ein so schöner Baum voll Poesie, daß du nur die Hand auszustrecken brauchst, um die schönsten Blüthenkränze dir zu pflücken.“

Unter diesem Gespräche kamen sie durch die Neustadt zurück und über die Brücke. Bei dem Georgenthore trennten sie sich mit dem Versprechen, sich ganz gewiß wieder nächsten Sonnabend im Casino zusammenzufinden.

Invocavit.

Der moderne Benedictinerconvent war am Sonnabende wieder vollzählig versammelt. Die Unterhaltung begann sich von selbst um den Maskenball in der Fastnacht zu drehen. Es gab viele kleine Abenteuer zu berichten, Masken zu schildern, Scherze zu erzählen, bis sich endlich ein Streit über die Bedeutung der Carnevalsfreuden für unsere Zeit erhob. Der philosophische Bernhard wollte den Carneval als Reaction der durch das Christenthum unterdrückten sinnlichen Gemüthswelt angesehen wissen; dagegen machte Johannes geltend, daß die Griechen mitten in ihrem Heidenthume die Dionysien gefeiert hätten, und daß man mit gleichem Rechte den Wein für einen Rebellen gegen das Christenthum erklären könne; denn durch ihn werde eine innere, unwillkürliche Trunkenheit, durch den Vorsatz, im Carneval toll zu sein, ein willkürlich äußerlicher Rausch bewirkt. Dieses Gleichniß brachte den alten Maler Schuber auf den Vorschlag, die Bekehrungsgeschichte eines Trinkers zu erzählen.

Vinetus.

„Die geräumige Feststube im Schösserhause zu Chorburg," begann der Maler, „war festlich mit grünen Kränzen

und Guirlanden geziert, reichfaltige Vorhänge schmückten die Fenster, an welchen Orangenbäumchen mit glänzendem Laube und süßduftenden Blüthen standen. Der Fußboden war so glatt gebohnt, daß er im Scheine des Kronleuchters, wie ein gelber Spiegel, sich ausnahm. Der ausgeheizte Ofen verbreitete eine so erquickende Wärme, daß man sich so unter Duft und Blumen in die schönste Sommernacht zurückträumen konnte.

Um die lange Festtafel herum saßen die mit besonderer Sorgfalt geputzten Gäste, obenan der Schösser Vinetus, der Freudengeber, und ihm zunächst seine näheren Freunde, der Oekonomieinspector Hahn vom herrschaftlichen Gute, dann der Diaconus Sittewald, und diesem zunächst Doctor Lindenschmied, der Arzt des Städtchens Chorburg. Ein so hohes Fest war noch kaum in Chorburg gegeben worden; denn heute feierte Vinetus, der sich gern im Glanze zeigte, das Jubiläum seines funfzigjährigen Lebensalters und seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung, und zugleich das Fest einer fünfundzwanzigjährigen Entsagung und Enthaltung vom Genusse des Weins; denn so lange hatte er Wasser und wieder Wasser getrunken. Welche schwere Kämpfe hatte er mit dem Wasserglase in der Hand in dieser Reihe von Jahren den Ueberredungen zum Weintrinken gegenüber mühsam und siegreich gestritten, welche schwere Stunden mit seinen eigenen Gelüsten durchgerungen! Aber er war standhaft geblieben. Ein solcher langer und schwerer Kampf, dieser fortwährende Sieg verdiente eine Palme, zum Mindesten einen Antheil am heutigen Jubelfeste.

Saß nun auch Vinetus groß und klar, wie der Wasserkönig, mit einem mächtigen Krystallglase voll so reiner Flüssigkeit heute bei der Tafel, so fehlten doch für seine

Gäste nicht die köstlichsten Weine, welche unter Pech und Kork mit verblichenen und vermooften Etiketten erschienen, um von ihren Kometenvätern zu erzählen. Wie der wunderliche Refrain eines dänischen Volksliedes, schlugen durch alle seine Gespräche die ermunternden Worte: „Doctor Lindenschmied, trink' doch! Diaconus, trink' doch! Inspector, Wein macht munter, o, so lange doch zu!“ Blühten aber auch alle seine Gäste rosenroth auf in der süßen Gluth des Weins, so blieb dennoch das Gesicht Vinetus' weiß, wie eine Wasserblume, und seine Augen, wie klare, blaue Vergißmeinnichte an einer Wasserquelle.

Nur zuweilen flog ein sarkastisches Lächeln über sein Gesicht, wenn er die Verwirrung bemerkte, welche der Dämon des Weins in den Gedankenreihen seiner Nachbarn anrichtete; denn auch die Tugend hat ihren Stolz; wer möchte nun gar einer solchen, ein Vierteljahrhundert lang geprüften Tugend bei ihrem Jubiläum nicht gern einen kleinen Triumph gönnen? Als aber Lindenschmied von dem großen Marschall Ney, bei dessen Regimente er früher als Wundarzt gewesen war, und der Buttermilch, mit welcher er ihn einst von einer schweren Krankheit curirt haben wollte, und dem schrecklichen Tode des großen Mannes zu erzählen anfing, — eine Geschichte, welche er bei jedem Trinkgelage und immer wieder anders erzählte, Sittewald aber unter bitteren Thränen gegen das Laster der Trunkenheit lospredigte, gerieth Vinetus in seine rosenfarbige Laune und lachte vom Himmel seiner Entsagung mit göttlicher Genugthuung seiner selbst gar erhaben herunter auf seine Tisch- und Zeitgenossen, welche, befangen von Wein und Widersprüchen, so tief unter ihm standen. Das ist der Lohn der Tugend! Nur der Inspector Hahn, welcher eine

so derbe Natur hatte, daß sie aller Macht des Weines Trotz bot, blieb auch jetzt in seinem geistigen Gleichgewichte. Um so mehr ärgerte ihn der heimliche Triumph des Schöffers.

Wie einen Stiletstoß, that er daher an ihn die Frage: „Aber warum trinkst du keinen Wein?“ Vinetus sank bei dieser plötzlichen Anrede seufzend in seinen Großvaterstuhl zurück. Der grausame Inspector aber fragte wieder: „Heute an deinem Jubelfeste Wasser und wieder Wasser?“

„Quält mich nicht!“ entgegnete kleinlaut Vinetus, „Ihr wißt —“

„Nichts wissen wir!“ erwiederte Hahn, der Inspector.

„Was unterscheidet den Menschen vom Thiere?“ fragte Lindenschmied, und antwortete sich selbst: „Daß er Wein trinkt! Wasser ist Nichts, als dicke Luft, Luft ist das Element der Vögel, Wasser das Lebensprincip der Fische; sag' mir nur, was soll aus dir nach diesem Leben werden: ein Fisch oder Vogel?“

„Alles — Alles,“ entgegnete Vinetus, „nur kein Weindämon! Denkt Ihr denn, ich liebe nicht die wunderlichen Geister, die neckischen Gesellen in Fässern und Flaschen, denkt Ihr nicht, daß auch meine Seele in Inbrunst zu ihren lustigen Gelagen gezogen wird? Sie wissen es zu gut, wie sie uns um unser bischen göttliches Wesen bringen können! O, was giebt sich dieses neidische Gesindel für Mühe, uns um dieses himmlische Erbe zu bringen und uns hinunterzuziehen zu ihnen! Aber es ist doch ein Elend, so ein Leben, wo man Nichts ist, als eine Leidenschaft, nur ein verfluchtes, einseitiges Gefühl, thierisch und ungezähmt. Ihr, lieben Freunde, könnt Euch schon eher mit den Geistern des Weins abgeben; Euch, die Ihr noch zunächst mit der thierischen Natur zusammenhängt, können sie eben nicht

viel anhaben. So stammst du, Lindenschmied, von Kleeblumen her, welche in den Leib der Rinder übergingen, bis eine Kuh fertig war, von dieser Kuh fuhrest du mittels der Milch in menschliches Fleisch und Blut, deshalb hast du noch heute eine Sympathie zur Buttermilch!"

„Stoß' mich nicht!" rief der Inspector zum beleidigten Lindenschmied. Ein lautes Gelächter entstand. Als aber Vinetus bewies, daß Sittewald eigentlich eine große Kartoffel, und der Inspector Meerrettig gewesen wäre, und sich so eigentlich in die menschliche Gesellschaft hereingenieft habe, schlug ein so ausgelassenes Gelächter durch die Stube, daß davon der Flügel, welcher in der Ecke stand, unwillig zu brummen begann.

„Aber welchem Seethiere," fragte der Inspector, „verdankst denn du, Vinetus, deine Herkunft, du, der du Wasser schluckst, wie eine Wasserhose über dem Meere?"

„Ich habe es mir vorgenommen," entgegnete Vinetus, „bei dem so merkwürdigen Abschnitte meines Lebens, den wir heute feiern, gleichsam wie auf einer erstiegenen Anhöhe, ein wenig zu verweilen und in die Thäler und Schluchten meines Lebens hinabzublicken.

Wie ich noch mit der Studentenmütze auf dem Kopfe und der Mappe unter dem Arme einherwanderte, und meine Augen noch an allen Fenstern nach schönen Mädchengesichtern herumliefen, lernte ich die liebliche Tochter eines Weinschenken kennen. Ich erkaufte mir da in einigen Römern Weins tagtäglich die Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen. Das Mädchen, kaum den Kinderjahren entwachsen, war so jungfräulich schön und in all' ihrem Wesen so besonders, daß meine ganze Seele in Liebe zu ihr entbrannte. Gar bald bemerkte ich, daß auch ich ihr nicht gleichgültig war."

„Erzähle mit Umständlichkeit deine Krankengeschichte!“ rief der Doctor; — „aus welchen Symptomen schlossest du auf Gegenliebe?“

„Wenn ich noch einen halben Römer Wein verlangte,“ fuhr Vinetus fort, „so füllte sie mir das Glas stets bis zum Rande.“

„Sehr gut geschlossen!“ erwiderte der Doctor, „denn nur die Liebe macht die Frauen freigebig.“ „Dennoch,“ entgegnete Vinetus, „konnte ich mich keiner weitern Gunst erfreuen, als eines freundlichen Grußes; ich liebte sie eben, wie nur ein junger Mensch zum ersten Male und mit ganzer Seele ein weibliches Wesen lieben kann. Wie viele Aufmerksamkeiten und kleine Ränke mußte ich aufbieten, bis es mir gelang, ihre kleine, weiße Hand in der meinigen auf wenige Minuten zu fesseln. Noch heute erinnere ich mich, wie sie an dem Goldfinger einen Ring mit einem großen, kostbaren Rubine trug, der keiner Fürstin Schande gemacht hätte. Sie sagte zuweilen zu mir: „Vinetus, dieser Ring ist meine ganze Ausstattung!“ Dieser war mir überaus kostbar, da er mir immer Gelegenheit gab, ihn zu bewundern und dabei ihr Flaumenhändchen zu erobern. Nachmittags von zwei bis vier Uhr, wo dort noch keine Gäste waren, kam ich regelmäßig in die Schenke zu der holdseligen Aloysia. So hieß sie nämlich. Schon war ich mit meinen Trancheen so weit vorgerückt, daß ich mich zu ihr auf ihren Fußschemel hinsetzen und stundenlang in den feuersprühenden Rubin ihres Ringes blicken durfte. Ach, mein Herz glühte, wie er, nur daß es dort noch lebendiger war, aber erst später, wie dieser Rubin, ein versteinertes Feuer wurde.“

„Aber wie stand es da mit der Abwartung deiner Collegien?“ fragte Sittewald.

„Schlimm genug!“ versetzte Vinetus. „In einer einsamen Stunde nahm ich einst die Gelegenheit wahr, ihr mein ganzes Herz zu entdecken und sie mit furchtsam bebender Stimme zu fragen: ob sie mich liebe?“

Aloysia erwiderte: „Darf ich denn einen Menschen lieben, der tagtäglich im Weinhause sitzt und sein Geld, seinen Verstand und seine Zukunft vertrinkt?“

Diese Antwort hatte ich nicht erwartet. Beleidigt entgegnete ich: „Wenn das Alles wahr ist, was Sie sagen, so ist es nur für Sie und durch Sie geschehen!“

„Ach so!“ entgegnete sie erzürnter; „glauben Sie denn, daß ich nur deshalb Sie bei mir leide, weil Sie meinem Vater den Wein abtrinken?“

„Aloysia! Aloysia!“ rief ich, „bringe mich nicht außer mir!“

„Gehen Sie! in Gottesnamen gehen Sie!“ erwiderte sie noch gereizter.

„Glauben Sie, mich beleidigen zu können, weil ich hier in einer Schenkstube bin? Was denken Sie von mir?“

„Herr Vinetus, ich kann es Ihnen nicht verwehren, hierher zu kommen und Wein zu trinken, so viel Sie wollen; aber ich werde gehen, sobald Sie wiederkommen!“

„Mein Fräulein!“ antwortete ich tief gekränkt, „in diese Verlegenheit werde ich Sie nie setzen!“ Mit diesen Worten nahm ich meine Mütze und ging hinweg, um nie wiederzukommen.

„Das war brav und moralisch gehandelt!“ entgegnete Sittewald; „über das Thema der Selbstachtung werde ich Sonntag über acht Tage predigen!“

„Um mich zu betäuben,“ fuhr Vinetus fort, „stürzte ich mich, wie ein Rasender, in das Studium der Jurisprudenz.

Die scharfe Logik der römischen Gesetzgebung machte meinen Kopf immer heller und mein Herz immer kälter. Nur zuweilen zuckte es, wie ein tiefer, verhaltener Schmerz, unwillkürlich in mir empor.

Die Straße, wo Aloysia wohnte, hatte ich von jener Stunde an vermieden. Nach einiger Zeit machte ich mein juridisches Examen und erhielt die rühmlichste Censur.

Da ich einiges Vermögen hatte, so glaubte ich nunmehr, mir zu meiner Niederlassung als Advocat den Ort auswählen zu können, der mir am Besten zusagte.

In dieser Absicht strich ich in den Gegenden umher, bis ich an einem Abende drüben über die Hügel herabkam und vor mir das freundliche Chorburg mit dem alten Wartthurme liegen sah. Einen unaussprechlich freundlichen und friedlichen Eindruck machte die ganze Gegend auf mich. Eine innere Stimme sagte mir: „Hier wirst du glücklich sein, Vinetus! Hier, abgeschieden von der großen Welt, in diesem freundlichen Thale wirst du Ruhe finden!"

Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich stieß meinen Stab in die Erde und blieb hier. Gar bald machte ich Bekanntschaft mit dem Schösser Thus, meinem nachmaligen Schwiegervater. Seine einzige Tochter, die nun jetzt meine liebe Frau ist, war damals in der schönsten Blüthe ihrer Jugend. Obgleich sie eine besondere Aehnlichkeit mit Aloysia hatte, so darf ich doch eingestehen, daß sie auf mein Herz, welches nun ganz mit Pandektentiteln und alten und neuen Jahrszahlen, mit dem Edictum perpetuum und dem ganzen prätorianischen Rechte, wie eine Vogelscheuche, ausgestopft war, nicht den geringsten Eindruck machte. In meiner jungen Advocatenpraxis lebte ich so hin, wie ein

Zugthier, das in eine Gabeldeichsel gespannt ist, ohne rechts noch links zu sehen.

Da erhielt ich einst gegen Abend durch den Postboten ein Packet aus der Universitätsstadt schwarz gesiegelt. Ich riß es bestürzt auf und das Medaillon, das ich bis jetzt auf der Brust trage, fiel daraus hervor."

Hier löste Vinetus eine Schnur, welche er verborgen unter seiner weißseidenen Weste trug, und brachte ein Medaillon zum Vorscheine, welches unter Glas ein Portrait, auf Elfenbein gemalt, zeigte. Der Diakonus wischte die Augen aus, zog die Gläser seiner Brille durch das Taschentuch und hielt, nachdem er den Blick geschärft hatte, das Bild an das Wachslicht. Alle traten zusammen und betrachteten es. Es stellte das Gesicht eines jungen Mädchens vor. Das Köpfchen war überaus einfach. Die braunen, reichen Haare waren alle zu einer Krone zusammengeflochten, welche mehr nach dem Hinterhaupte zu abwärts gedrängt war und weder dem schlanken Nacken, noch der schön gewölbten Stirne ein Löckchen gönnte. Das Gesicht selbst war edel und fast stolz gehalten. Die Augen waren sanft und dunkel, nur der Mund spröde, wie eine noch nicht aufgeblühte Rosenknospe.

Vinetus' Freunde waren alle von dieser einfachen Schönheit hingerissen, so daß der Doctor ausrief: „Den letzten Groschen hätte ich in der Schenke bei diesem Mädchen verzehrt; ich hätte meine Stiefeln auf das Leihhaus getragen und versetzt!"

„Ich habe noch nie die Gutsherrschaft übervortheilt," rief der Inspector, „aber das Mädchen hätte mich zu einem Spitzbuben machen können!"

Nur der Diakonus seufzte und sagte: „Ja, die Ver-

führung dieser Welt ist groß! Die Beeren an der Schlinge sind oft so verführerisch, daß auch der Beste dahinein gerathen kann! Wohl dir, Vinetus, daß du der Tugend treu geblieben bist! Selbstüberwindung ist hart, aber sie belohnt sich hundertfach bis in das tausendste Glied."

Vinetus entgegnete: „Trink', trink', Diakonus! Ich sage dir, trink'! und höre zu!" Mit diesen Worten hing Vinetus das Medaillon wieder um und verbarg es auf seiner Brust, indem er fortfuhr: „Ihr habt in diesem Portrait nur einen Schatten von der Schönheit der spröden Aloysia gesehen. Ihr könnt denken, wie ich bei dem Anblicke dieses Bildes betroffen war. Die alte Leidenschaft stieg wieder in meiner Seele riesengroß empor; ich sage Euch, mein Herz schlug empor, wie eine Feuerflamme.

Ich nahm endlich den Brief zur Hand und las, was mein Lebelang, wie ein Messerstich, in meiner Brust wühlen soll. Der Vater der armen Aloysia schrieb an mich:

„Vorgestern habe ich meine Tochter Aloysia begraben lassen. Seitdem Sie uns nicht mehr besuchten, war es, als wenn jede Freude von ihr gewichen gewesen wäre. Niemand ahnete die Ursache ihres Kummers, und jetzt wissen wir sie eigentlich noch nicht. Von Woche zu Woche jedoch siechte mein Kind mehr und mehr, bis es endlich auf das Krankenlager sank, um nicht mehr aufzustehen. Kurz vor ihrem Tode bat sie mich, Ihnen, Herr Rechtsconsulent, dieses Medaillon zu übersenden, welches ihr Portrait enthält, das ich einst auf Bitten eines armen Malers fertigen ließ. Um Ihnen zu zeigeu, daß ich in keinerlei Weise Vorwürfe weder machen kann noch möchte, füge ich den Preiscourant der von mir frisch bezogenen Weine bei, mit der Bitte, darauf zu reflectiren, indem ich

stets auf vorgängige Bestellung mit der promptesten Lieferung und wie Sie finden werden, mit den billigsten Preisen zu Diensten stehe."

Vinetus schwieg jetzt, in den Schmerz der Rückerinnerung versunken; Lindenschmied aber füllte leise die Becher. Nach einer Weile warf Vinetus die Frage auf: „Hat der Mensch Schmerz und Lust in seiner Gewalt?"

Ohne Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich brachte nach Empfang dieses Briefes eine entsetzliche Nacht des Jammers und Leides zu. In der Raserei des Schmerzes hatte ich mich auf die Dielen der Stube geworfen und wüthete gegen mich selbst bis zum Anbruche des Morgens. Da stand ich auf. Meine Seele war bis zur Bewußtlosigkeit verfinstert. Ich eilte hinaus in die freie Natur und irrte im Walde herum, ohne daß ich die Last meines Herzens hätte loswerden können. Ich kehrte wieder in mein Zimmer zurück und warf mich in den Armstuhl, welcher an meinem Schreibtische stand. Da fiel mir der unglückliche Preiscourant, welchen mir Aloysia's Vater mit überschickt hatte in die Augen, und zugleich brach ich unwillkürlich in ein so unaufhaltsames Lachen aus, daß ich es nicht hätte bezwingen können, und wenn es mein Leben gekostet hätte. Ich schrieb an den speculativen Weinhändler und erhielt nach dem Verlauf einer Woche auf meine Bestellung eine Lieferung vom edelsten Rheinweine. So oft nun der Schmerz um Aloysia auftauchen wollte, griff ich zum Glase und fand immer schon auf dem Boden der zweiten Flasche eine unendliche Fröhlichkeit.

Als ich einst so bis spät in die Nacht hinein geschwärmt und vor mir einen frisch angefüllten Becher stehen hatte, in welchen ich träumend hineinblickte, war es mir auf ein-

mal, als sähe ich in eine wunderherrliche Landschaft hinein. Hohe Gebirgswände mit Reben bepflanzt, einen vorüberziehenden, majestätischen Strom und darauf vorüberseglende Schiffe mit lang hinausflatternden Wimpeln erblickte ich da vor mir. Auf den Schiffen selbst sprangen und sangen viele seltsame Männchen in abenteuerlichen Trachten mit Federhüten, Schärpen und langen Stoßdegen. Einige von ihnen hingen im Takelwerke und spielten auf der Laute, andere bliesen auf silbernen Hörnern. So flog Schiff an Schiff vorüber. Endlich kam ein viel größeres Schiff, dessen Bord von Diamanten und Rubinen strahlte, mit vollen Segeln, welche von rother Seide waren, herangeflogen. Auf dem Verdecke aber stand Aloysia in ihrer gewöhnlichen Tracht, ein geschliffenes Kelchglas mit Wein in beiden Händen emporhaltend. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Unter dem Zujauchzen der wunderlichen Männchen auf den anderen Schiffen, welche jetzt in einem großen Halbkreise umher hielten, stürzte ich mich in die Fluht. Da verging mein Bewußtsein.

Ihr könnt leicht glauben, daß ich nun erst recht mich der Zauberei des Weins hingab, zumal wenn es Nacht wurde. Bald verwandelte sich mein Zimmer in eine blühende Rosenlaube mit schmetternden Nachtigallen, aus deren geheimnißvollem Dunkel mir Aloysia entgegentrat, oder in eine sonnige Blume vom Cactus grandiflorus, worinnen ich und sie wiederum zusammensaßen, ihre Hand mit dem Rubine in der meinigen ruhend.

Ich erfuhr erst später, daß mein Zustand zu jener Zeit in der Gegend nicht wenig Aufsehen machte. Es schien unerhört zu sein, daß ein so junger, talentvoller Mann, für welchen man mich ansehen wollte, sich dem Laster des

Trunkes so ganz ergeben hatte, daß man ihn fast für wahnsinnig halten konnte. Mein nachmaliger Schwiegervater glaubte es endlich sich schuldig zu sein, mit mir von der Sache zu reden. Eines Tages besuchte er mich in meiner Behausung und wußte so gewandt mich auszufragen, bis er von mir Alles erfahren, ja sogar das Bild Aloysia's gesehen hatte. Er sagte aber dazu kein Wort, sondern empfahl sich."

In diesem Augenblicke trat Brigitte, die Frau Schöfferin, herein und präsentirte schwarzen Kaffee.

„Ich wähnte," rief ihr Vinetus zu, „dich schon längst im Bette."

„Habe ich doch fast wieder ausgeschlafen!" antwortete sie; „ich hatte aber keine Ruhe mehr, deshalb zog ich mich wieder an, besorgte Euch Kaffee und bleibe noch ein wenig bei Euch, wenn die Herrschaften es erlauben."

„So hatte ich," erzählte Vinetus weiter, „einstmals wieder bei hereinbrechender Nacht dem Becher zugesprochen, und schon fing mein Zimmer an, sich in ein großes, hellgeschliffenes Weinglas zu verwandeln, um dessen Rand herum mark- und herzerschütternde Melodieen liefen, als führ' ein Riesenfinger oben am Glase scharf im Kreise herum. Da sank auf einmal die Gestalt Aloysia's vor mir nieder und sprach mit unendlich betrübtem Gesichte: „Schade, Schade um dich, daß du deinen gesunden Verstand in Wein ersäufst!" — Erschrocken von dieser Anrede rief ich aus: „Es geschieht Alles um deinetwegen! Deinetwegen bin ich so schlecht geworden!" — „Und deinetwegen," erwiderte Aloysia's Geist, „kann ich nicht ruhen im Grabe, da du mich immer wieder zwingst, dir zu erscheinen. Vinetus, es wird der Tag kommen, wo wir Beide vor Gottes

Richterstuhl stehen!" — Ich war zerknirscht, ich umschlang ihre Füße und rief: „Fordere Alles von mir, ich gelobe, ich halte mein Angelöbniß!" — „So schwöre mir," entgegnete die Erscheinung, „nie mehr einen Tropfen Wein zu trinken!" — „Ich schwöre es dir, so wahr mir Gott helfe!" — „Amen!" — sagte eine dumpfe Stimme. Alles war verschwunden. Ich selbst lag furchtbar nüchtern auf der Diele. Erst um Mitternacht raffte ich mich auf, kroch in mein Bett und schlief bis spät in den andern Tag hinein. Wie ein anderer Mensch stand ich auf, und trank seitdem nie mehr einen Tropfen Wein! — Daß ich ein vernünftiger Mensch geworden bin, verdanke ich ihr, der holdseligen Aloysia. Laßt sie hoch leben!" —

„Aloysia hoch!" riefen die Gäste, nur Brigitte stieß in alter Eifersucht nicht mit an, sondern rief:

„Gott im Himmel, muß ich denn immer von diesem Weinschenkenmädchen hören? Ich habe es zwar meinem Vater auf seinem Sterbebette versprochen, dir davon Nichts zu sagen, aber damit du nur weißt," fuhr sie eifrig fort, — „ich machte an jenem Abende deine Aloysia; — ich war es, die dich ermahnte, besser zu werden und keinen Wein mehr zu trinken."

„Du?" fragte Vinetus mit langgezogener Stimme und weit aufgerissenen Augen, in welchen ein entsetzlicher Dämon aufzuwachen schien, „du? du?"

„Ja!" entgegnete Brigitte. „Mein Vater hieß mich an einem Abende meinen großen, weißen Schleier über mich werfen und nun mußte ich mit ihm in deine damalige Wohnung gehen und dir die Rede halten, die mich der Vater auswendig hatte lernen lassen! Ich konnte kaum das Lachen halten, wie du so barmherzig dem Weine dich ab-

schwurst, und als mein Vater hinter der Thür so grausig: „Amen!“ sagte, mußte ich fortlaufen, um nicht herauszuplatzen. Sieh', und das ist die ganze Geschichte mit deiner Aloysia, und nun redest du auch nicht mehr davon, nicht wahr, Väterchen?“

Vinetus war aber aufgesprungen und schrie mit gellender Stimme: „So wäre Alles nur ein verfluchter Spaß, ein fünfundzwanzigjähriger, wässeriger Spaß?“

„Sei nur gut!“ beschwichtigte Brigitte. Vinetus aber fuhr fort:

„Und eines solchen Spaßes halber keinen Wein und nur Wasser und wieder Wasser? — Nach Thibaut's System des Pandekten-Rechts §. 147 ist ein solcher Irrthum essentiell und macht den Vertrag null und nichtig, und kraft aller Rechtsautoritäten zerreiße ich ihn hiermit! Weg mit deinem schwermüthigen Kaffee! Und du — elender Wasserkrug!“ — Hier nahm er das Wasserglas und schmetterte es an die Wand. „So bin ich frei, und nun — Opitz, dreifach verruchter Opitz!“

„Eure Gnaden befehlen?“ rief Opitz, der Diener, hinter dem Ofen hervor, wo er schon, nach seinem eigenen Ausdrucke, der fünften Henne den Kragen umgedreht hatte.

„Opitz!“ rief Vinetus mit verstärkter Stimme, „frische Gläser her und dazu den noch nicht angebrochenen Korb mit Johannisberger von 1811!“

„Frau Schösserin,“ flüsterte der Diakonus, „Frau Schösserin, was haben Sie gethan?“

Brigitte aber lachte und sagte: „Ja, Väterchen! trink' nur ein Glas Wein. Ich hätte es mir nun und nimmermehr vergeben, wenn du auch heute zu deinem und meinem Ehrentage nicht ein Glas Wein getrunken hättest!“

Schon standen die frischen Gläser und sechs Flaschen Cabinetswein vom Jahre 1811 auf dem Tische. Vinetus bebte vor innigem Verlangen an allen Gliedern. Mit einer unaussprechlichen Gewandtheit entkorkte er die erste Flasche. Mit heiliger, inbrünstiger Andacht füllte er das weite Becherglas und rief dazwischen: „Höre ich wieder das Rauschen und Säuseln des herrlichen Weins, das an mein Ohr heransingt, wie das Wehen des Frühlings, wie das heimliche Summen der Bienen im Lindenbaume, wie das Flüstern des wachsenden Grases? Sehe ich Euch wieder, Ihr feinen, emporhüpfenden, sprühenden Funken, Euch lieblichen Geister der Freude? Willkommen! Willkommen! Seh' ich auch dich wieder, du lieblicher Perlenkranz, der du mit Silber umfassest die herrliche, goldgelbe Cactusblume des Weins? — Ich grüße, ich fasse dich!" Jetzt hielt Vinetus das Becherglas an die Nase und rief: „Sauge ich wieder ein den Götterduft deiner Rose, uralter Freudenbringer, Herrscher Lyäus!" Mit diesen Worten stand er auf, hielt das Glas hoch empor und rief: „Wie ein Bräutigam nach langem Harren endlich aufthut die Kammer der Braut, so komme ich zu dir zurück, Aloysia! Wie ein armer Verbannter nach fünfundzwanzig Jahren endlich wieder einzieht in die Thore seiner Vaterstadt, so steige ich, Ihr göttlichen Geister, wieder zu Euch hinab!" Nun brachte Vinetus den Wein auf die Zunge, schlug die Spitze gegen den Gaumen hinauf, verdrehte die Augen und trank nach fünfundzwanzig Jahren wieder den ersten Tropfen Wein! — Ein namenloses Entzücken schien über Vinetus gekommen zu sein. Er schenkte den Gästen ein und stieß mit ihnen an, indem er rief: „Hört Ihr, wie die Weingeister unten in dem Keller jubeln, daß ich wieder

bei ihnen bin? — O, nun will ich leben, nun will ich erst leben! — Was ich bis jetzt für Leben hielt, war nur ein Spaß voll Wasser, Tinte und Papierfetzen! Freunde, von heute, von diesem Augenblicke an soll erst mein Leben aufblühen, wie eine Aloestaude, die sich erst ein Jahrhundert lang besinnt, und dann plötzlich in einer Nacht einen Blüthenwipfel hoch emportreibt, und in einem Augenblick alle Blüthen hineinstürzt, die sie von so vielen Lenzen her noch nachzuholen hat! Es lebe die wunderbare Blume der Aloe hoch und — nochmals hoch! Schaut an den Wein!! Ist er nicht klar, wie die Sonne am blauen Himmelszelt? — Trinkt! trinkt! — Schmeckt er nicht so recht süß und säuerlich zugleich, wie ein gutes Gedicht, daß man nicht weiß, soll man lachen oder weinen? Trinkt! trinkt! Ist er nicht subtil, leicht, flüchtig, durchdringend, wie ein bräutlicher Kuß? Trinkt! trinkt!"

Doctor Lindenschmied folgte auf Commando. So oft Vinetus das Wörtchen: „Trinkt!" rief, salutirte er und trank aus.

Der Inspector, welchen zuweilen das Zipperlein plagte, hatte seinen rechten Fuß, wie eine Katze, auf seinen Schooß gelegt, indem er ihn streichelte und stillschweigend vorbat, daß er es ja nicht übelnehmen möchte, wenn er heute den Grenzstein der Mäßigkeit in die Tasche stecke. Der Diakonus aber beweinte sich und die Laster der Welt und trank nur aus verdammtem Instincte, der mit der Moral Nichts gemein hat, mit den Andern bis zum anbrechenden Morgen, wo Vinetus sein Bett, die Uebrigen ihre Wohnungen suchten.

Da Vinetus seit dieser Zeit nach dem königlichen Staatsdienergesetze schon die zweite Verwarnung wegen übermäßi-

gen Genusses geistiger Getränke erhalten hat, so ist das Schlimmste vorauszusetzen; — er aber wird immer glücklich sein: denn jeder Tag ist ihm eine Aloysia, welche ihm den Zauberbecher voll Wein und Entzücken bringt. Arme Brigitte!"

Der Abt gab dem Erzähler im Namen des Convents seinen Beifall zu erkennen.

Vinetus hatte die Gesellschaft in die ausgelassenste Gemüthsstimmung gebracht. Die Neckerei mit allerlei kleinen Abenteuern auf dem Maskenballe nahm kein Ende, bis endlich der Abt auf den Vorschlag kam: sämmtliche Conventmitglieder der Reihe nach zur Generalbeichte aufzufordern. Mit allgemeiner Heiterkeit wurde der Vorschlag angenommen. Der damalige Protokollführer erinnert sich nur noch einiger dieser Beichtbekenntnisse. Das Loos, welches die Reihenfolge bestimmt hat, hieß Bernhard beginnen.

Die Gewissensfrage.

„Ich habe auf dieser Redoute einen Spaß erlebt, der mir schon auf der vorjährigen Redoute begegnet ist. Ich erhielt damals den Tag vor dem Maskenfest durch die Stadtpost ein anonymes Billet zugestellt, worin eine blaue Bandschleife lag und die Bitte ausgesprochen war, diese dort auf meiner Brust zu tragen, denn daran wolle eine Dame, welche mir zu begegnen wünsche, mich erkennen. Eigentlich hatte ich keine Lust hinzugehen, da ich an Masken, Tänzen und andern Narrenspossen keinen Geschmack finde; ich hatte

mir auch schon vorgenommen, an jenem Abende Gegenerinnerungen in einem Rechnungsprocesse zu ziehen, als aber die Lichter angezündet wurden, überfiel mich eine unbezwingliche Unruhe, welche nicht eher nachließ, bis ich im Domino stak und zu dem Stelldichein auf dem Balle pilgerte. Ich eile in das Hotel de Pologne, stecke meine blaue Schleife vor die Brust, trete in den Saal und — an meinem Arme hängt die schönste Schäferin, welche man sich denken kann, wenn eine schlanke Gestalt, weißer Nacken, feines, rundes Kinn, strahlende Augen aus der schwarzen Halbmaske hervor ausreichende Entscheidungsgründe zu einem Urtheil über die Schönheit einer Dame sind. Sie verrieth in der Unterhaltung mit mir so viel Witz und Geist, kannte unsre besten Dichter, ihre Sprache war so gebildet und gewandt, daß ich mich — hum! hum!"

„In sie verliebte!" ergänzte der Chor der Benedictiner.

„Ich war an diesem Abende," fuhr Bernhard fort, „fast ausgetauscht; ich tanzte nach Jahren zum ersten Mal wieder Schottisch. Sie tanzte, wie eine Sylphe, und gab sich ordentlich Mühe, mich im Takte zu erhalten; es gelang ihr wider Erwarten. Während der großen Pause saßen wir auf der Tribune zusammen. Ich beschwor sie, die neidische Maske abzunehmen."

„Gestehen Sie," fragte die Unbekannte, „ob Sie noch nie, nie geliebt haben?"

Ich versetzte: „Niemals!"

Bei dieser Antwort stand sie auf, heftete streng ihren Blick auf mich und sagte: „Ein Jahr lang haben Sie Zeit, sich eine bessere Antwort auszusinnen. Auf Wiedersehen über's Jahr! Vergessen Sie nicht die blaue Schleife mitzubringen."

Mit diesen Worten war sie verschwunden und ich mit meinen Gedanken allein.

„Nun, und entdeckteſt du ſpäter," fragte der Abt, „wer die ſchöne Maske war?"

„In der That," entgegnete Bernhard, „hatte ich dieſes ſchöne Intermezzo über meinen Acten bald vergeſſen, bis die Faſtnachtsredoute wiederkehrte."

„Da fielen dir deine Sünden," verſetzte Johannes, „auf das Herz, und du flogſt auf dem Fittig der Liebe zum Maskenball."

„Ich bekenne meine Schwäche," fuhr Bernhard fort, „ich hatte auch wieder die blaue Schleife angeſteckt. Ich war noch nicht gar lange im Saale, ſo redete mich eine der ſchönſten Masken, eine arabiſche Prinzeſſin, mit den Worten an: „Willkommen, treuloſer Ritter vom blauen Bande!" Es war meine Unbekannte. Diesmal wußte ſie mich um den letzten Reſt meines Verſtandes zu bringen. Sie unterhielt ſich ſo traulich mit mir, als hätten wir uns von Jugend auf gekannt; ſie wußte, — Gott weiß woher? — die kleinſten Umſtände meines Lebens. So kam die große Pauſe heran, wir ſaßen wieder auf der Tribüne, wie im vorigen Jahre, ich that dieſelbe Bitte und hörte dieſelbe Frage, ich gab dieſelbe Verſicherung, und ebenſo verſchwand ſie mit derſelben Antwort und blieb vor, wie nach, die ſpröde Unbekannte.

„Nun rathet mir, lieben Brüder," fragte jetzt Bernhard mit komiſchem Pathos, „was fange ich an, um aus dieſer ſo geheimnißvollen Geſchichte heraus zu kommen, welche — bedenkt, daß ich ein Geſchäftsmann bin — romantiſch genug iſt, um mich zu ruiniren. So viel iſt gewiß, ein Jahr lang halte ich es nicht mehr aus. Kurz

und schlimm, ich erlebe die nächste Redoute in der Spannung, in welcher ich mich befinde, auf keinen Fall. Das unbekannte, grausame Geschöpf mag sich dann nach der blauen Schleife umsehen, mich findet sie nicht mehr. Nur eine unbedeutende Hoffnung, sie im Laufe des Jahres zu entdecken, ist mir geblieben, wenn dies eine Hoffnung ist. — Sie trug ein Ohrgehänge von Granaten, in Form kleiner Herzchen; am linken Ohr war aus der Mitte des Herzens ein Steinchen verloren. Ich werde nun allen jungen Damen, welchen ich begegne, nach den Ohren sehen. Wollt Ihr mir sie ausfinden helfen?"

„Konntest du denn auch," fragte der Abt, „auf die Frage der Unbekannten, mit gutem Gewissen: „Nein!" antworten?"

„Einige Tändeleien," versetzte Bernhard, „mit einer kleinen Putzmacherin, der Tochter des verstorbenen Organisten in meinem Geburtsorte, können nicht in Betracht kommen. Was Liebe ist, hat mich erst die schöne Unbekannte gelehrt. Ich glaube nur immer, daß sie zu den Damen des hiesigen Hofs gehört; ihre Bildung, ihr Anstand, ihr ganzes, edles, vornehmes Wesen deutet hoch hinauf in Regionen, wo mir schwindeln muß."

„Vielleicht," versetzte Benedict, „blüht dies Veilchen doch zu deinen Füßen. Wie wäre es, mein vortrefflicher Pandektenritter, wenn du einmal nach den Granatenherzchen am Ohre deiner kleinen Landsmännin forschtest? Suchet, so werdet Ihr finden!"

Ein allgemeines Gelächter erhob sich, Bernhard aber versank in allerlei Gedanken.

„Vor Allen," begann jetzt der Abt, „war Freund Be-

nedikt im Dienste einer dunkeln Damenmaske! Willst nun du deine Beichte beginnen?"

„Sie wird lang werden," versetzte Benedict. „Immerzu!" riefen Viele und die Erzählung begann:

Kinderjahre.

Ich stamme aus Niedersachsen. Meine väterliche Familie besaß dort, aus uralter Zeit her, ein freies Bauerngut, welches der Ivenhof heißt. Sie schrieb sich nach dem Namen der Besitzung „Ivo von Ivenhof," ohne damit einen Anspruch auf den Ritteradel zu begründen. Mein Vater war als einziger Sohn seiner Aeltern der Erbe davon geworden. Er verliebte sich in ein armes, adeliges Fräulein, und trotz dem Widerspruche seines künftigen Schwagers verheiratheten sie sich miteinander.

Das Land war damals eine französische Provinz geworden, welche militairisch regiert wurde. Der Bruder meiner Mutter hatte französische Dienste genommen und herrschte mit im Lande in der Eigenschaft eines Obersten an der Spitze seines Regiments, welches über das Land vertheilt war. Obschon meine Mutter einem Bauern sich vermählt hatte, so gab sie doch nicht ihre gesellschaftlichen Ansprüche auf. Es versteht sich von selbst, daß sie ein großes Haus auf dem Ivenhof machte. Der Aufwand war groß; vergebens machte mein Vater Vorstellungen, ihre Antwort war dabei: „Mach' dir nur keine Sorgen, ich will schon fertig werden!" Und sie wurde fertig! In kurzer Zeit war mein Vater bankrott, der Ivenhof wurde

versteigert. Der Leichtsinn meiner Mutter und die drückende Einquartierung französischer Offiziere und ganzer Compagnien, womit ihr feindseliger Bruder meinen Vater überlasten mochte, hatten uns bald ruinirt. Noch ist mir der Tag unvergeßlich, wo wir mit einigem Gepäcke den Hof verließen, um in die Stadt zu einer fernen Anverwandten meines Vaters, einer Bürgerswittwe, zu ziehen. Mein Vater hatte die Abenddämmerung abgewartet, um unbemerkt das altväterliche Besitzthum zu räumen. Die Möbeln, welche aus dem Gantwesen gerettet waren, hatte er auf einen Wagen gepackt. Auf den darüber gelegten Pfühlen ihres Ehebettes saß weinend meine Mutter, welche mich auf dem Schooße hatte, gezogen von einem alten, blinden Pferde und einer magern Kuh, den einzigen Stücken aus dem reichen Stalle, welche uns die Gläubigerschaft aus Mitleid gelassen hatte. Ich erinnere mich lebhaft an den Augenblick, wo wir aus dem Birkenwalde herausfuhren, welcher in der Mitte des Weges nach der Stadt zu lag. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Zugleich hörten wir die kleine, scharfklingende Glocke vom Ivenhofe den Abend einläuten. Mein Vater, welcher vorn bei den Zugthieren ging, hielt den Wagen an und kniete mitten auf dem Wege so schmerzvoll schluchzend und weinend nieder, daß selbst in mir die Ahnung von dem Elende aufdämmerte, in welches wir hinausgestoßen waren.

Meine Mutter sprang mit mir aus dem Wagen und riß mich hin zu dem Vater, welcher außer sich gerathen war, und rief einmal um das andere: „Mann, lieber Herzensmann, vergieb mir!“ Er hatte uns an sich gedrückt, er wollte sprechen, es quälte ihn in der Brust, und wenn es sich heraufgerungen hatte, war es ein Stöhnen. Als

wir so knieeten, schienen sich selbst die Thiere am Wagen über unser Unglück zu härmen; die Kuh brüllte, wie um Hülfe, in die werdende Nacht hinaus, und das blinde Pferd legte auf die Schulter meines Vaters seinen Kopf herunter. Als der heftigste Schmerz meines Vaters gebrochen war, faßte er unsere Hände und sprach mit häufig herunterrinnenden Thränen: „Barmherziger Gott, dir empfehle ich Weib und Kind, ich kann nicht weiter! Deine Welt ist so weit und reich und deine Gnade so groß, laß' ihnen aus meinem Grabe einen grünen Baum wachsen!" „Was hast du vor, Gottfried?" fragte in steigender Angst meine Mutter. „Gott segne Euern Eingang und Ausgang!" rief mein Vater, „und nun komm', liebe Adelheid, und laß' uns zusammen reden!"

Mit diesen Worten stand er auf, trieb die Thiere an und wir gingen nun mit ihm zusammen neben dem Wagen her.

„Obschon ich nur ein Bauer bin" — wollte er beginnen —, wurde jedoch von meiner Mutter mit den Worten unterbrochen: „Ich sollte meinen, daß Niemand unsern Namen „von Ivenhof" antasten könnte! Steht nicht selbst mit großen Kanzleibuchstaben auf dem Subhastationspatente: Gottfried Ivo von Ivenhof? Du mußt nicht muthwillig wegwerfen, was uns geblieben ist! Denke nur an unsern Jungen hier! Man weiß nicht, wozu ihm das noch einmal dienen kann! Und geht dein Stammbaum nicht nachweisbar bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück?"

„Ja, ich bin der erste Ivo," versetzte mein Vater, „der den Ivenhof in fremde Hand kommen läßt! — Doch hör' mir zu! Obschon ich nur auf dem Lande lebte, so habe ich doch immer in alten Geschichtsbüchern gelesen. In

diesen und den Pergamenten, welche auf dem Ivenhofe von der Väter Zeit her bewahrt sind, haben wir, ich und viele Andere aus den Höfen umher, gefunden, daß unser deutsches Volk in uralten Zeiten bei Weitem aus freien Bauern bestand, welche ihre Schulzen und diese wieder ihren Gaugraven und ihre Herzöge und diese wieder den König wählten. Als der deutsche König aber Rom erobern wollte, warb er bei den Freibauern Reiter oder Ritter, welchen er dann erobertes Land und Leute zum Sold in Lehn gab. Was im fremden Lande angefangen war, kam nun über das freie Land selbst herein. Aus den zu Rittern verwilderten Bauern bildete sich ein besonderer Stand, welcher sich den Adel nannte, und die Freien aus dem Recht in das Unrecht, und aus der Freiheit in die Hörigkeit brachte. Da kam es, daß nun das untere Volk verdumpfte und schlecht wurde, das wirkte aber ebenso wieder auf die ritterlichen Herren zurück. Auch begann allmälig ein gräulicher Abfall, der Kaiser wurde ausländisch und seine Großen machten sich von ihm los. Als nun Bonaparte an das alte deutsche Reich anpochte, fiel es über Nacht ein."

Mein Vater schwieg, meine Mutter war still, und ich konnte Nichts dazu sagen; denn ich war noch ein kleiner Junge.

„Diesmal sind die Franzosen," begann mein Vater wieder, „die Herren im Lande, und unter ihren Füßen liegen Könige, Fürsten und Völker; sie scheinen zur Einsicht zu kommen. In Rußland sind die französischen Armeen vernichtet, Rußland und Preußen haben sich gegen Bonaparte verbündet, und auch wir hier haben Lust, das Joch abzuschütteln. Unser König hat uns durch vertraute Männer zum Landsturm gegen die Franzosen aufbieten lassen, und morgen treten wir Bauern hier herum zusammen."

Unter diesem Gespräche kamen wir in der Stadt bei der Frau Muhme an. Wir krochen in ein Stübchen nach dem Hofe hinaus, wie in ein Gefängniß.

Ich erinnere mich nur noch dunkel daran, wie mein Vater an einem Morgen mit seinem Gewehre von uns ging. Gar bald hörten wir mit den Glocken stürmen und sahen auf den Straßen ein Rennen und Laufen von Bewaffneten und Unbewaffneten durcheinander, als wollte der jüngste Tag anbrechen. Ich war gar bald mit andern wilden Buben mitten darunter und zum Thore hinaus. Es war ein dichter Nebel, welcher Alles in weiße Schleier hüllte, daß man kaum drei Schritte weit vor sich Etwas erkennen konnte. Wir hörten, daß sich die Franzosen aufgemacht hätten, die Stadt wieder zu besetzen, welche sie vor Kurzem verlassen hatten, um das Quartier zu wechseln. Diese Gelegenheit wollten die Unsern benutzen, ihnen die Wiederkehr wenigstens zu bezahlen. Der Weg, welcher sie von Bremen herführte, ging stundenweit durch Moräste. Darauf hin hatte mein Vater, welchen der Landsturm zum Anführer gewählt, seinen Plan gemacht. Eine Abtheilung der Bauern sollte die Straße im Rücken der Franzosen abgraben, während sie inmitten der Sümpfe vor ihnen bereits abgestochen und von einer aufgeworfenen Schanze durchschnitten worden war.

Das Feuer auf einer Signalstange hatte die Kunde vom Anmarsch der Franzosen gebracht. Mit dem Rufe: „Der Feind! der Feind!“ liefen wir einige Stunden weit hinaus und kamen endlich zu dem Landsturme. Die Franzosen stürmten, das war ein Feuern, ein Schreien, ein Trommelwirbeln und Tosen durcheinander. Ich hatte meinen Vater gefunden; die Bauern hatten fast ihre Munition

verschossen, wir Jungen plünderten die Patrontaschen der Erschossenen und brachten die Patronen den Lebenden. — Nach einer kurzen Pause begann wieder das Stürmen. Der feindliche Anführer — es war der Bruder meiner Mutter — warf mit seinem Sturmhaufen Alles vor sich nieder; — die Bauern wichen. Da erkannte ihn mein Vater. Jetzt waren die Todfeinde aneinander. Die Unseren stürmten wieder vor und warfen die Franzosen zurück. Keiner von diesem Corps entkam an diesem Tage. Unter den Todten wurden meiner Mutter Bruder und mein Vater gefunden.

Doch war der Sieg theuer erkauft; funfzig Männer von den Unseren waren todt, neun davon waren aus der Stadt, darunter mein Vater. Ich sehe heute noch die Särge tragen, gefolgt zum Friedhofe von der ganzen Bevölkerung der Stadt. Doch vorüber mit dieser traurigen Erinnerung! Ich war mit meiner Mutter nun allein. Sie erzog mich mitten unter unsäglichen Entbehrungen doch als Baron. Ihr größtes Vergnügen war es, die kleinen, messingenen Sporen glänzend zu machen, welche sie mir angeschafft hatte und ich an den Stiefeln trug, obschon diese oft Löcher in den Sohlen hatten. Sie hat es noch erlebt, daß ich von dem Professor unsers Gymnasiums bei meinem Abgange ein Zeugniß erhielt, worin ich Baron Benedict Ivo von Ivenstein titulirt war. Daß sie noch lebte!“ —

Benedict leerte sein Glas, drehte seinen Schnurbart und zeigte der Gesellschaft seine lachenden, weißen Zähne.

„Und wo bleibt die Dame von der Redoute?“ fragte der Abt. — „Gerade dir kann Nichts geschenkt werden!“ —

„So muß ich eine neue Novelle beginnen,“ versetzte Benedict. „Sei es denn!“ —

Amor als Hühnerhund.

Ich sollte eigentlich Theologie studiren, aber in der Ketzergeschichte erlahmte mein Eifer; dann hörte ich ein Semester lang Römisches Recht, welches ich jedoch bald als damaliger deutscher Bursche in Verruf that und mich in der Medicin umsah, bis unser gelehrter Professor uns naiv versicherte, man wisse doch nur so viel von dem Begriffe der Krankheit, daß sie im Unwohlsein eines Menschen bestehe. Davon wurde mir selbst unwohl; ich entschloß mich daher zum Studium der Nationalökonomie, um später zu erfahren, daß wir weder von Nation, noch von ihrer Oekonomie, und höchstens von Schulden sprechen können. Das Forstwesen gefiel mir noch am Meisten, weil man dabei viel in den Wäldern spazieren gehen kann, eine Beschäftigung, welche zuweilen sehr angenehm ist. Um die Forstwirthschaft praktisch zu erlernen, ging ich auf den Rath meines Gönners, des herzoglichen Forstraths, zu einem Förster des Gebirges, mit welchem wir deshalb correspondirt hatten. Es war Frühlingszeit, als ich dorthin unterwegs war.

Ich setzte von dem nächsten Landflecken aus, da in das Gebirge hinein zu dem Forsthause nur ein wüster Weg führte, welcher weniger für Fuhrwerk, als für die Schmiede und Chirurgen erfunden zu sein schien, meine Reise zu Fuß fort. Meinen Mantelsack trug ein Bote, welchem Weg und Steg zum Forsthause bekannt waren.

Wir hatten damals einen so wunderbar freundlichen Frühling, wie er nur selten dem nördlichen Deutschland geschenkt wird. Der Himmel lag über der Erde vom Morgen bis zur Mitternacht, wie eine große, hellblaue Glas-

glocke, dann aber schauerte ein warmer Regen über die Fluren, daß die Erde am Morgen, wie eine erröthende Braut, selig dem Sonnengott entgegenblickte.

Der Fußsteig hatte uns durch blühende Wiesen und ihr ellenhohes Gras an dem Erlenbach hinaufgeführt, bis das auslaufende Waldgebirge uns in seine Arme nahm. Die Waldabhänge drängten sich von beiden Seiten immer enger zusammen, daß der Fußsteig, als müßte er sich vor dem Bache flüchten, der ihm überall nachzuspringen und den Raum streitig zu machen schien, sich bald in den Wald hinein verlor, bald wieder heraus und über einen Steg sprang und nun jenseit des Baches fortlief, bis ihn dieser wieder auf die andere Seite neckend herübertrieb. Oft kletterte aber auch der Pfad so steil zwischen Felsen und Bach, daß ich es nicht verschmähte, den Stock, welchen mir der voranschreitende Bote zurückhielt, zu ergreifen, um nicht fehlzutreten.

Wir mochten so eine Stunde gegangen sein, als die Bergwände von beiden Seiten in steilen Felsen sich aufthürmten und ein geräumiges Thor bildeten, durch welches Weg und Bach, wie zwei Wanderer, nebeneinander bequem hindurchzogen.

Als wir in dieses natürliche Thor kamen, bemerkte ich mit Ueberraschung, daß hier plötzlich die Bergwände wieder zurückwichen und einer breiten Wiesenstrecke Raum gaben, während sie im Hintergrunde den Horizont im hohen Halbkreis mit ihrer düsteren Waldung abschnitten und davor das freundliche Försterhaus mit seinen Hirschgeweihen auf den Dachspitzen und der Feuereſſe mit ihren Rauchwölkchen gastlich erscheinen ließen.

Wir standen still und der Bote sagte: „Dort sind wir am Ziele!“

In diesem Augenblicke rauschte ein großer, weißer Hühnerhund links aus den Büschen heraus, ein Schuß und eine aufgescheuchte Waldtaube fiel. „Amor, apport!“ rief eine frische Mädchenstimme. Ich sprang vor und auf dem zurückweichenden Felsen stand eine schöne, kräftige Frauengestalt, einen tiroler Männerhut auf dem dunkeln Lockenkopfe, in einer grüntuchenen Jagdjacke und hochgeschürzt in rothen Juchtenstiefeln, welche bis über die Knie hinaufgingen. Sie hielt das Gewehr unter dem rechten Arme und reinigte das Schloß, der Rauch des Schießpulvers verzog sich von ihrem Bilde in kräuselnden Wölkchen.

Ich schwenkte den Hut und grüßte sie, indem ich, betroffen von ihrer Schönheit, zu ihr hinauf rief: „Können Sie mir nicht sagen, ob dies der rechte Weg zum Forsthause ist?“

Die Jägerin lachte laut auf und deutete dabei mit Kopfnicken nach dem Hause hin, welches uns freilich vor der Nase dalag.

Da auch hinter mir mein Bote auflachte, wurde ich noch verlegener.

„Vermuthlich sehe ich,“ fragte sie, „vor mir den Herrn Baron von Ivenhof, welcher zu uns geschickt wird, um zu versuchen, ob der Zollmaßstab noch an die Baumstämme paßt? — Mein Vater freut sich auf Ihre Gesellschaft.“

„Sie sind die Tochter des Försters?“

„Und heiße Victorine; und so ist unsere Bekanntschaft gemacht.“

Unter diesen Worten hatte sie die Taube zu einigen andern, erlegten Vögeln an die Jagdtasche gereiht, welche,

wie eine große Troddel, an ihrer linken Hüfte herunterhingen.

Indem wir auf das Forsthaus zuschritten, sagte ich wie für mich: „Die armen Vögel, mitten aus dem Lenz und dem Leben herausgerissen!“

Victorine blieb stehen, strich sich mit der flachen Hand über das rothe Gesicht; ein süßer, grausamer Zug hob die eine Hälfte der frischen Lippe empor, daß die weißen Zähne, wie Perlen, vorblitzten, indem sie entgegnete: „Freilich, Ihr in den Städten habt Alles schon gebraten und laßt es Euch mit gutem Gewissen schmecken; uns ist es nicht so gut gerathen, wir müssen Alles erst todt machen.“

Ich schwieg beschämt, sie lachte mich aber, ich sah es ihr an, im Innern aus.

„Dort in dem Oberstübchen,“ nahm sie das Wort, „werden Sie wohnen. Es ist ein wenig eng im Hause, sonst kann es Ihnen wohl gefallen. Welche Zeit stehen Sie früh auf? wollen Sie den Kaffee früh um vier oder um fünf Uhr?“

„Kann ich geweckt werden?“

„Warum nicht? wenn ich früh aufstehe, will ich im Vorübergehen anpochen.“

Ein leiser Schauer überschlich mich bei dem Gedanken, daß ich den Morgenschlaf, welcher mir so wohl behagte, einbüßen sollte; ich wagte aber nicht zu widersprechen, um in ihren Augen meine Munterkeit nicht verdächtig zu machen.

„Der Fußknecht geht freilich,“ fuhr sie jetzt fort, „schon um drei Uhr hinaus in den Holzschlag; Sie können aber um sechs Uhr mit dem Vater nachgehen.“

Ich hatte also noch von Glück zu sagen, daß ich überhaupt auf Schlaf noch einige Aussicht hatte.

Wir bemerkten im Vorwärtsschreiten eine Gruppe von fünf Kindern vor dem Thore der Försterwohnung zusammen gelagert. Als sie uns erblickten, versteckten sich die zwei kleinsten Mädchen, wie es schien, vor mir und dem Boten, hinter den Fliederbusch an der Hofwand; das ältere Mädchen, dem Anscheine nach vierzehn Jahre alt, und die beiden Knaben stürzten uns jubelnd und schreiend: „Victorine! Victorine!“ entgegen.

„Was schaffst du hier, Anna?“ fragte Victorine; „hast du den Salat im Garten gesteckt?“

„Ja, ja! und auch die Bohnen!“

„Pfui, Heinrich, du wirst dich mit Blut beflecken,“ wandte sie sich jetzt zu dem einen Knaben; „Gottfried,“ sprach sie zu dem andern, „da nimm die Jagdtasche und das Gewehr! Es sind meine Geschwister!“ sagte sie jetzt freundlich zu mir, „und ich muß die Stelle der Mutter vertreten; wir haben sie im vorigen Jahre verloren.“ Eine Thräne stürzte dabei aus ihren Augen. „Anna, ist der Vater aus dem Dorfe zurück?“ fragte sie jetzt ihre Schwester.

„Der alte General ist mitgekommen; sie sitzen im Hofe unter dem Baume und warten auf dich und das Vesperbrot.“

Mit diesen Worten traten wir in den geräumigen Hof.

Vor der Hausthür stand ein großer, schattiger, blühender Birnbaum, darunter saßen am runden Tische, welcher so um den Stamm herumlief, daß dieser durch ihn hindurchgewachsen schien, der Förster und der General. Sie lasen die Zeitungen, welche der alte General mitgebracht hatte, und rauchten dabei aus langen Pfeifen. Jeder hatte vor sich ein geschliffenes Glaskrügel stehen mit der Aussicht auf einen großen, blauen, mit zinnernem Deckel versehenen Krug und seinen weiteren Inhalt. Beide mochten von

gleichem Alter und dem sechzigsten Jahre nahe sein. Man hätte sie für Brüder halten können, nur hatte der Förster eine kräftigere Gestalt und sein Gesicht mit den dichtbuschigten Brauen, unter welchen die dunkeln Augen scharf hervorblickten, hatte einen entschiedeneren Ausdruck, als das des alten Generals, welches ein gedrückteres und gebildeteres Aussehen hatte.

Kaum erblickten sie uns, so rief der Förster Victorinen zu: „Welchen Freund hast du mir mitgebracht?“

„Es ist unser Forstcandidat!“ rief sie fröhlich.

„Willkommen im Walde!“ versetzte der Förster und reichte mir die Hand. Auch der General bewillkommnete mich freundlich, doch schien es mir, als wenn seine Blicke mit einem Anfluge von Mißtrauen an mir hingen. Ich mußte an ihrer Gesellschaft Theil nehmen; denn schon hatte der Förster einen Armstuhl für mich bringen lassen. Victorine entfernte sich, um in der Küche die jungen Waldtauben, welche sie geschossen hatte, für uns zuzubereiten. Unterdessen waren wir bald in das heiterste Gespräch gekommen; der General war unerschöpflich in den drolligsten Anecdoten, während ein Staar, welcher auf dem Baum sein Nest hatte, mit gellendem Pfeifen und Schmettern unser Gespräch und Gelächter zu überbieten suchte. Die Sonne war endlich untergegangen und die Lampe angezündet, als Victorine aus der Thür trat in ihrem hellen, einfachen Hauskleide, welches Nacken und Arm frei ließ; sie schien mir aus einer verwegenen Jägerin in ein schüchternes Mädchen verwandelt zu sein. Sie fragte an, ob wir im Zimmer oder hier unter dem Baume speisen wollten; wir waren für das Letztere gestimmt; nur bedingte der General, daß sie uns Gesellschaft leistete. Bald war die Mahlzeit

angerichtet, aber das frühere, fröhliche Gespräch wollte nicht wieder lebendig werden, ich war versunken in den Anblick des wunderlieblichen Mädchens, dessen Gesicht im Scheine der Lampe wie eine zarte Centifolie blühte. Auch der alte General schien wie von einem Traume befangen; er vermochte den Blick von Victorinen nicht abzuwenden. So sehr mir der Mann vorhin gefiel, so widerwärtig wurde er mir jetzt. Es hatte sich ein frischer Wind erhoben, welcher uns einmal um das andere den Tisch mit einem Blüthenregen überschüttete. Bereits sah der Vollmond durch die Baumäste neugierig herein, als der General vom Tische mit den Worten aufbrach: „Unser junger Freund wird von der Reise müde sein und meine Nichte wird mich zu Hause erwarten!“ Zugleich verabschiedete er sich vom Förster, von Victorinen und von mir. Als er uns verlassen hatte, führte mich der Förster in das Zimmer, welches ich jetzt bewohnen sollte, und wünschte mir gute Nacht. — Ich warf die Kleider von mir und mich in das Bett. Kaum glaubte ich aber eingeschlafen zu sein, als ich in der Morgendämmerung geweckt wurde, um mit dem Förster in den Wald zu ziehen und meine Arbeit zu beginnen. — Wir blieben wie am ersten, so an den folgenden Tagen, vom Morgen bis zum Abend im Walde und hielten gewöhnlich Mittagsrast bei einem Köhler auf der Waldanhöhe, wo wir unser Mittagsmahl aus der Jagdtasche hielten. Am Pfingstsonntage mußte ich meinen Weg in den Wald allein antreten. Ich war eben tief im Forste mit der Ausmessung einer großen Buche beschäftigt, als plötzlich der große, weiße Hühnerhund, welcher gewöhnlich nur mit Victorine ging, bei mir stand und mich von der Arbeit ablenkte. Jetzt rief die Stimme Victorinens: „Amor, hierher!“ Der Hund

stürzte in das Dickicht hinein, ich ihm nach, da stand ich vor ihr. Sie saß unter einer kleinen Fichte tief im Moose auf einem Steinblocke, ihr Gewehr hatte sie quer über den Schoos gelegt. Ich setzte mich zu ihr, aber mir stockte der Odem; ich konnte kein Wort hervorbringen.

„Warum siehst du denn so bleich aus?“ fragte sie traulich und besorgt; „ist dir etwas Schlimmes widerfahren?“ —

„Ja und nein, Victorine!“ versetzte ich mit kurzen, aufrichtigen Worten; „ich bin eifersüchtig auf den alten General! Wer ist er denn eigentlich?“

„Der General von Steinfelden,“ erwiderte Victorine; „er ist pensionirt und besitzt die große Herrschaft Lindeck eine Stunde von hier.“

„Ist er verheirathet?“ fragte ich.

„Nein!“ versetzte Victorine, „er lebt als alter Junggeselle einsam mit seiner unverheiratheten Nichte.“

„Victorine!“ seufzte ich, und nahm ihre Hand, welche ich an mein Herz drückte, — ihr Haupt senkte sich zu mir, daß mir ihre Locken in das Gesicht hingen, ich streifte sie zurück, und wir lagen Herz an Herz, Mund an Mund; es war mir in diesem Augenblicke, als müßte ich ihr ewig angehören. Ich sah, ich hörte nicht mehr. Doch Amor, der Hühnerhund, welcher sich auf die Hinterpfoten gesetzt hatte, begann jetzt laut zu heulen; als er aber keine Hülfe sah, fuhr er bellend zwischen uns, daß wir erschreckt auseinander stoben.

„Amor hat Recht!“ versetzte mit lächelndem, glühenden Gesichte Victorine, „wir müssen uns trennen! Ade! Ich habe dich lieb, von ganzem Herzen lieb!“ rief sie und küßte mich noch einmal, dann war sie in den Büschen ver-

schwunden und ich wieder allein, träumend bei den pfeifenden Amseln im wüsten Walde.

Tags darauf hatten die Holzarbeiter nach einem alten Herkommen mit ihren Frauen und Mädchen Tanz im Försterhause. Die Honoratioren aus der Umgegend waren zugleich zu einem Scheibenschießen eingeladen. — Es schien, als ob eine Wallfahrt nach dem Försterhause ginge, so zahlreiche Gesellschaften stellten sich ein; der verhaßte, alte General war der Erste, welcher sich eingefunden hatte. Es waren auch die bestellten Dorfmusikanten gekommen und bliesen mit ihren Clarinetten vor dem Hofthore. Die Schützengesellschaft, voran der Zieler mit der Königsscheibe, ordnete sich zum Zuge. Victorine mit ihrem Gewehr ging mir zur Seite. Wir zogen dreimal um das Gehöft herum, und dann hinüber in den Schießstand, wo der Förster den Hut hinhielt und Jedem das Loos ziehen ließ. Mir folgte in der Reihe Victorine. Eine Scheibe zum Probeschießen wurde aufgestellt und das Schießen begann. Ich traf mitten in das Schwarze auf den Nagel. Als die Königsscheibe nun aufgesteckt wurde, flüsterte mir Victorine zu: „Triff gut, daß ich mit dir den Königstanz habe.“

Eine tödtliche Viertelstunde verstrich; ein Schütze nach dem andern vor mir that seinen Schuß, aber das kleine Herz, welches das Figürchen auf der Scheibe als Zielpunkt in den Händen hielt, wurde nicht getroffen. Jetzt wurde meine Nummer gerufen, ich trat vor, aber Victorine stand hinter mir und flüsterte: „Laß' es auf die Frage gelten, ob mein Herz dein gehört!“ — Ein leises Zittern kam in meine Hände, die Augen vergingen mir. Victorine bückte sich hinter mir, nahm das Korn und die Richtung

in das Auge und flüsterte wieder: „Es geht ja drüber hinaus!“

„Ich muß Ihnen nur helfen!“ sagte sie laut und legte ihr Gesicht mit an den Kolben.

„Ei! ei!“ hörte ich verwunderungsvoll den General hinter mir rufen, „das ist ja ein angenehmer Unterricht im Schießen, darf ich auch um Lection bitten?“

Da zuckte ich vor Zorn mit der Rechten in den Bügel und der Schuß — fuhr in die blaue Luft hinaus. Ein Hohngelächter erhob sich ringsum.

„Laß' es gut sein!“ sagte leise Victorine, „ich war daran Schuld!“ legte ihr Gewehr an die Wange, zielte eine Secunde, der Schuß fiel, Spähne flogen von der Scheibe; der Zieler warf jubelnd seine Mütze in die Höhe und rief: „Vivat, die Königin!“ — Der General brachte das silberne Pulverhorn an dem goldenen Kettchen, den Preis, und schlang es um ihren Hals; sie sagte kein Wort dazu, sondern gab das Gewehr an den Jägerburschen ab. Mit gesenktem Haupte ging sie über die Wiese und in die Wohnung. Ich war beschämt, ärgerlich und zerstreut. Das Glück war von mir gewichen; das Schießen war allmälig beendet und der Tanz auf dem Boden über den Ställen im Hintergebäude des Forsthauses begann. Ich hatte mich von der Gesellschaft entfernt und hinter das Haus unter den blühenden Fliederbusch geworfen und verwünschte mit Thränen diesen Tag. So begann der Abend heranzudämmern. Auf einmal hörte ich meinen Namen flüstern, ich sprang auf, trat unter dem Fliederbusche hervor und sah gleich daneben, oben im großen, offenen Boden, in welchem das Heu hinaufgelangt werden mochte, Victorine stehen.

„Schämen Sie sich nicht über Ihre Unart?“ fragte sie

in vorwurfsvollem Tone; „mich den Königstanz mit dem alten General tanzen zu lassen! — Ich vergebe es nimmermehr!“

„Victorine!“ rief ich, von wilder, heftiger Leidenschaft entbrannt, „wenn du mich liebst, so weißt du, wie mir zu Muthe ist!“

„Komm' herauf und sei wieder fröhlich!“ entgegnete sie; „warum den ganzen Tag mit Grillen verderben?“

„Komm' lieber herunter zu mir!“ versetzte ich übermüthig. „So fang' mich!“ rief sie, und sprang herab, und ich taumelte mit ihr zu Boden.

„Ei! ei!“ rief es über uns aus, und der General steckte sein Gesicht heraus; „ei, das war ein gefährlicher Sprung!“

Victorine stand wieder auf den Füßen und lachte hinauf: „Nicht wahr, Herr General?“ — Sie gab mir den Arm, und so zogen wir Beide hinauf auf den Tanzboden und warfen uns in den wildesten Bauerntanz hinein. Die Musik spielte dazu endlos die lustige Melodie des Liedes:

„Hab Haselnüss' 'gessen,
Hab' Haselnüss' g'sät,
Und hab' manch' schönes Dirnel
Auf dem Tanzboden g'dreht.“

Als der Tanz zu Ende war, kam der Förster mit einem strengen Gesichte auf uns zu, nahm Victorine bei der Hand und mit sich hinaus. Ich vernahm nur die Worte: „Ich habe mit dir ein recht ernsthaftes Wort zu sprechen!“

Ich hatte mit untergeschlagenen Armen an dem Pfeiler in der Mitte gelehnt und sah gleichgültig dem Tanzen zu, als der General mit dem Hute in der Hand zu mir trat

und sagte: „Morgen feiern wir auf meinem Gute das Kirchweihfest, Sie sind freundlich dazu von mir eingeladen. Victorine wird auch mitkommen.“ So verabschiedete er sich.

Nach einer Weile verließ ich die lustige Gesellschaft und ging hinab in den Hof. Der große Birnbaum hatte seinen Blüthenschnee in den Hof gestreut, wo er zertreten im Staube lag. Es war ein Bild meiner Seele. Ich ging hinauf in die Stube und warf mich in das Bett.

Als mir am Morgen der Kaffee gebracht wurde, ließ mich der Förster fragen: ob ich ihn und seine Familie nicht zum Kirchweihfeste auf das Gut des Generals begleiten wollte?

Ich sagte zu. Da die Familie, welche den Pfarrer predigen hören wollte, mich erwartete, warf ich mich schnell in die Kleider und ging hinab. So schön, wie an diesem Morgen, war mir Victorine noch nie erschienen. Das frische Roth ihrer Wangen war ein wenig gebleicht, ihre Augen glänzten, wie thaufrische Kornblumen, über ihr Antlitz war eine süße Wehmuth ausgegossen, welche mein Herz so beklommen machte, daß ich ihr hätte um den Hals fallen und rufen mögen: „Victorine, ich liebe dich!“

Wir traten die Wallfahrt an und gingen das Thal hinunter, der Förster schritt voran, neben ihm sein kleiner Sohn mit der Haselruthe und ihrer Blätterfahne, ich ging hinterdrein mit Victorine und den übrigen Kindern. Da am Wege, den Waldabhang hinauf, unabsehbare Strecken von Maiblumen mit ihren weißen Glöckchen in süßen Düften blühten, so pflückte ich ihr eine um die andere, wir tauschten dabei Händedruck und Blick, und wären lange noch nicht mit dem süßen Spiele zu Ende gekommen, wenn nicht

ihre kleine Schwester auf einmal laut gefragt hätte: „Warum guckst du denn Victorinen immer so an? sie hat ja keine schwarze Nase!“

Nach einer Weile bogen wir links hinauf und traten aus dem Walde heraus. In diesem Augenblicke begann das Glockengeläute in dem Dorfe, welches mit dem spitzen Thurme aus den hohen, runden Lindenwipfeln uns begrüßte.

Bei unserer Ankunft hatte eben die Kirche begonnen; wir schlossen uns den Kirchengängern an, welche in Schaaren heranzogen. Von allen Seiten grüßten die Landleute unsere kleine Gesellschaft. So traten wir durch das Thor des Kirchhofes, in dessen Mitte die Kirche stand. Es schien, als wenn nicht nur die Menschen in ihrem Sonntagsputze, sondern auch die Bäume und Büsche in höchstem Blüthenschmucke aus dem Dorfe heraufgekommen wären, um hier ihre Andacht zu feiern. Unter ihrem Blüthendache gingen wir über eingesunkene Leichensteine hinein in die Kirche. Victorine nahm mit den Kindern unten im Schiffe ihren Platz, ich und der Förster stiegen die Emporkirche hinauf.

Bald hatten meine Blicke Victorinen unten zwischen ihren Geschwistern wiedergefunden. Ueber ihr von der Decke herunter hing eine starke, seidene Schnur, welche mit großen und kleinen, vergoldeten Kugeln sich hinuntermaß bis zu dem Ringe, woran ein vielarmiger, phantastisch geschnörkelter Leuchter befestigt war und über ihrem Haupte, wie eine Krone, schwebte.

Meine Seele schwamm in den Wogen der Choralmusik, wie ein träumender Schwan im leise wogenden See. Jetzt erschien der Pfarrer auf der Kanzel und hielt eine lange Rede über die Verirrungen des Blutes, aus welchen

allein der Glaube uns retten könne. Er trat wieder von der Kanzel herunter, die Kerzen wurden angezündet und der Altardienst begann.

Ich war jedoch in diesem Augenblicke ein heimlicher Katholik und kniete im Geiste vor Victorinen hin und betete in Andacht zu ihren goldenen Augenlidern, welche, wie seidene Fäden, die Augen verhüllten. Trug sie ja doch als Zeichen der Erhörung meinen Maienblumenstrauß in ihren gefalteten Händen. Die Kerzen auf dem Altar wurden wieder ausgelöscht, der Küster spielte zum Ausgange auf der Orgel die heitere Melodie des Liedes: „Freuet Euch des Lebens“ und der Gottesdienst war zu Ende. Die Kirche war jetzt von der erbauten Gemeinde verlassen, es standen nur noch unten in der Mitte Victorine mit ihren Geschwistern, zu welchen der alte General und der Förster traten.

In diesem Augenblicke überschlich mein Herz eine tödtliche Eifersucht, so lächerlich sie mir auch vorkam. Ich suchte sie schnell zu unterdrücken und wollte mich zur Gesellschaft hinunterbegeben, als eben der alte General Victorinen seinen Arm bot, der Tod dem jungen Leben.

Jetzt verließen sie die Kirche. Ich sehe noch immer diese beiden Gestalten vor mir: der alte, hagere Offizier, den linken Podagrafuß in einem saubern Pelzstiefel, die rechte gelähmte Hand auf einem Krückenstock, gebeugt und hustend an der Seite des schlanken, blühenden Mädchens, das ich liebte, das mein war. Mit der schwer hinter ihnen zurückkreischenden Kirchenthür entfuhr mir ein höhnisches Lachen, das mir das Echo in der leeren Kirche wieder hohl zurückgab, wie einen Ruf aus der Todtengruft.

Ich eilte aus der christlichen Kirche hinaus in die heidnisch schöne Frühlingsnatur. Wie ich mich draußen an

der Kirchhofsmauer hin links auf dem Fußsteige hielt, kam ich in den Buchenwald hinein, welcher sich über und hinter dem Dorfe hinzog. Dort warf ich mich unter einen der größten Bäume in dieselbe Lage, welche unglückliche Liebhaber in der Einsamkeit so gern annehmen, um sich wenigstens selbst interessant vorzukommen. Ich hätte damals viel darum gegeben, wenn ich „Werther's Leiden" bei mir gehabt hätte, um der Mühe überhoben zu sein, meine Monologe selbst in Worte zu setzen. Ich wäre damals gewiß in meinem Grame umgekommen, wenn sich nicht zwei Göttinnen, Hunger und Langeweile, die großen Schutzmächte aller trostlosen Seelen, meiner angenommen hätten. Ich schlug so den Weg in das Dorf ein, wo mitten auf dem Anger der bunteste Kirchweihlärm durcheinandertoste. Allein mitten durch das Gekreisch der Kindertrompeten, der Trommeln und Schnarren fand der süße Geruch einer Garküche unter einem grünen Tannenreiserzelte sich zu mir. Ich machte nicht viele Umstände und trat hinein. Eine alte, näselnde Harfnerin saß im Hintergrunde und sang, begleitet von der Violine eines kleinen, buckeligen Kerls, die russisch-deutsche Volksballade: „Schöne Minka, ich muß scheiden!" Doch mich beherrschte das irdische Bedürfniß und das Bratenstück, welches die flinke Kellnerin mir eben gebracht hatte. Meine vornehme Natur war in Gefahr sich ganz zu vergessen, denn bereits hatte ich mir auch einen Krug Bier bestellt, als ein galonnirter Bedienter auf mich zukam mit einem Empfehle von der Herrschaft, welche mich suchen lasse. Fast beschämt bezahlte ich meine Zeche und folgte ihm. Doch nun galt es nicht zu träumen, sondern mich wieder auf mich selbst zu besinnen.

Als der Bediente unterwegs stehen blieb und sagte:

„Dieſer Fußſteig führt durch den Park zum hintern Eingange in das Schloß, der Weg aber, den Berg hinan, gerade durch das vordere Thor in den Hof; — wohin beliebt der gnädige Herr?“ — fand ich Gelegenheit, mich von ihm loszumachen. Ich ſchickte ihn den Berg hinan, mich vorläufig anzumelden, indem ich den einſamen Weg durch den Park einſchlug.

Die Nachmittagsſonne flammte ſo glühend durch die Blätter der Baumwipfel, die vielen Chöre der Vögel ſchmetterten ſo luſtig in ihrem freien Waldgeſange, daß ich bald den ganzen Uebermuth des jungen Lebens wieder durch meine Adern pulſen fühlte. Ich flog faſt, wie ein aufgeſcheuchtes Wild, über die mit gelbem Kieße beworfenen Wege durch die grünen Raſenſtrecken und Gänge dahin, und ſtand auf einmal mitten in einem franzöſiſchen Garten, welcher ſich in den verſchiedenſten mathematiſchen Figuren vor mir wie ein Theater mit grünen Couliſſen von beſchorenen Buſchwänden, Baſſins und Fontainen hinbreitete bis zu der Rampe der Schloßtreppe. Da die Herrſchaft in dem vorderen Saale ſpeiſen mochte, ſo ſah ich hier von der Gartenſeite keine lebende Seele, außer Amor, den Hühnerhund Victorinens, welcher ſich gleich mir einſam herumtrieb und an der verſchloſſenen Faſanerie herumſchnoberte. Er empfing mich hier allein und begleitete mich die Treppe hinauf in die offenſtehende Thür. Ich trat in ein freundlich tapezirtes Gartenzimmer, in welchem auf Geſtellen Blumen in Vaſen umherſtanden; ſonſt war es leer. Ich drückte die hohe, gegenüberſtehende Thür auf und kam in einen alterthümlichen Saal. An der einen Wand ſtanden ſechs verſchiedene Ritter- und Frauenſtatuen auf barock verzierten Tragſteinen. An der langen Wand,

den erblindeten Fenstern mit ihren kleinen, grünen, runden Glasscheiben in Bleifassung gegenüber hingen die in Lebensgröße gemalten Bilder der späteren Ahnen des Hauses, welche ein freundlicher, stattlicher Mann mit einer riesigen Perrücke und eine Dame im Reifrock mit Wespentaille beschloß. Zwischen den Bildern hingen zerfetzte Fahnen und alte, rostige Schwerter umher. Uebrigens war der Saal sauber gehalten und das Estrich des Fußbodens glänzte spiegelhell. In einer Ecke stand eine kleine Treppenleiter, welche bei Abstäubung der Bilder gebraucht werden mochte. Mich fesselte das Standbild einer jungen Frau, welches von großer Meisterschaft des Künstlers zeugte. Da ich noch immer Niemand sah und hörte, so suchte ich meine Neugierde zu befriedigen und rückte die kleine Treppenleiter hinan, um es in der Nähe zu betrachten. Ich stieg hinauf und war erstaunt über den Adel, welcher sich in der Figur ausdrückte. Die ritterliche Frau trug ein Kind auf dem linken Arme; die rechte Hand hatte sie empor gehoben, als wollte sie das Kind liebkosen. Wie ich die schöne Form dieser Hand betrachtete, entdeckte ich daran einen goldenen Ring, welcher fast kaum mehr zu erkennen war. Da aus dem Staube heraus ein kleiner Edelstein ein mattes Licht warf, so versuchte ich, ihn mit meinem Taschentuche zu säubern; plötzlich aber drehte sich der Ring und wie von selbst fiel er in meine Hände. Da in mir eine wunderliche Liebhaberei erwachte, den Ring zu behalten, ich ihn aber auch nicht stehlen wollte, so fand ich einen Tausch für den ehrlichsten Ausweg. Ich steckte der Statue meinen Siegelring, ihren Ring dagegen mir mit ruhigem Gewissen an. — Als ich die Treppenleiter wieder an ihren Ort gestellt hatte, hörte ich in der Ferne einen fröhlichen Lärm.

Ich verließ den Saal, um die Gesellschaft aufzusuchen, verirrte mich aber in den regellos anstoßenden, düsteren Corridoren und kam so an eine Ausgangsthür, welche auf die andere Seite des Schlosses hinaus und in eine Halle und Gartencloset ging und offen stand. Kaum aber warf ich den Blick in die abgeschlossene, grüne Einsamkeit hinab, so zuckte ich erschrocken zurück; denn es kam mir vor, als hätte ich einen Blick in ein Feenmärchen gethan. Unter einem blühenden Fliederstrauche in einem Armstuhle saß, das blonde Haupt sinnend in die Hand gestützt, eine Dame vor einem Marmortische, auf welchem eine große Krystallkugel mit Goldfischchen stand. Sie trug ein langes, weißes Gewand und ein schwarzseidenes Shawltuch, welches ihr über die Schultern von beiden Seiten lang herabhing, daß die Fransen den Boden berührten. Sie hatte den schönsten Frauenarm, welcher nur je einen griechischen Künstler begeistern mochte, und um das Handgelenke, auf welches sie sich stützte, ein Armband in Schlangenform von den größten und kostbarsten Opalen. Schüchtern drückte ich die Thür wieder in das Schloß; ich erinnerte mich einer Unterhaltung mit Victorinen, wo sie mir von der menschenhassenden oder unglücklichen Nichte des Generals erzählt hatte.

Ich trat in den Corridor zurück, eilte gerade aus und kam dem fröhlichen Lärm der Gesellschaft näher. Die Treppe vor mir hinauf sah ich Diener mit Flaschenkörben eilen; ich folgte ihnen und gelangte vor den Speisesaal. In dem Augenblicke, wo die Saalthür aufging, schallte mir eine kräftige Baßstimme und der Trinkspruch entgegen: „Es lebe die gnädige Guts- und Gerichtsherrschaft, der hochgeborene General, Graf Maximilian von Steinfelden,

und seine wohledle Braut, Victorine Freidank, hoch!!“ — Ich hielt mich fest am Treppengeländer; um mich herum drehte sich Alles, wie in sinnlosem Schwindel. Kaum hatte ich so viel Fassung, mich und meinen Gemüthszustand der Gesellschaft zu entziehen und aus dem Schlosse hinwegzueilen. Erlaßt mir, die Gefühle eines unglücklichen, zwanzig Jahre alten Liebhabers in Worte zu bringen. Ich hatte, fast meiner unbewußt, den Weg in das Forsthaus zurück eingeschlagen. Ich schlich langsam und verzweifelnd den Bergabhang hin. Die Abenddämmerung war bereits angebrochen, als ich das Forsthaus in der Thalschlucht vor mir liegen sah. Mein schweigsamer Kummer schien, wie ein zweites Wesen in mir darüber zu brüten, auf welche Weise er sich Luft machen sollte. Bald stieg er mir nach den Augen zu, um als Thräne herauszubrechen, dann sank er bleischwer, wie ein ungeschickt kletternder Krüppel, mir wieder in die Brust zurück. Doch wie ich ein Kind des Glückes bin, so war ich es auch dort. Mich überholten zwei junge Gesellen, jodelnd und trällernd, von welchen einer in das leichtfertige Liedchen im Vorüberschreiten ausbrach:

„Und ist sie jetzt dein, so bleib' sie auch dein,
So war sie doch einmal, ja einmal doch mein,
Ade! Juchhe!“

„So sei es denn!“ rief ich bei mir, „Ade! Juchhe!“ und drückte mir den Hut fester in die Stirn.

Im Försterhause begab ich mich auf mein Zimmer, riegelte mich ein, und berieth bei mir, ob es besser sei, zu bleiben oder abzureisen. Mein Stolz siegte, ich blieb, um nur noch eine schmählichere Niederlage zu erleben. Welche Zeit in der Nacht die liebenswürdige Braut mit ihrer

Familie zurückgekommen sein mochte, weiß ich nicht und ist mir bis heute gleichgültig; nur so viel kann ich versichern, daß ich am frühen Morgen schon hinaus in den Wald zog, um eine Strecke davon zu vermessen und abzuschätzen. — Bei dieser Gelegenheit war ich allmälig in mir so ruhig geworden, daß ich mir schmeichelte, über diese meine erste Liebe meilenweit hinaus zu sein. Ich freute mich, bei meiner Rückkehr in das Försterhaus Victorinen den riesengroßen Eis-Chimborasso meiner männlichen Würde vor die Augen zu stellen. Doch er schmolz bedeutend zusammen, als ich sie wiedersah; denn auch sie hatte ihre Stellung genommen. — Sie behandelte mich freundlich, doch ruhig und fremd. Niemand fragte mich um die Ursache meines Benehmens auf dem Kirchweihfeste. So gingen wir vierzehn Tage nebeneinander her. Ich brannte heimlich in verletzter Eitelkeit und verhaltenem Zorn. Gern wäre ich jetzt abgereist, nur wollte ich nicht als Besiegter davonschleichen; ich mußte sie noch demüthigen, und wartete nur auf eine Gelegenheit dazu. — Diese wurde mir bald gegeben. Als ich eines Nachmittags im Forste umherstrich, kam der Köhler zu mir, welcher dort seine Meiler hatte, und ersuchte mich, in seine Hütte zu kommen, wo Victorine schon eine Stunde lang auf mich wartete."

Hier überzog des Erzählers Gesicht eine plötzliche Blässe, dann besann er sich und sagte: „Hier muß ich schweigen! Nur das Eine mögen meine Freunde wissen, daß Victorine groß und edel aus dieser Unterhaltung von mir hinwegging und mich in Zerknirschung zurückließ. Ich verstehe sie heute noch nicht, mir ist es, als wenn der vortreffliche Mann

die Liebe eines edlen Weibes am Wenigsten versteht, wo es gilt, mit der Liebe zugleich die Ehre zu retten! — Der Moment hat mich verführt, Euch die Geschichte meiner ersten Liebe zu erzählen, sei es denn, soweit sie mein gehört und ich darin selbst eine komische Figur spiele.

„Der Sonnabend," fuhr Benedict fort, „welcher dem Sonntage vorherging, an welchem Victorine mit dem alten General verbunden werden sollte, war der wunderlichste Tag meines Lebens. Ich fühlte mich unwohl und mochte nicht das Zimmer verlassen. Niemand schien sich um mich zu bekümmern, als die alte, halbtaube Hausmagd, welche das Essen brachte, und Victorinens Hühnerhund, der treue Amor, welcher es statt meiner verzehrte. Gegen Abend rollte eine Equipage nach der andern an, und das Haus füllte sich von Verwandten und Freunden der beiden Verlobten, um den Polterabend zu feiern. Ich hatte Victorinen den ganzen Tag nicht gesehen; nur einmal hörte ich ihre Stimme, als sie unten in der Hausflur ihren Verlobten empfing. Es wurde endlich Nacht und um das Haus Alles so stille, daß ich zuletzt weiter Nichts hörte, als das Durcheinandersprechen der Gäste unter mir.

Meine Glieder waren gelähmt, als hätte ich eben eine tödtliche Krankheit überstanden, mein Gehör war aber so geschärft — oder bildete ich es mir nur ein? — daß das Summen des Festes und das langausathmende, heimliche Rauschen des Waldes an der Bergwand hin sich gegenseitig in Pausen ablöste, wie Sätze in einer Symphonie von Beethoven, welche bald von diesen Instrumenten, bald von andern aufgenommen, weitergesponnen und wieder an andere zur Variation abgegeben werden. Der General und der Förster spielten in diesem Concerte die Contrebässe. Das musikalische Publicum,

welches ich allein ausmachte, war davon so gerührt, daß es seine beiden Augen zuthat und einschlief.

Ich mochte lange geschlafen haben, als ich von einem leisen Pochen an meiner Stubenthür aufwachte. Ich glaubte mich getäuscht zu haben; denn im ganzen Hause war Alles todtstille geworden. Ich hatte den Abzug der Gäste und das Fest dazu verschlafen. Die Familie mochte längst zur Nachtruhe gegangen sein; — auch ich wollte mich wieder dem süßen Schlummer nach Mitternacht in die Arme werfen; beinahe wär' es mir geglückt, da kam es mir vor, als hörte ich wieder ein leises Pochen an der Thür. Ich lauschte, hörte aber weiter Nichts; die Stubenuhr schlug zwei. Jetzt hörte ich draußen ein leises Geräusch, nun ein herzhaftes Anpochen. „Es ist Victorine!" rief mein Herz; das Blut wollte mir das Herz zersprengen. „Ja, sie ist es!" sagte ich leiser, „sie hat sich heimlich aus ihrer Kammer geschlichen und will mir diese süßschauerliche Stunde des Abschiedes gönnen." Zugleich stand ihr Bild so verlockend, so reizend, und doch wieder die Sinne so bestrickend und lähmend vor mir, daß ich mich kaum vom Lager zu erheben vermochte.

„Es gilt einen herzhaften Entschluß!" sagte ich bei mir; „ich brauche nur den Thürriegel zurückzuschieben und eine Welt voll Seligkeit liegt in meinen Armen!" Eine andere Stimme flüsterte in mir: „Aber welcher Triumph für dich, wenn du dieser Lockung widerstehst! Welche Demüthigung auch für die stolze, schöne und doch doppelt untreue Victorine!" „Und nur noch einen Kuß auf ihren schönen Mund!" sprach der Versucher in mir, „dann drücke sie von dir hinweg und sage: Ade! — Das ist erst der wahre Triumph der Moral, den du feiern kannst!" — Das

warnende Gewissen nahm jetzt die Gestalt meines alten Lehrers in der Kindheit an; ich sah seine eisgraue Gestalt, sein bleiches, eingefallenes Gesicht mit den milden, klaren Augen, ich hörte seine Stimme und den Spruch, den er mir gegen die Versuchungen der Welt mitgegeben hatte: „Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und gegen meinen Gott sündigen?“ — Und eine andere theure, heilige Gestalt sah ich bei mir stehen, welche mir zu sagen schien: „Sie ist die Braut eines Andern! Hast du nicht vor dir, so habe doch vor ihr Achtung!“

Doch ich sollte nicht den Triumph erringen, einmal über eine große Versuchung gesiegt zu haben; ich war ein zu guter Christ, um nicht die Sünde für mächtiger, als das Gewissen, zu halten. Ich stand an der Thür, mein Ohr an die Falze gelehnt. Ich glaubte sie draußen ängstlich athmen zu hören. Nun pochte es wieder an, leise, aber dringend.

Ich zitterte vor heftigem Frost im Schauder der sich spannenden Nerven und stand, wie eine Säule, mitten im dunklen Zimmer. Da hörte ich es wieder anklopfen. „Wer da?“ rief ich heftig; ein tiefes Stöhnen war die Antwort. Ich eilte zum Schnellfeuerzeug, machte Licht an und wartete jetzt mit dem Leuchter in der Hand an der Schwelle auf ein nochmaliges Anpochen. Es erfolgte; ich öffnete die Thür, trat hinaus und vor mir saß, in der Ecke hinter der Thür, — der frierende Amor, Victorinens Hühnerhund. Ich hatte die Thür zurück in das Schloß gedrückt, Amor sah mich mit seinen redlichen, braunen Augen an, und jetzt kratzte er sich hinter den Ohren und klopfte wieder an die Thür, ebenso, wie er es vorher gethan und wie ich es vorher gehört hatte.

Ich wich zurück, vernichtet in das Tiefinnerste der Seele. Ich hatte Alles verloren, selbst das Bewußtsein der Selbstbeherrschung, der Tugend; ich war ein lasterhafter, abscheulicher Mensch geworden, hatte in mir das Bild meiner ersten Liebe und den Glauben an weibliche Ehre tief erniedrigt, — und das Alles um ein Nichts, um einen Hühnerhund, der sich kratzte. Ein Vieh hatte mich um meine Menschenwürde gebracht. Schluchzend, wie ein Kind, warf ich mich einige Minuten auf das Lager, bis ich mich ausgeweint hatte, dann aber faßte ich mir ein Herz, stand auf, packte meine Effecten in den Reisekoffer, machte meine Adresse darauf, gerichtet in die nächste Stadt, poste restante, schrieb einige Zeilen an den Förster, worin ich ihm für seine freundliche Aufnahme dankte, und Grüße an alle seine Kinder bestellen ließ, und hatte am grauenden Morgen schon weit hinter mir das Forsthaus, meine unglückliche Liebe und den schönsten und häßlichsten Traum meiner Jugend liegen. Ich habe seitdem nie wieder Etwas von Victorinen gehört. Es widersteht mir auch, mich nach ihr zu erkundigen. Für mich ist sie gestorben. Mich haben nur der Humor und eine Reise nach Paris von dem Verrücktwerden gerettet. Das Eine habe ich gelernt, die Menschen zu nehmen, wie sie sind."

„Und wo blieb abermals die schlanke Dame auf der Redoute?" fragte der Abt durch das lustige Gelächter der Gesellschaft hindurch.

„Ja so!" versetzte Benedict; „möge sich denn Eure Nachsicht mit der Auskunft begnügen, daß es, wie ich vermuthe, die schöne Dame war, welche ich auf Lindeneck im

Gartencloset vor der Krystallkugel mit den Goldfischen gesehen habe."

„Wir danken ihr," versetzte der Abt, „im Namen des Convents; denn sie gab uns die Veranlassung, dir zwei Erzählungen abzugewinnen, welche uns bis jetzt gut unterhalten haben; doch ist noch nicht Mitternacht vorüber, ich kann die Brüder noch nicht entlassen. Wer will uns bis dorthin erbauen?"

„Sei es denn!" versetzte Erdmann, der Doctor der Medicin, und holte ein Kästchen, welches er mitgebracht und in die Zimmerecke geschoben hatte, wieder hervor. Daneben legte er seine Taschenuhr und sagte: „Nur noch fünf Minuten vor Zwölf! — Mit dem ersten Schlage der Mitternacht öffnet sich dieses Grab, und ein Todter wird auferstehen!" — Eine unheimliche Stille trat ein; — jetzt hörte man den ersten Glockenschlag. Erdmann öffnete das Kästchen und setzte einen Todtenkopf auf die Tafel mit den Worten: „Dies ist der Anfang und das Ende meiner Geschichte."

Helena Vallisneria.

„Nie habe ich einen so eigenthümlich geformten Todtenkopf gesehen!" fuhr Erdmann fort; „wie sich so steil das Hinterhaupt emporzieht, und der Vorderkopf so breit auf der Wirbellinie auseinanderliegt! Hier in schnurgerader Linie herunter das Nasenbein, daß der Mund zurücktritt — und wie frisch sind die kleinen, weißen Zähne! Es ist ein Wunder aller Schädel! ein eben so großes, daß ich ihn ge-

funden habe! — Ich fand ihn auf dem Kirchhofe in Oelsnitz, als ihn der Todtengräber aus einer neuen Grube herauswarf. Hier Freunde! Schaut ihn genau an — es ist ein Meisterstück des Schöpfers, wie es ihm nicht jeden Tag aus der Hand rollt!"

Johannes nahm den Schädel und hielt ihn betrachtend empor. Er war im Sesselstuhl in ein Halbdunkel zurückgesunken, so daß seine großen, flammenden Augen aus einem heiligen Schattendreiecke hervorschauten. In gelinden, fast unsichtbaren Zuckungen zogen Gedanken über seine Stirne. Sinnend schaute er in die Augenhöhlen des Schädels hinein und sprach endlich:

„O, du beinernes Haus der Gedanken! Wo ist sie hin, die räthselhafte Geisterwelt, welche in dir durcheinanderrang? Du kleines, wunderbares Gefäß, in welchem ein ganzes Weltall — Himmel und Erde — zusammenfloß, sprich, welches Zauberwesen saß in deinen Kreisen, welches diesen Bann zu vollbringen wußte? Sprich, wo ist er hin, der allmächtige Gott, der in dir lag zwischen Ton und Licht, und schuf — Welten und neue Götter, und sich selbst? — Wo ist er hin? Was starren mich so finster deine Augenhöhlen an, und was lacht so höhnisch dein furchtbares Antlitz, auf welchem sonst ein ganzer Geisterfrühling sich auswob und blühte und verging? Bist du nur das Gerüste eines Luftballons, welchem das Gas ausgegangen, das ihn über Himmel und Erde dahintrieb? — Herrliche, feingewölbte Opferschale der flehenden, erbarmungswürdigen Menschheit, was zitterst du in meiner Hand? Ich sah einen wahnsinnigen Harfenspieler, der auf der Zither, deren Saiten zersprungen waren, in herzzerschneidenden und in stummen Weisen herumtastete — bin ich es nicht selbst? —

„Aber welchem Menschenwesen du auch eigen warst — heilig bist du mir immer, wie ein Behältniß, in welchem Gott sich selbst offenbart hat! Wie viele schöne Traumblumen mit hunten, tiefen Kelchen mögen in diesem kleinen Gottesgarten geblüht haben! Ja, ich sehe euch noch, ihr schönen, feuchten, strahlenden Augensterne, ihr weltabspiegelnden, ja, ich sehe euch, wie ihr noch sonnenhell, herz- und sinnentzückend unter den großen Wimpern ruhet! Es runden sich wieder zu euch empor die feinen Mädchenwangen, es schwellen wieder auf die süßen Rosenlippen, es drängt sich das zarte Oval des Kinnes weich und weiß mit leichtem Grübchen empor! — Nein! solch ein Kleinod kann die barmherzige Gottheit nicht vernichten! — Es regt sich! Was ist das?“

Mit diesen Worten stürzte ihm der Schädel aus der Hand.

Der Doctor faßte Johannes beim Arme und sagte: „Habe ich Sie nicht schon längst vor Gemüthsbewegungen gewarnt?“

Johannes antwortete nicht und verbarg sein Gesicht in den Händen; der Doctor aber hob den Schädel behutsam wieder auf und bedeckte ihn mit seinem Tuche.

Hermann nahm das Wort auf und sprach für sich hin: „Die Menschenseele blüht, wie eine Seelilie, über dem Reiche des Ungeheueren und einer unergründlichen Tiefe, von Luft, Licht und Wasser emporgetragen und genährt. Lieblich entfaltet sie vor dem Himmel ihre Blüthe, während unter ihr scheußliche Unthiere wühlen und sich gräulich wälzen. Schauet nicht in die Tiefe; denn unten liegt das Entsetzen! — und die Wurzeln der schönen Pflanze treiben oft mitten hindurch!“

„Ich bin nur insofern deiner Meinung," versetzte Gotthold, „als du von dem Unergründlichen der Menschenseele sprichst; aber dieses Unermeßliche, durchklungen von Unsterblichkeitsahnungen und von seligen Geistergefühlen, ist mir Bürge, daß eine Psyche ihre Flügel leise in der rohen Hülle ausbildet, um sich in einen unsterblichen Frühling emporzuschwingen. — Wohl ist der Hintergrund unserer Seele mit wunderlichen Arabeskenbildern überzogen, gleich den Thüren am Taufhause zu Florenz; aber wer sie zu deuten vermag, wird von ihnen auf ein großes Heiligthum, welches sie verbergen, gläubig schließen können. Ja, zur Stunde schaut es aus diesem Hintergrunde vor, wie ein leuchtendes Angesicht, das uns vom gelobten Lande, in welches wir einst einziehen werden, prophetische Worte zu verkünden scheint.

„Was ist Tod? Johannes! Wenn du einen Strom in die Erde versinken siehst, wirst du glauben, daß nunmehr seine Gewässer nicht mehr vorhanden sind? Stellen Sie, Doctor, in Gottes Namen diesen schönen Schädel wieder unverhüllt vor uns her! Nicht wahr, Johannes?"

„Uebrigens," entgegnete der Doctor, „würde sich das arme Töpfers-Lenchen nicht eingebildet haben, daß so lange nach seinem Tode noch von ihm die Rede sein würde!"

„Wissen Sie etwas Näheres um diesen Schädel?" versetzte Bernhard.

„Nichts weiter, als daß dieser Todtenkopf, wie mir der Todtengräber versicherte, der Frau eines Töpfers angehört, welche eigentlich eine Prinzessin gewesen wäre; aber wie das Alles zusammenhängen mag, weiß Gott!"

Der alte Maler Schuber hob jetzt den grauen Kopf empor und sagte: „Die Geschichte von der braunen Tö-

pfers-Lene weiß ich auswendig, ich habe sie selbst noch gekannt, so gut, wie ich da meine linke Hand vor mir sehe; Ihr wißt, daß ich in Oelsnitz erzogen bin. Sie war ein braunes, schmächtiges Weib mit großen, hellen Augen und rabenschwarzem Haare. Wie sie zuerst ins Städtchen kam, lachte Alles über sie, und die Straßenjungen liefen ihr nach; aber nachdem ein fremder Herr, welcher sich zur Sommerzeit im Orte oft wochenlang aufhielt, sie für die schönste Frau im Lande erklärt, und bei jedem Glase Wein, das er getrunken, darauf geflucht und geschworen, am Ende aber gar vor Liebe zu ihr seinen gesunden Verstand verloren hatte, so gab es von der fremden, schönen Frau nicht genug zu reden. Das mußte man ihr auch lassen, daß sie gerade, wie eine Kerze, war, und wenn man ihr so recht in die schwarzen Augen guckte, war es Einem, als könnte man gar nicht wieder hinwegsehen."

„Seht einmal den alten Knaben an," rief Gotthold aus, „er hat sie fürwahr ordentlich angeschaut, und ich wollte wetten, er war in die hübsche Töpfersfrau ebenfalls zur Ungebühr verschossen."

„Hm!" meinte der Alte, „war ich doch damals noch ein alberner Junge, kaum zwölf Jahre alt! Und dann konnte sie auch gar nicht recht Deutsch reden."

„O, so fahre fort," rief der Doctor — „oder fange vielmehr deine Geschichte zu erzählen an!"

„Draußen vor dem genannten Städtchen," begann der alte Maler, „sieht man noch heute ein verfallenes Häuschen. Dort wohnte vor vielen Jahren ein Töpfer mit seinem Sohne. Der war ein schlimmer, verwegener Junge, so viel man nur von ihm weiß, und that Nichts, als Zitherspielen. Das verstand er aber besser, als Töpfe zu drehen.

Kaum hatte der alte Vater die Augen zugedrückt, so schnürte er sein Bündel, schloß die Hütte ab und wanderte in alle Welt. Der Töpferwilm — so hieß man ihn nur — war beinahe im Orte verschollen, wie eine Sommerfliege im Winter, als er auf einmal mit Kutsche und Pferden zurückkam, und eine vornehme Frau mitbrachte. Er kaufte sich das große, rothe Gebäude am Markte, und lebte da, wie der reiche Mann im Evangelium. Der große Reichthum, welchen der Wilm mitgebracht hatte, war es nicht allein, der die Leute, besonders die Weiber, verwirrt machte. Die schöne, braune Frau war es vorzüglich, welche mit ihren sonderbaren Gebräuchen den Leuten viel Kopfzerbrechens machte. Um nur Eins zu erzählen! — Der Wilm ließ im Hofe ein Gebäudchen aufführen, das so schön war, wie keins mehr in dieser Welt. Das Dach blau angemalt, mit goldenen Knöpfen und Schnörkeln verziert, funkelte in der Sonne, wie ein Altarkelch. In diesem Gebäude aber war ein einziges Gemach, das noch schöner war, obgleich sich an den Wänden keine Fenster befanden, sondern nur ganz oben an der Decke eine runde Oeffnung, daß die Engel im Himmel jede Stunde hineinschauen und ihre Freude an all' dieser Herrlichkeit haben konnten. Von einem Maler aus Dresden ließ er dieses Gemach mit närrischen Figuren und allerlei Blumen ganz schön und bunt ausmalen und vom Schlosser und Goldschmiede aus vergoldeten Eisenstäben und vielerlei Zierrath eine Thür daran machen. Das ging aber Alles so heimlich, daß man selbst von den Bauleuten Nichts, und nur die ganze Geschichte von den Nachbarsleuten, welche aus den Dachluken auf den Hof hinunter sahen, und sonst hier und da Etwas davon erfahren konnte. Damals ging allgemein das Gerede,

der König wolle heimlich in die Stadt kommen und ganz in der Stille beim Wilm, der jetzt auf einmal gar sehr hoch angesehen wurde, den Winter über wohnen, um einmal bei einem Kruge Bier von den Regierungsstrapazen auszuruhen. Deswegen, glaubte man, wäre nun eben das schöne Gebäude ganz besonders gebaut worden. Aber was geschah? Man sollte es freilich nicht denken! Eines Tags reiste der reiche Wilm in das Land. Nach einigen Wochen kam er zurück, und brachte eine große, weiße Kuh — ein ganz schönes Stück soll es freilich gewesen sein — mit heim. Die braune Frau soll beim Anblick dieser Kuh außer sich vor Freude gewesen sein. Man sagt, sie wäre mit Liebkosungen ihr sogar um den Hals gefallen. Siehe da! und das war der König, der das schöne Gemach im Hofe bekam; und wir wußten nun alle im Städtchen, daß man auch überaus schöne Kuhställe bauen könne. — Unter den Dienstleuten, welche Wilm mitgebracht, war auch eine kleine Engländerin, welche ziemlich gut Deutsch sprach, und mit dem Gastwirthssohne gegenüber einen Liebeshandel angesponnen hatte. Durch diese Mittelsperson brachte man endlich heraus, daß die braune Frau alle Tage diese Kuh selbst wasche und füttere, und ihre vergoldeten Hörner mit Blumen bekränze.

Nun wußten Alle auf einmal, woher Wilm so reich geworden war; denn daß diese Kuh eine Hexe war, und ihm Geld machen mußte, das war gewiß. Den Sonntag darauf stand der Pfarrer auf der Kanzel mit einem blutrothen Gesicht, und predigte, daß ihm die Perrücke wackelte, und, wie das sonst immer war, man seine Stimme besser draußen vor der Stadt, als in der Kirche selbst, verstehen konnte. In dieser Strafpredigt aber malte er den Wilm

und seine Frau so kennbar ab, daß man ihn und sie mit Händen greifen konnte. Ich war damals gerade der Blasebalgtreter und mit auf dem Chore. Der Pfarrer warnte die ganze Gemeinde vor dem Teufelsspuk, der in neuester Zeit zur Strafe unserer Sünden, im Städtchen durch ein einziges verlorenes Schaf aus unserer Mitte sich eingeschlichen habe. Er drohte mit Krieg und Pestilenz, wenn noch lange der böse Geist in einer weißen Kuh im Orte angebetet würde; denn das wäre eben das goldene Kalb der abtrünnigen Israeliten in der Wüste, das sie mit abgöttischen Tänzen und Opfern verehrt, nur daß nunmehr daraus eine silberne Kuh geworden wäre!

Das war Oel in das Feuer! — Nach der Kirche versammelte sich Alt und Jung vor Wilm's Hause. Juch! mit Steinen in die Fenster hinein, und mit dem Geschrei: „Teufelsbanner, wo bist du? Heraus mit dir und der braunen Hexe und der Teufelskuh!“ — Man hörte drinnen im Hause laut schluchzen und heulen. Auf einmal aber that sich die Thür auf und Wilm trat heraus. Ich sehe ihn noch heute. Er hatte die Hände in den Taschen, und sah so freundlich und ruhig im Gesichte aus. Alle waren todtenstill, wie sie ihn so vor sich stehen sahen. Aber auf einmal war sein Gesicht finster, als er sprach: „So bewillkommnet Ihr Euren Spielkameraden, Ihr Freunde? Kam ich deswegen zu Euch zurück, damit ich mit meinem Weibe von Euch gemißhandelt würde? Was wüthet Ihr gegen mich? Hab' ich je Einen unter Euch von meiner Schwelle hinweggewiesen, habe ich je Einen unter Euch mit Wort oder That gekränkt? Trete dieser vor, damit ich ihn um Verzeihung bitte! Schulkameraden, Freunde und Bekannte meines Vaters, redet! — Ich bin bereit

Rechnung zu halten und auf Ehre zu bezahlen, was ich Euch schuldig bin. Ich sehe Euch in Sonntagsröcken, und mit heiligen Büchern unter den Armen; kommt Ihr nicht vom Hause des Friedens und der Bruderliebe, die uns dort gepredigt werden soll?"

„Fürwahr!" unterbrach jetzt der Doctor den Erzähler, „solche Geschichten und solche Reden hätte man nimmermehr bei diesem Graukopfe gesucht! Wer dächte, daß so ein alter Tannenbaum noch blühen könnte?!"

„Je nun," versetzte Schuber, „ich habe diese Geschichte tausendmal erzählen gehört, und wieder erzählt, da findet es sich von selbst, daß man sie Wort für Wort auswendig weiß!"

„Weiter! alter Freund, weiter!" rief Erdmann.

„Die Leute waren nach dieser Anrede," begann wiederum Schuber, „mäuschenstill geworden, und Alles wie umgewandelt. Wie aber jetzt die junge, braune Frau händeringend und schluchzend vortrat, da fingen die Weiber, welche auch dabei waren, alle mit an zu weinen, und den Männern Vorwürfe zu machen. Die sonstigen Kameraden Wilm's traten zu ihm, und gaben ihm zur Versöhnung die Hand. Sie sagten ihm aufrichtig, wie es gekommen und gegen ihn ein Jeder in Zorn gerathen wäre. Sie baten ihn wegen seiner Zauberkuh um Aufklärung.

Hierauf sprach Wilm: „Liebe Nachbarn und sonstigen Freunde, tretet Alle um mich herum, und hört mich an!

„Ich bereue es, daß ich seither vielleicht mit Unrecht ein Geheimniß aus meinem Leben und Treiben unter Euch gemacht habe. Böse Zungen haben dies mißdeutet. Doch von dieser Stunde an sei nichts Fremdes zwischen mir und Euch! Leiht mir auf kurze Zeit Eure Ohren!

„Die Meisten von Euch haben mich noch als einen

Knaben unter Euch gekannt. Ihr wißt noch, wie ich blutarm nach meines Vaters Tod in die Fremde zog. Mein Weg ging nach Hamburg. Dort, keinen Heller Geld in der Tasche, aber Hunger im Leibe, und Leichtfertigkeit im Kopfe, schlenderte ich mißmuthig durch die Gassen. Bald gesellte sich ein hübsch gekleideter Mensch zu mir, und ich war ganz gerührt von seiner Freundschaft, zumal er mich in eine Herberge führte, und mir auftragen ließ, nach was mir nur gelüstete. So eine Freundschaft hatte ich mein Lebtage noch nicht gefunden. Er schwur mir ewige Treue und ich ihm; dabei weinten wir, wie zwei Kinder. Ich wußte mir es demnach gar nicht zu erklären, warum die Wirthin mir mit Winken auf meinen Freund immer Zeichen machte. Ich ließ mich dadurch aber nicht in meiner Eßlust stören, und mir schmeckte dabei immer ein Glas Punsch besser als das andere. Endlich war es Nacht geworden. Da ich aber in meine Herberge zurückkehren wollte, ließ das mein neuer Freund nicht zu, sondern bat mich vielmehr so dringend, noch ein Stündchen zu sitzen, und dann mit zu ihm in seine Wohnung zu kommen, daß ich ihm nicht zu widerstehen vermochte, vielmehr seinen Antrag bei meiner armseligen Lage gern annahm. Indem ich so bei ihm sitzen blieb, trank er mir fleißig zu, und ich that ihm nicht minder fleißig Bescheid. So kam es, daß ich ziemlich trunken geworden war, als wir um Mitternacht aufbrachen, um in die Herberge meines Freundes zu gehen. Er bezahlte die Zeche und schleppte mich nunmehr von einer verschollenen Gasse zur andern, so daß mir das lange Kreuz- und Quergehen fast befremdend vorkam. Wie wir aber endlich um eine finstere Ecke herumbogen, da hatte ich auf einmal ein Pflaster vor dem Munde, daß mir das letzte Wort,

das ich sprechen wollte, zur Hälfte darin stecken blieb. Zugleich rissen mich drei bärenfeste Kerle zu Boden, knebelten mich, und mein inniggeliebter, neuer Freund war so gut und half mich mit in einen Kahn schleppen. Nun ging es mit starken Ruderschlägen schnell die Elbe hinunter. Ich konnte mich weder rühren noch wenden; denn meine Hände und Füße waren so fest gebunden, daß das Blut darinnen erstarrte. Was ich in dieser Stunde gedacht, weiß ich selbst nicht mehr. Mit unaussprechlichen Schmerzen suchten meine Augen oben am Himmel unter den Sternen herum, ob sie nicht vielleicht den lieben Gott ansichtig würden, der mir jetzt allein helfen konnte. Endlich graute der Morgen, und bald ging auch die Sonne auf so hell und freundlich, als wären lauter Engel auf der Welt. Da gelangten wir mit dem Kahne an ein großes Schiff. Wie ein Ballen Baumwolle, wurde ich hinauf an Bord gehoben und unten in den Schiffsraum gebracht, wo ich bereits über dreißig Unglücksgefährten antraf, und von ihnen erfuhr, daß wir einem Seelenverkäufer in die Hände gefallen wären. Ich warf mich im Winkel auf mein Stroh und weinte bitterlich, obgleich ich dennoch auch im Herzen froh war, daß mir das Pflaster vom Munde und wenigstens von den Füßen die Bande genommen worden waren. In meinem Leben habe ich nie so inbrünstig zu Gott gebetet, wie damals. Er hat sich auch väterlich meiner ferner angenommen.

„Als wir auf die offene See gekommen waren, ließ man von Stunde zu Stunde je Sechs zu Sechs auf das Verdeck kommen. Bei einer solchen Gelegenheit wurde ich auch meines hamburger Freundes gewahr. Er gab sich mir als einen Korporal der Schiffsmannschaft zu erkennen,

und eröffnete mir, daß ich nunmehr die Ehre habe, ein braver, engländischer Soldat zu sein, und eben im Begriffe wäre, nach Ostindien zu segeln, um dort ruhmvoll gegen die Maratten-Indianer zu streiten. Da er mir eine Flasche Rum und einen harten Thaler gab, so versöhnte ich mich mit ihm und mit meinem Schicksale. Von den Abenteuern der Seefahrt laßt mich schweigen. Genug, daß ich bereits nach einigen Monaten darauf in Ostindien als ein rothgesottener Engländer mit gegen die Maratten vorgetrommelt wurde. Bald gab es eine wüthende Schlacht, und ich wüthete mit, wie ein echter Deutscher, der sich auf Gehorsam versteht. Das dauerte aber nicht lange, so lag ich ruhig in einem Graben und träumte von allen himmlischen Heerschaaren. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich in einem hohen, düsteren Gemache auf einer weichen Matratze. Da in den Wänden keine Fenster waren, so fiel nur durch die offene Thür ein spärliches Tageslicht herein. Im ganzen Gemache war sonst Nichts, als nur ein wüstes, dreiköpfiges, indianisches Götzenbild, das aus dem Winkel hervor mich anstierte, zu erblicken. Ich griff nach meinem Haupte, an welchem ich einen dumpfen Schmerz empfand. Es war fest verbunden, und ich merkte nun wohl, daß mir ein braver Maratte mit seinem Säbel ein Andenken über die ganze Schädelfläche gegeben haben mochte. Nach einiger Zeit kam ein alter, bärtiger Mann zu mir herein, und beugte sich zu mir herunter. Seine freundlichen Blicke thaten mir inwendig wohl. Ich konnte erst später, nachdem ich ein wenig die Landessprache begriffen hatte, mich mit ihm verständigen. Er war ein indischer Priester und that an mir gleich einem barmherzigen Samariter. Er hatte mich den Tag nach der Schlacht noch lebendig unter den

Todten gefunden, und in sein Haus aufgenommen. Mit allerlei edlen Salben hat der Heide christlich meine Wunde geheilt, und mich mit Speise und Trank erquickt, so daß ich bald von meinem Siechthume genas. Eines Morgens aber gab er mir seinen Segen, und entließ mich.

„So war ich nun in Gottes freier Welt unter dem glühenden Himmel Indiens allein, und ohne ein menschlich' Wesen zu wissen, das mich gekannt und meiner sich angenommen hätte.

„Als ich aber so betrübt einherschlich, begegnete ich einer Gauklerbande. Da ich sie grüßte, hielt sie an, und die jungen Leute begannen mich aufzuziehen, indem sie Schalkheit mit mir trieben. Nun hatten aber diese Gaukler auch musikalische Instrumente bei sich. Da griff ich nach einer Zither, welche ich zu spielen verstand. Als ich nun das Saitenspiel in der Hand hatte, fing ich an es zu rühren mit solcher Lust und Freude, als wäre ich wieder daheim im Elsterthale beim Pfingsttanze gewesen. Das gefiel den Leuten über alle Maßen, so daß ich bei ihnen bleiben mußte, und bei allerlei Narrenspossen, die sie in den Städten aufführten, mit Zitherspielen diente.

„Während wir uns einige Zeit in Punah, der Hauptstadt der Maratten, aufhielten, ging ich einst mit meinem Zitherspiele an den fürstlichen Gärten vorüber. Es war Abend, und die goldenen Sterne strahlten so hell, die Luft war so lau, und mit tausendfachen Blumendüften wob und flüsterte es so heimlich mild durch alle Baumwipfel und Stauden, daß mir ganz wunderlich zu Sinne ward. Ich setzte mich dort auf einen Stein und träumte für mich hin. Da klang eine ferne Stimme aus dem Garten zu mir

heran. Das sang so gar süß und schmelzend, als wollte es mir das Herz aus der Brust herauswinden.

Wie ich die Weise wegbekommen hatte, spielte ich mit meiner Zither darein, als wäre ich dazu bestellt gewesen. Die Stimme schwieg endlich, und ich wollte schon traurig fortgehen, als mir der Versucher in das Ohr raunte: „Wilm! die Gartenmauer ist nicht gar zu hoch, da hinüber ging es auch noch.“ Ich warf die Zither auf den Rücken, und hob mich hinauf. Aber wie ich da hinunterschaute, war es mir, als guckte ich mitten in das Paradies hinein. Viele bunte Lämpchen hingen an allen Ecken und Enden, und beschienen zierlich-geschlängelte Wege, welche sich durch die Blumenbeete hindurchwanden. Hier und da schienen im Lampen- und Mondenschein bunte Säulchen mit goldenen Pfeilspitzen. Die Lilien und Rosen mit tausend andern Blumen wiegten und neigten sich flüsternd untereinander, als hätten sie sich Wunder was zu erzählen gehabt. Mir wurde dabei so weich zu Muthe, daß ich auf einmal hätte sterben mögen. Als ich aber jetzt am äußersten Ende des Gartens ein kleines, thurmartiges Gebäude, das ganz von Porzellan und Gold zu sein schien, so recht lockend schimmern sah, da glitt ich leise die Wand herunter und schnürte mich im Schatten der Gebüsche längs der Mauer hin darauf los.

Ich hätte ganz unbemerkt hinangehen können, wenn nur nicht zwei helle Lampen dicht dabei gebrannt hätten. So stand ich dort und wußte nicht, was ich thun sollte, zumal mir eine heimliche Angst ankam. Aber auf einmal hörte ich die Mädchenstimme im Wunderhause wieder so schmerzlich süß singen, daß ich davon wie trunken ward. Die zwei Lampen hingen niedrig, und ich hatte sie ausgeblasen,

ehe noch mein Herz dreimal gepocht hatte. Niemand hatte es bemerkt, denn der Gesang ging in Einem fort. Schon wollte ich mich hin zur Thür ducken, um vielleicht durch das Schlüsselloch zu spähen, als sie sich auf einmal öffnete, und zwei Frauenzimmer daraus hervortraten. Sie standen eine ziemliche Weile da, und sprachen miteinander. Wären sie stille gewesen, so hätten sie mein Herz pochen hören können. Endlich entfernten sie sich und verschwanden in einem Laubengange. Im Gemache drinnen begann aber die Stimme wiederum zu singen. Die Thüre war zur Hälfte offen stehen geblieben, ich kroch hinan und blickte hinein. Wie war das da drinnen so schön gleich einer Weihnachtsstube, und doch noch überaus schöner! Das war aber noch nicht genug; denn mir gegenüber auf rothsammetnen Polstern lag ein jungfräuliches Weib mit zwei Augen — mit zwei Sternenaugen, die emporgerichtet waren, und mir doch in die Seele hineinguckten. Auf einmal jedoch sprangen mir Thränen in die Augen, und schluchzend, wie ein Kind, legte ich mein brennendes Angesicht auf die Schwelle. — Aber, lieben Freunde, daß ich Euch beschreiben könnte, wie nun Alles gekommen ist! Ewig werde ich dieser Stunde gedenken, wo ich, der ärmste Fremdling des Landes, mir das Herz meiner Madhawi, der Schwester des Fürsten der Maratten, eignete! Wie es kam, daß ihr Haupt an meiner Brust lag, wie es kam, daß sie mein ward, heiß geworben und gewonnen, weiß ich selbst nicht. Seitdem aber kam ich jeden Abend mit Beihülfe ihrer Amme, welche wir in unser Geheimniß gezogen hatten, zu ihr in den Pavillon des Gartens. Wie wir nun recht erkannt hatten, daß wir nimmermehr von einander lassen konnten, da beschlossen wir, vor dem Zorne des fürstlichen Bruders

zu entfliehen. Ich hatte mich nunmehr auch von den Gauklern, als sie Punah verließen, mit dankbarem Herzen getrennt, und hielt mich von nun an in einem Hause der Vorstadt verborgen. In einer mondlosen Mitternacht hielt ich auf Verabredung mit zwei muntern, schönen Rossen, welche ich von dem Golde meiner Braut gekauft hatte, an einer versteckten Thüre des Gartens. Kaum hatte ich das Zeichen gegeben, so erschien meine Madhawi und überbrachte mir einen Theil ihres Vermögens in verschiedenen schweren Kästchen. Bald waren die Mantelsäcke gepackt und das eine Roß damit beladen, auf das andere aber schwang ich mich, und hob mein flüchtiges Kleinod empor zu mir an mein pochendes Herz. Wie ein gehetztes Reh, flog ich mit meiner Beute davon. Bei Tage hielten wir uns in den Wäldern verborgen, zur Nachtzeit aber setzten wir unsere Flucht fort, bis wir endlich an eine französische Factorei gelangten. Die Europäer nahmen uns gastfreundlich auf. Wir wurden sicher an die Merresküste gebracht, wo uns ein Kauffahrteischiff aufnahm, und uns sicher nach Marseille brachte. Dort ließ sich meine Madhawi taufen, und bekam den Namen Helena India; worauf sie mein theures Ehegemahl wurde. Die Liebe zur Heimath trieb mich wieder zu Euch, Ihr Freunde! Aber mein armes Weib konnte sich mit unserem Klima nicht befreunden. Vorzüglich sprach sie mir täglich von einer weißen Kuh, welche sie daheim gepflegt hatte. Wer mag seinem Weibe, das selbst fürstlichen Stand, Reichthum und schöne Heimath — ja, Alles Einem aus Liebe geopfert hat, nicht gern das abgeschiedene Leben erheitern? Ich ließ demnach ein Gemach, dem ähnlich, in welchem in Indien ihre weiße Kuh stand, in meinem Hofe erbauen, und kaufte ihr ein

ähnliches Thier im benachbarten Baierlande. Einer unter Euch, Friedhold, hat mir ja selbst den Einkauf besorgt."

Die umstehenden Bürger fuhren jetzt alle auf den alten Friedhold hinein, und hätten ihn beinahe wegen seiner Schweigsamkeit gemißhandelt, wenn es Wilm nicht verhindert hätte.

Von nun an lebte Wilm hoch angesehen in der Stadt, und wurde ein Jahr um das andere Schützenkönig, zumal er jedesmal der ganzen Schützengesellschaft drei Fässer bamberger Bier dabei zu vertrinken gab. Wen die Noth drückte, der wendete sich an Wilm; wer Rath bedurfte, der ging zu ihm, und Jedem diente er redlich.

Als aber die ausländische Bank, bei welcher er den größten Theil seines Vermögens stehen hatte, Bankrott machte, und er fast Alles dabei verlor; wie endlich bald darauf sein Haus in Feuer aufging, so daß ihm Nichts übrig blieb, als Weib und Leib, und das Häuschen seines Vaters in der Thongrube, da war die Herrlichkeit mit ihm dahin, und alle Beutel und Hausthüren vor ihm zu! — Ihn kümmerten aber die vornehmen Gevatterschaften wenig. Ruhig drehte er in seiner Hütte auf der Scheibe wieder Töpfe und Schüsseln, und seine Lene trug sie zum Verkaufe auf den Markt. So nährten sie sich redlich und wie brave Handwerksleute. Die junge Frau aber wurde immer trauriger und starb nicht lange nachher im Wochenbette. Den Tag nach ihrer Beerdigung fand man das Töpferhaus verschlossen — von Wilm war aber nirgendwo mehr eine Spur zu finden.

„Wenige haben ihn bedauert, Alle aber, denen er Gutes gethan, ihm sein Schicksal gegönnt! — Das ist Alles,

was ich von Wilm und seiner braunen Helene mit der weißen Kuh erfahren habe." —

„Deine Geschichte, Alter!" versetzte Johannes, „ist ein neuer Beleg, daß das ganz gemeine Leben dem herrlichsten und heiligsten Gefühle gegenüber immer Recht behält. — Wie wird mir so eigen zu Sinn, wenn ich nun diesen kleinen, schönen Schädel aus Indien vor mir sehe! O du arme Seele des Heimwehs, du zarte, fremde Blume, mußte dich darum die Liebe aus dem heimathlichen Boden reißen, damit du wurzellos im fernen, trüben, harten Norden verkümmern und verwelken solltest?"

„Sie war eine Vallisneria" — versetzte der Doctor. „Tief unten auf warmem Meeresgrund blüht die räthselhafte Blume auf, bis sie die Allgewalt der Liebe fühlt und sich von ihrer Wurzel losreißt, emporsteigt zur Oberfläche des Wassers in das neue Element der Luft, um zur röthlichen Blume, der Geliebten, zu schwimmen, sie zu lieben, und vergehend wiederum zu versinken."

Ungeheißen brachte der Wirth jetzt einen Korb alten Rheinwein, welchen er im Keller an einem heimlichen Fleckchen aufgespart hatte, herauf. —

Wie könnte ich aber diese Stunde genugsam schildern, welche hier die Freunde vereinigte zum höchsten menschlichen Geisterleben!

Es scheint, als wenn zu solcher Frist dann und wann der alliebende Gott Vater seine Lieblingskinder auf den Schooß hebe, an seine schlagende Weltbrust drücke, und das staunende Wesen auf das Pochen seines Herzens lauschen lasse! —

Der Doctor aber rief, indem er die Weingläser von Neuem füllte: „Ich sehe es mit meinem innern Auge, wie

jetzt meine ganze Seele dunkelblau wird gleich dem Himmel in einer warmen, klaren Auguſtusnacht, aus welchem Stern um Stern klingend hervorſpringt! Das aber iſt mir klar, daß ein Weinglas der beſte Operngucker iſt, durch welchen man das Schauſpiel im O, das die Welt bedeutet, und Raum hat in unſerem mit Haut überſpannten, kleinen Schädel, beobachten kann!"

„Nicht in dein egoiſtiſches Schneckenhaus hinein!" entgegnete Gotthold; „ſtrecke lieber deine geiſtigen Fühlhörner vor, denn es giebt einen gnädigen Regen."

„Habt Erbarmen mit dem Sünder!" verſetzte Johannes; „denn ſeht Ihr nicht auch den pythiſchen Gott über ſeinem Haupte die Leier ſtimmen?" —

So ſaßen mit tiefheiterem Geſpräche die Freunde zuſammen bis zum grauenden Morgen; da aber füllten ſie noch einmal ihre Becher, tranken zum Andenken der Ballisneria Helena, und ſchieden von einander.

Auf dem Heimgange über die Brühl'ſche Terraſſe nahm Bernhard den Arm Benedict's, indem er ihm ſagte: „Trifft ſich das nicht recht eigen, daß ich der Sachwalter der ſchönen Gräfin von Steinfelden bin? Da ſie vor Kurzem hier angekommen iſt, ſo iſt es leicht möglich, daß ſie einen Maskenbeſuch auf der Redoute gemacht hat. Ich habe für ſie das alte Palais, welches ihrer Familie hier gehört, in Stand ſetzen laſſen; in den nächſten Tagen kann ſie es beziehen. Willſt du heute vor Tiſch mit mir das Palais anſehen, ſo hole ich dich gegen 11 Uhr ab." Benedict ſagte zu und verabſchiedete ſich von Bernhard, welcher an das granatene Ohrgehänge ſeiner Fee und an den Schlaf dachte.

Der Sonntagvormittag mit seinen Glockentönen und Orgelklängen hegte wohl noch die meisten unserer Freunde in ihren Betten, als Bernhard und Benedict schon wieder auf dem Wege nach dem alten Palais waren. Der junge Franzose Leclerc hatte sich ihnen angeschlossen.

Das Rococcopalais.

Als sich die Freunde dem Gebäude näherten, deutete Leclerc darauf hin mit den Worten: „Da sehen wir die ganze Perrückenzeit in Stein verwandelt! Man wähnt wirklich Reifröcke und Jesuiten an den Fenstern dort, wie Schatten, vorüberschweben zu sehen. Würde das Gebäude aufgeputzt, so wäre es in der neusten pariser Mode.“

„Mir macht es keinen heitern Eindruck,“ versetzte Benedict, „besonders das schwerfällige Mansarddach, dessen untere Hälfte sich ein wenig, wie ein Koffer, herausbaucht, so daß das Ganze wie ein Sarg auf einem barock verzierten Katafalk aussieht; es fehlt nur das Leichentuch darüber mit den silbernen Buchstaben: Heute mir, morgen dir!“

Bei diesen Worten gelangten sie in den Hof, welcher vorn mit einem Gitterwerke und links und rechts von den beiden Flügeln des Palais, und in der Tiefe vom Haupt-

gebäude umschlossen war. Dieses trat in einem mächtigen Pavillon hervor, gekrönt von dem Wappen des Erbauers und zwei posauneblasenden Genien des Ruhms aus Sandstein. Ueber dem Haupteingange stand in großen, vergoldeten Buchstaben: Mon plaisir. Vor den untern Zimmern befand sich eine Galerie von starken Pfeilern, durch deren Mitte zu dem darüber befindlichen Hauptgeschosse eine freie Treppe dergestalt emporging, daß eine Stufe nach der andern um eine Stufenbreite eingezogen war, während die Ausgangsthüren in das Erdgeschoß vom Boden des Schloßhofes aus unmittelbar hineinführten; denn dort waren Küche, Kellerei, Speise- und Ausgebekammern und die übrigen Räumlichkeiten, in welche das dienende Leben mit der Bereitung der Genüsse und Bedürfnisse für das höhere Dasein in der Beletage vom Baumeister verwiesen war.

Das Gebäude war durchgängig von pirnaischen Sandsteinen aufgeführt, die Flächen zwischen den Fenstern waren mit Pilastern geschmückt, von welchen steinerne Blumenguirlanden herunterhingen. Etwas verwitterte Faune und Satyre trugen paarweise die Brüstungen der Fenster. Bernhard stieg mit den beiden Andern die Stufen der Treppe zum Haupteingange hinan. Als Leclerc den großen, messingenen Thürklopfer, welcher den Kopf einer Eumenide vorstellte, zum Pochen aufhob, sagte er lächelnd: „So pochte die Eumenide der Revolution an die Rococcozeit an, bis ihre Herrlichkeit in Trümmer stürzte.“

Kaspar, der alte Kastellan, öffnete. Er hatte ein zartes, altes Gesichtchen, sein Haupthaar war von Alter und Puder schneeweiß. Er trug es hinten zu einem Zöpfchen zusammengefaßt, welches unter dem Rockkragen stak. Man sah es ihm an, daß er sonst, wenn auch hinter dem

Stuhle des gnädigen Herrn, viel feine Gesellschaft um sich gesehen hatte. Er hatte einen brauntuchenen Leibrock an, welcher sich vom Leibe aus nach hinten über die Kniekehlen hinunter verjüngte, eine weiße Köperweste und kurze, schwarzmanchesterne Beinkleider, welche die Strümpfe und Schnallenschuhe in das beste Licht stellten.

Mit dem gewinnenden Lächeln eines Hofmannes ließ er sie in das Vorhaus treten, indem er sich noch einmal besonders vor Bernhard verbeugte mit den Worten: „Sie werden, hoffe ich, Alles in bester Ordnung finden; die gnädige Gräfin kann nun jede Stunde ihren Einzug halten."

„Sie scheinen," sprach Benedict zu dem Kastellan, „so gut zu diesen Umgebungen zu passen, daß es mir Leid thun sollte, wenn Sie hier nicht Ihre ganze Lebenszeit verlebt hätten."

„Eure Gnaden," versetzte Kaspar, „haben dies richtig bemerkt, denn ich bin hier geboren, erzogen, groß und alt geworden; der Herr war mit seinem Knechte!" Sie traten jetzt in einen hellen, viereckigen Raum, in welchem sich nicht das Geringste befand, wollte man einen schwerfälligen Kamin nicht als Möbel oder Zierrath zugleich gelten lassen.

„Dies ist der Vorsaal vor dem Audienzzimmer," sagte Kaspar; „es ist mit Absicht so ein wenig öde gehalten, damit die Personen, welche bei dem verstorbenen Grafen und Premierminister antichambrirten, ihre Gedanken nicht zerstreuen, sondern vielmehr sie sammeln konnten. „Denn wer sich nicht ennuirt," sagte mein hochseliger Herr Vater, „der hat auch nie rechten Respect vor einer Standesperson; eine solche darf sich nicht mit andern impressions zusammenbringen lassen."

„Und Ihr hochseliger Vater war?" fragte Leclerc.

„Nun Se. Excellenz, Graf Curt von Frauendorf, verstorben ist, darf ich ihn wohl auch meinen hochseligen Vater nennen!“ versetzte Kaspar mit der ihm eigenen Würde, indem er mit der rechten Hand unter den Rockkragen fuhr und das mit schwarzseidenem Bande umwickelte Zöpfchen, wie einen Rattenschwanz, hervorspringen ließ.

„Sie sind also,“ fragte Benedict, „ein natürlicher Sohn des ehemaligen Besitzers dieses Palais?“

„Und das einzige Kind?“ fragte Leclerc.

„Wir waren ihrer acht!“ entgegnete Kaspar, „mein übriges, natürliches Stiefgeschwister hat sich nach und nach anderwärts, zum Theil auch in der Erde untergebracht, hier bin ich allein noch übrig, um die alte, gute Zeit allmälig hinscheiden zu sehen.“

Bei diesen Worten hatte Kaspar die Flügelthür zum Saale geöffnet. Dieser hatte neun Fenster, über einem jedem befand sich das Bild einer Muse mit ihrem Attribut, an den Wandräumen aber, welche die Fenster von einander schieden, immer ein gemalter Riese, jeder in einer von dem andern verschiedenen Wendung des Leibes, wobei der Schicklichkeit hier und dort mit Feigenblättern nachgeholfen war. An der flachen Bogendecke des Saales zwischen den von einschneidenden Halbkreisen geängstigten Stuccaturquadraten flogen Genien mit den Attributen der Gerechtigkeit, des Krieges und Friedens umher. In der Mitte des Saales stand an einem Tische ein mit rothem Plüsch beschlägener Armstuhl, dessen hohe, vergoldete Lehne mit einer kleinen, gräflichen Krone geziert war.

„Hier saß der hochselige Graf,“ erklärte Kaspar, „bei Ertheilung der Audienzen. Ich hatte gewissermaßen bei ihm die Verrichtung eines Marschalls und ließ die Perso-

nen der Reihe nach, wie sie aufgeschrieben waren, herein zu ihm. Ich hätte manchmal für den armen Schlucker reden mögen, so sehr erschraken Viele vor seinem majestätischen Anblick. Er war ein großer, starker Herr, und hatte ein schönes, röthliches Gesicht mit großen, herrschenden Augen, welche er nach Belieben spielen lassen konnte; je nach Umständen vermochte er sanft und schmachtend um sich zu blicken, aber auch im Zorn die Augen unter den zusammengezogenen Brauen rollen zu lassen. Alles war bei ihm Diplomatie.

„Doch hier sehen Sie ihn selbst abgemalt in Lebensgröße in der Blüthe seiner Jahre," unterbrach sich Kaspar und führte sie in ein anderes Gemach, welches das Cabinet des Ministers war.

Den Eintretenden gegenüber im schweren Goldrahmen hing das Portrait mit den unverkennbaren Zügen, welche die damalige Welt der französischen Bildung mehr oder minder gemeinsam hatte. Diese feisten, glatten, lügnerischen Gesichter mit den falschen, glänzenden Augen, den wollüstigen Vampyrlippen, diese feinen Manchettenhändchen, wer hat sie nicht irgendwo, wenigstens in guten Bildern gesehen, ohne ein herzüberschleichendes Misbehagen dabei zu empfinden?

„Hier in diesem Kräpelstuhle," fuhr Kaspar fort, „saß sein geheimer Secretair Schweinichen manche Stunde mit ihm zusammen, um die Steuerangelegenheit mit ihm zu berathen, denn der Hof gebrauchte viel, und wir Standes halber nicht wenig.

„Der gnädige Herr Graf selbst sagte wohl in Vertraulichkeit zu mir, — denn ich war sein Liebling von den Natürlichkeiten, wie er uns nannte —: „Sieh' Er, den Schwei-

chen gebrauche ich, mir die Perlen aus dem Kothe herauszuwühlen, ich kann meine honetten Gedanken nicht daran wenden, den Schweiß der Armuth zu Geld zu machen; aber da man doch einmal Geld haben muß, so bedarf man solcher ungehangenen Spitzbuben dazu, wie der Schweinichen einer ist."

„Hier in der Garderobe," fuhr Kaspar fort und führte sie in ein kleines Gemach, „schlief ich; denn hier in dem anstoßenden Zimmer hatte der Herr Graf sein Bett, da ich ihm immer zur Hand sein mußte, wenn er mich in der Nacht rief.

„Hier diese Tapetenthür führt eine geheime Treppe hinauf!" —

Kaspar konnte vor Husten nicht weiter sprechen, Leclerc ließ ihn jedoch nicht entschlüpfen und fragte: „Darf man denn wissen, wohin?"

„Als der Herr Graf," fuhr Kaspar ausweichend fort, „wegen eingetretenen Podagra's nicht gut mehr die steile Geheimtreppe hinaufsteigen konnte, hat er aufrichtig die Sünden des Fleisches bereut, und in jener Zeit hat er alle seine Diener, welche er, wie gesagt, seine Natürlichkeiten nannte, außer mir, anderwärts untergebracht; er konnte sie nicht mehr ansehen, so sehr kränkte ihn ihr Anblick. Nur ich ließ mich nicht fortschaffen, ich legte mich heulend, wie ein armer Hund, vor seine Füße und schrie: „Ich will ja auch gar keinen Vater haben, wenn ich nur im Vaterhause bleiben darf!" Nach einer langen Conferenz mit seinem Beichtvater, Seiner Hochwürden dem Generalsuperintendenten, setzte er mich hier als Kastellan und in seinem Testamente mit dem Befehle ein, daß ich, so lange ich lebe, hier auch Kost und Wohnung haben solle."

Kaspar führte sie von hier aus in die Zimmer des anstoßenden Flügels und schnell von dem einen zum andern. Sie waren im besten Rococcogeschmack möblirt und äußerst sauber gehalten. In einem dieser Zimmer blieb er auf einen Augenblick vor einem verhangenen Bilde stehen.

„Dürfen wir es sehen?“ fragte Benedict.

„Es ist,“ versetzte Kaspar, „das Portrait der Schwester meines hochseligen Herrn, der Frau Gräfin Aurora, vermählte von Steinfelden.“ Bei diesen Worten hatte er den Vorhang vor dem Bilde aufgezogen; es stellte eine junge Dame vor, welche liebreizend genug aussah.

„Sie sehen hier,“ sagte Kaspar, „eine der schönsten Damen, welche einst hier und am Hofe florirt haben. Sie kam immer drei Monate lang nach der Residenz und wohnte bei ihrem Bruder, dem Herrn Grafen, und ich war der Glückliche, welcher ihr immer zum Frühstücke die Chocolade überbringen mußte. Wie oft lächelte sie mir zu und sagte: „Kaspar, Er ist ein hübscher Mensch!“

Bei dieser Erzählung liefen ihm die Thränen stromweise über die Wangen. Man sah es ihm an, daß er gern geschwiegen hätte, aber sein Herz war zu voll von seinen Erinnerungen, als daß nicht einige davon über seine Zunge hätten laufen sollen, zumal jetzt Bernhard fragte: „Lebte der Graf von Steinfelden auch am Hofe?“

„Von Jugend auf!“ versetzte Kaspar; „er war erst Silberpage, dann funfzehn Jahre lang Kammerjunker, dann Kammerherr und zuletzt Hofmarschall und Favorit des Allerhöchstseligen. Als solcher sorgte er für die Carriere seines Bruders, welcher noch lebt und General ist.“ Benedict verfärbte sich und knirschte heimlich mit den Zähnen. „Als damals,“ fuhr Kaspar fort, „mein Herr, der Graf, in

der Gunst der allerhöchsten Herrschaft zu wanken begann, wußte Schweinichen eine Mariage zwischen der Gräfin Aurora und dem Hofmarschall zu vermitteln und Alles wieder zurecht zu bringen.

„Der Hofmarschall war schon ein hoher Sechziger, als er sich mit der Gräfin Aurora vermählte; er war sonst ein guter Jäger. Jetzt hätte er gern einen Leibeserben gehabt, aber die Frau Hofmarschallin sollte ihn nicht eher mit Hoffnung erfreuen, bis sie das Bad in Aachen gebraucht hatte, wohin ich sie auf Befehl meines gnädigen Herrn Vaters begleitete, denn sie hatte mich dazu erbeten."

„Und der Herr Hofmarschall," fragte Leclerc, „wurde Vater?" —

„Vater eines Fräuleins, das sein einziges Kind blieb, der Gräfin Elisabeth von Steinfelden, welcher nun dieses Palais aus der Erbschaft ihres Oheims angehört."

Sie kamen jetzt in den Riesensaal zurück, dort wurden sie von dem Director Mehlhose erwartet, welcher ihnen mit höflicher Verbeugung entgegen kam. Er war ein kurzer, wohlgenährter Mann von weichen Formen, wie aus Butter gemacht, mit verschwimmenden, frommen Wasseraugen, wie man im Schweizerkäse findet. Er war in feines, glänzend-decatirtes Tuch gekleidet, nach der neuesten, jedoch sittsam gemilderten Mode. Die Brillantnadel, welche vor der Brust den weißen Hemdstreifen schmückte, hatte die Form eines Kreuzes. Er war der Director einer Erziehungsanstalt für Töchter aus den gebildeten Ständen und Vorsteher einer frommen Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Christenthum unter dem armen Volke zu fördern. Dabei war er ein fleißiger Mitarbeiter an der evangelischen Kirchenzeitung. Als Wahrzeichen sei-

ner guten Gesinnung trug er den kleinen rothen Adler im Knopfloche, welcher sich nach der Gesellschaft des Civilverdienstordens sehnte. Nachdem er die Gesellschaft begrüßt hatte, wandte er sich besonders an den Geschäftsträger der Gräfin von Steinfelden, Freund Bernhard, mit den Worten:

„Sie werden mir verzeihen, daß ich Sie hier aufsuche; ich komme von Ihrem Hause, wo ich erfuhr, daß Sie hier zu treffen sind. Gestern habe ich Rücksprache mit der gnädigen Gräfin über die Benutzung der im Palais befindlichen Kapelle genommen, mit der Bitte: sie dem Dienste des Herrn wiederzugeben und uns und einigen Gläubigen zur Abhaltung von Betstunden zu überlassen. Da die Kapelle einen besondern Eingang hat und auf dem linken Flügel liegt, wo Niemand wohnt und gestört wird, so hat die gnädige Gräfin ihre Erlaubniß dazu gegeben und mich veranlaßt, Sie davon in Kenntniß zu setzen."

„Die Eigenthümerin," versetzte Bernhard, „kann darüber nach Belieben verfügen."

„Der gute Kaspar," wendete sich Mehlhose zu diesem, „ist wohl so freundlich, mir die Kapelle einmal zu zeigen?" —

„Der Herr segne Ihren Eingang," rief Kaspar, „und stärke Sie in Ihrem Vorhaben, die alte, gläubige Zeit wieder herzustellen! Ich habe sie noch mit erlebt! Was war sonst für ein Respect in den Menschen vor der Geistlichkeit, dem Adel und der Obrigkeit! — Jetzt lacht man darüber! — Wenn ich es wieder erleben sollte, daß sich die Leute von Auszeichnung wieder puderten und Zöpfe trügen, wie ich das jeder Zeit gethan habe!"

„Tröste Er sich, guter Kaspar!" versetzte Mehlhose, „mit mir arbeiten viele Tausende auf dem Acker des Herrn!

— Gott erleuchtet die Gewaltigen und neigt ihr Ohr, und große Dinge werden in der nächsten Zeit geschehen!"

Das Alles sprach Mehlhose fast leise zu Kaspar, welcher mit ihm den Uebrigen voraus auf die Kapelle zuschritt.

„Also auch eine Kapelle habt Ihr hier?" fragte jetzt Benedict, an die Seite Kaspar's tretend.

„Sie liegt im Pavillon nach dem Garten hinaus," versetzte Kaspar. „Der hochselige Herr Graf hielt darauf, daß jeden Abend dem Hausgesinde darin aus dem Katechismo Luther's und der Bibel vorgelesen, auch Sonntags darin gepredigt wurde; denn," sagte er einmal bei Tafel, „eher kann ein Fürst ohne Perrücke Audienz geben, als die Religion bei dem Volke vernachlässigen; — nur durch sie hätte er die Phantasie des Volkes, welche außerdem doch nicht beherrscht werden könnte, im Zügel."

„Wohl gesprochen!" versetzte Mehlhose, „denn wie die Erbsünde Teufels Antheil in jedem Menschen ist, so ist auch Jeder in Gefahr, in ihr dem Vater der Empörung und des Aufruhrs anheimzufallen. Ja, meine Herren, wer nicht an die Lehre von der Erbsünde glaubt, der ist schon wegen seines Unglaubens ein Rebell!"

Bei diesem Gespräche thaten sie einen Blick in die Kapelle, welche im üppigsten Rococcogeschmacke verziert war, und wie der Altar mit allen seinen Schnörkeln mehr einer großen Allongenperrücke, als einem Heiligthum, so war die ganze Kapelle mehr einem Concertsaale, als einem Bethause ähnlich.

„Es ist recht kalt!" bemerkte Mehlhose.

„Das ist," versetzte Benedict, „eine Wahrheit, welche auch ich zähneklappend bekenne."

„Dürfte ich," fragte Kaspar, „der Gesellschaft mit einer Tasse Chocolade in meinem bescheidenen Stübchen aufwarten?" Diese Einladung wurde von Allen mit Vergnügen angenommen.

Während der höfliche Kastellan in der Küche die Chocolade bereitete, leitete Benedict die Unterhaltung auf die Bekehrung der Welt zu dem Christenthume des achtzehnten Jahrhunderts. „Ich sehe die Erfolge," sagte er unter Anderem, „und begreife nicht das Wunder, welches sie bewirkt. Sie erinnern sich, Herr Director, daß wir unsere Bekanntschaft vor fünf Jahren machten. Damals waren Sie, verzeihen Sie mir den Ausdruck, ein Weltkind, wie man nur irgend eines finden mag, und plötzlich gehörten Sie zu den Frommen."

Die Bekehrung Sauli.

„Es hält mich Nichts ab," versetzte Mehlhose, „Ihnen mitzutheilen, wie aus dem Saulus ein Paulus wurde. Wie Sie sagen: ich war früher ein Kind dieser Welt, bis ich vor einigen Jahren die Bekanntschaft eines der Auserwählten machte. Sie kennen ihn; es ist Karl von Wandelstern. Als ich vor einigen Jahren eines Abends bei einem Römer Wein einsam und mißmüthig in einer Weinstube saß, trat er, getrieben vom Geiste Gottes, zu mir und sprach: „Ich sehe es Ihnen an, verehrter Herr, es fehlt Ihnen ein Inhalt!"

„Ich verstehe Sie nicht!" entgegnete ich.

Er faßte mich aber scharf in das Auge, während er

mir ernst-freundlich die Hand bot, und fragte mit tiefinnerster Wehmuth: „Fühlen Sie nicht zuweilen in Ihrem Herzen eine Oede, eine namenlose Leere, daß es Ihnen ist, als fehle Ihnen ein unersetzliches Gut?“

„Wer giebt Ihnen diesen gräßlichen Scharfblick, Sie mir zur Zeit noch unbekannter, aber doch schon jetzt verehrter Freund?“ entgegnete ich.

„Noch darf ich vor Ihnen meinen Namen nicht aussprechen,“ versetzte er, „aber was Ihnen fehlt, das Ihnen zu nennen, drängt mich mein Geist.“ Er beugte sich jetzt zu mir nieder, faßte mich bei den Händen und sprach mit flüsternder, und doch entsetzlicher Stimme: „Der Glaube!“

Mich traf dieses Wort, wie ein Wetterstrahl, welcher einen tiefen, unermeßlichen Abgrund erleuchtete.

„Hier ist nicht der Ort dazu,“ fuhr er fort, „mehr darüber zu sprechen. Zürnen Sie mir nicht, mein Lieber, daß Ihr edles Angesicht, welches der grundgütige Gott dazu geschaffen hat, die Schrift der heiligsten Gefühle darauf zu schreiben, mich zu Ihnen gezogen hat. Denken Sie über diesen Augenblick nach, und sollten Sie ein Bedürfniß fühlen, mit mir mehr über das Wort des Heils zu sprechen, so treffen Sie mich jeden Abend beim Sonnenuntergange auf der Brücke bei dem Crucifixe.“ Mit diesen Worten verließ er mich. Ich ging tiefsinnig in meine Clause und sperrte mich ein. Die ganze Nacht wandelte ich ruhelos umher und starrte in die Tiefe meiner Seele, wovon mir der Schleier weggezogen war. Die grauenvolle Leere des Abgrunds gähnte mir entgegen, „Ja, er hat Recht,“ rief ich einmal um das andere, „es fehlt mir der Glaube!“

An dieses Wort klammerte ich mich an, es war mir, als wenn daraus der Heiland mir die rettende Hand bie-

ten wollte. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, wo ich meinen seltsamen Freund am Crucifixe aufsuchen konnte. Selbst dieser Ort des Stelldicheins hatte für mich etwas Tröstliches. Die Nacht verging, der Tag brach an, langsam schlich die Sonne am Himmel herauf, endlich wurde es Mittag. Als ich mich nach Tisch in mein Zimmer zurückgezogen hatte, überfiel mich, wie ein Geharnischter, ein bleierner Schlaf, von welchem ich erst wieder erwachte, als die Sonne sich zum Untergange neigte. Auf so gnädige Weise hatte mir mein lieber Vater im Himmel die Stunden des Harrens abgekürzt. Ich eilte auf die Brücke. Schon von Weitem sah ich den Boten des Herrn stehen, den er an mich gesandt hatte.

Als ich auf ihn zukam, trat er mir freundlich entgegen, zog mich bei Seite und sagte: „Wie danke ich Ihnen, edler Mann, daß Sie gekommen sind! Sie beschämen mich unendlich.“ Mich machte diese Bescheidenheit verlegen, er fuhr aber fort: „Ich sündhafter Mensch begann schon zu zweifeln, ob ich in dieser wüsten Zeit ein offenes Ohr für das Wort des Herrn finden würde, und Sie kommen, um mir zu zeigen, wie kleinmüthig ich im Dienste meines Herrn und Meisters bin.“

„Nein!“ rief ich begeistert, „zweifeln Sie wenigstens nicht an mir. Sie haben mir gestern genannt, was mir fehlt, aber sprechen Sie, wie erringe ich mir dieses heilige Gut, den Glauben?“

„Fühlen Sie nicht ein inbrünstiges Bedürfniß zum Gebete?“ fragte er mich mild und mahnend.

Ich erschrak bei dieser Frage, denn wirklich hatte ich seit Jahren nicht mein Herz zu Gott gewendet.

„Lehren Sie mich,“ rief ich, „ach, lehren Sie mich wie-

der beten! Erlauben Sie mir, Sie in Ihre Wohnung zu begleiten; denn wir stehen hier auf der Brücke in schneidender Zugluft."

„Des Menschen Sohn," entgegnete mein neuer Freund, „hat nicht, wohin er sein Haupt lege; ich bin fremd auf dieser Erde und habe in dieser großen Stadt noch kein Obdach funden."

„O, kommen Sie mit mir!" entgegnete ich, „ewig werde ich die Stunde preisen, in welcher Sie über meine Schwelle treten. Sie wissen vielleicht noch nicht, wer mit Ihnen spricht: ich bin Mehlhose, Director einer Erziehungsanstalt, welche von den Töchtern der vornehmsten Familien der Residenz besucht wird. Welche wunderbare Fügung Gottes, wenn Sie mit mir im Weinberge des Herrn arbeiten wollten!"

„Gott will es!" entgegnete mein neuer Freund und Bruder, „Gott will es! Mit diesem heiligen Ausrufe, welcher einst die Christenheit des Abendlandes zum Kreuzzuge nach Palästina begeistert hat, folge ich Ihnen."

Unter dieser Erzählung hatte Kaspar seinen Gästen die Chocolade gebracht. Mehlhose fand sie ganz delicat. „Nach meiner Methode," bemerkte der bescheidene Kaspar, „ließ sie auch immer die gnädige Gräfin Aurora zubereiten."

Nach dieser Unterbrechung fuhr Mehlhose in seiner Geschichte fort: „Ich darf wohl bekennen, daß mit dem von Wandelstern ein guter Geist in meine Anstalt gezogen war. Wir Alle, ich, meine Frau, meine Kinder, alle meine Fräulein lernten ihn verehren und lieben. Der Ruf der echten Frömmigkeit, welcher sich, wie im heiligen Scheine, um mein Haus legte, vermehrte bald die Zöglinge um die Hälfte, und noch jetzt ist ihre Anzahl im Steigen. Auch bildete

sich gar bald unter unserer Leitung der fromme Verein zur Verbreitung des wahren Christenthums im Volke; wir traten in Verkehr mit Berlin und Stuttgart, und der Herr segnete allstündlich unser Werk. Auch hat der grundgütige Herr meinem Bruder Wandelstern schon jetzt ein Zeichen besonderer Gnade gegeben, und ihm Herz und Hand einer meiner älteren Schülerinnen, eines verwaisten, aber mit irdischen Gütern reich bedachten Fräuleins, zugewendet. Er ist jetzt von unseren Brüdern nach Berlin berufen worden, um auch dort als Geheimer Rath an dem neuen Jerusalem zu arbeiten in der Eigenschaft eines Censors."

Die Kukuksuhr, welche jetzt die Stunde schlug, unterbrach den mittheilsamen Mehlhose. „Die Glocke ruft mich," bemerkte er, „zu Seiner Excellenz, dem Minister des Cultus, wo ich die Ehre habe, über die von den Ständen beantragte Preßfreiheit meine Stimme abgeben zu dürfen; die Welt ist von Grund aus verderbt, sie weiß nicht, was sie will! Der Herr sei mit Ihnen."

Mit diesen Worten eilte er hinweg, auch Bernhard nahm mit Benedict und Leclerc Abschied vom Kastellan, welcher, allein zurückgeblieben, die Drehorgel zurechtstellte, um seinem Dompfaffen, welcher im Käfige am Fenster hing, den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" einzustudiren.

Als sich unsere Freunde wieder auf der Straße befanden, sagte Bernhard zu seinen Begleitern: „So sind wir nicht nur wieder auf dem Wege zur Zeit Ludwig's XV., sondern auch schon mitten darin. Noch vor Kurzem sangen die Lerchen von dem Anbruche des Frühlings, aber über Nacht fiel wieder der weiße Puderfrost auf Feld und Wald, und die ganze Welt ist in eine gottselige Pompadour verwandelt."

„Laß' dich davon nicht irren," versetzte Benedict, „solche späte Nachtfröste bedeuten einen heißen Sommer. Gerade dann, wenn die ganze Natur sich in Fäulniß aufzulösen scheint, bereitet sie sich zum Frühling vor. Solche Menschen, wie Mehlhose, sind dazu da, die alte Glaubensform in ihren Verzerrungen zur Scheinheiligkeit widrig zu machen und die neue Idee zur That aufzureizen; selbst die Jesuiten, welche jetzt in Trier den ungenähten Rock aushängen, werden in seiner Tasche den Grundriß zur freien, deutschen Kirche finden. Auf Wiedersehen am Casinoabende!"

Vor einigen Tagen war das neueste Werk des Malers Lessing: „Huß vor dem geistlichen Gericht in Konstanz," zur Ausstellung angekommen. Das schaulustige Publikum war besonders davon angeregt worden. Ueber den Werth des Kunstwerks war man völlig einverstanden, nur konnte man sich nicht über die Richtung der neueren Schule und ihre Bedeutung vereinigen. Als Erdmann die Behauptung aufstellte, daß erst jetzt die Malerei ihre Aufgabe erkennen lerne und wir einer Zukunft entgegengingen, wo wir erst eine wahre deutsche Kunst erhalten würden, fand er gar bald einen großen Anhang, welcher im lauten Tumulte ihm seine Zustimmung gab.

„Ich bitte den Abt," rief dazwischen Benedict, „mir zu zwei Worten Ruhe zu verschaffen." Die lautschallende Glocke in der Hand des Angerufenen stellte sie sogleich her. —

„Sind wir Deutschen," nahm Benedict das Wort, „nicht in der Kunst und Poesie, wie die Juden, und schreien nach

dem Heilande, während wir ihn schon längst an das Kreuz geschlagen haben? Das kommt daher, weil alle unsere Ideale noch außerweltlich sind, wie die Religion, so unsere Nationalität mit allen ihren Organen, durch welche sie sich verwirklichen müßte; so leben wir in einem fortwährenden Traume, welchen wir die große Zukunft des deutschen Volkes nennen, dort schwimmt unsere Flotte, dort weht unser Reichspanier, dort werden auch die Heilande der Philosophie, Poesie und jeder Kunst geboren werden — die Gegenwart aber, welche wir mit Thaten ausfüllen sollten, um sie lebendig zu machen, benutzen wir zum Verträumen. Doch hier steht die Malerei der Gegenwart in Frage! Die Malerei wird immer dieselben Anfänge und Ausgänge, wie die Poesie, haben. Sie wird zuerst mythisch dem Stoffe und episch der Ausführung nach im Dienste des Staats und der Kirche sein. Diese Aufgabe hat sie in München vollendet, ihren feinsten, mythologischen Ausdruck hat sie dort vielleicht in Kaulbach gefunden. Beginnt der Stoff sich zu vergeistigen, so daß der Maler ihn verwenden kann, zum Ausdrucke seiner bestimmten Gemüthsstimmung, so wird die Malerei lyrisch, wie sie es in Düsseldorf geworden ist und sich in den Meisten der dort gebildeten Künstler ausspricht. Hat endlich die Kunst die Fertigkeit gewonnen, individuelle Seelenzustände darzustellen, so treibt die Zeit, welche ihr Gemüthsleben in der Kunst dargestellt wissen will, den Künstler aus sich heraus und zur Darstellung ihrer innersten Schmerzen und Wonnen in den Parallelen ähnlicher, geschichtlicher Zustände und Personen; sie ist dramatisch geworden, vor Allen in dem Maler Lessing. Sein Hussitenprediger und Huß in Konstanz sind solche Spiegelbilder der gegenwärtigen, innern Geschichte, die in

Thaten äußerlich zu werden sucht. Ich könnte nachweisen, wie moderne Tragödie und Lessing's Werke nur verschiedene Strahlen einer und derselben Sonne sind. Es haben daher die deutsche Malerei und Poesie gerade in unserem Jahrhundert ihre höchste Spitze erreicht. Die Ideen, welche jetzt noch Ideale der Kunst sind, werden gar bald in die thatsächliche Wirklichkeit hineinsinken. Während noch Rafael in Rom malte, brach schon die Reformation, und kurz nach Shakspeare in England die Revolution herein. In solchen Zeiten wird die Kunst real; der Roman und die Genremalerei machen sich breit. Haben wir Deutsche eine Zukunft, so wird sie von Genies der Thatsachen, nicht aber von Genien der Kunst und Poesie erfüllt werden. Da habt Ihr Euren Heilandsglauben!"

Johannes nahm das Wort:

„Unser Freund Benedict hat uns wohl zu belehren gesucht, daß wir ein Recht haben könnten, uns über die Kunstwerke der Gegenwart zu freuen; aber nicht sowohl unser Traumleben in die Zukunft hinaus, es hindert die Meisten an der Anerkennung unserer Zeitgenossen vielmehr, das scheußlichste aller Laster, der Neid. Dieser entsteht aus dem schlechten Bewußtsein, selbst nichts Schönes aus der eigenen, häßlichen Seele hervorbringen zu können. Kaum daß das Publikum ein Werk, sei es im Theater oder auf der Ausstellung, mit Beifall begrüßt hat, so heulen alle Hunde, als hörten sie Musik."

Die enthusiastischen Anhänger Erdmann's schwiegen still, dieser selbst machte einen glücklichen Zurückzug, indem er eine Mappe herbeiholte und die Lithographie, welche der münchener Kunstverein seinen Mitgliedern zugesendet hatte,

zur Ansicht herumgab. Auf dem Blatte war eine Scene aus der Ballade „Der Fischer“ von Goethe dargestellt.

„Da habt Ihr,“ rief Benedict, „ein doppelt lyrisches Bild, welches eine Ballade in ihrem eigenen Tone wiedergiebt.“

Als Johannes einen Blick darauf geworfen hatte, sagte er mit freudigem Erstaunen: „Und was noch mehr ist, es enthält die zu einem Bilde abgekürzte Lebensgeschichte des Malers und einen Arabeskenzug aus der meinigen!“

„Dieser Abend,“ rief der Abt, „scheint interessant zu werden, ich fordere dich im Namen des Convents auf, uns die Erklärung des Bildes aus dem Leben des Künstlers zu geben, so weit es dir gestattet ist.“

Johannes begann:

Das Undinenbild.

„Wer noch nicht den alten plattdeutschen Reineke Fuchs in antikem Versmaße gelesen hat, der lasse sich schnell Göthe's Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand, den vierzigsten Band, unter des durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1830, aus der Bibliothek holen; — und wer deutsches, gemüthliches Philisterleben in das Griechische übersetzt sehen will, der mache sich auf den Weg nach München! Allda ist auch eine vergnügliche Schenke, die heißt: Der Finke! Dorthin wallfahrten gegen Abend die jungen Maler, welche in der neuen Residenz arbeiten, und wieder andere, die dort arbeiten möchten.

Vor einigen Jahren saß dort in der Vesperzeit ein junger Mann mit einem sonderbaren, asiatischen Gesichte, das ungemein polizeiwidrig aussah.

Bei dem zweiten Krügel Bier, das er trank, war er schon mit den frömmsten Historienmalern der Gesellschaft in ein tiefes Gespräch verwickelt. „Ich begreife nunmehr," sprach er unter Anderm, indem er mit dem Deckel des Krügels klopfte, „wie hier der wahre Tiefsinn, der unendliche Mysticismus der Wissenschaft und Kunst gedeihen muß. O, wie verständlich werden mir nunmehr Schelling und Cornelius! Diese schwermüthige Durchgeistigung alles Daseins, welches man außer München gar nicht begreifen, kaum ahnen kann, kommt Einem hier von selbst, wie Rheuma und Schnupfen! Ist denn nicht der Mensch ein Kind der Natur, die ihn fortwährend von Neuem producirt, indem sie in ihm erst Leib und Seele gewinnt und dadurch zum Bewußtsein gelangt? Ist nicht der hauptsächlichste Weg dazu, daß sie sich von ihm in Fleisch, Gemüse und Obst, in Kaffee, Wein und Bier verzehren läßt? Heda, Ihr braven Jünglinge! sagt selbst: in welchem Nahrungsstoffe kann die Natur in höherer Vollkommenheit vorhanden sein, als im flüssigen Brot — im Bier? In ihm ist Leib und Geist so eng verschwistert, daß jedes Krüglein davon die ganze Menschheit, ja die Welt vorstellt; es ist der wahre Mikrokosmus!

„Wie anders würde der deutsche, insbesondere der baiersche Volkscharakter und danach die Menschheit sich gebildet haben ohne diese Beihülfe? — „Joseph! Klipp! Klapp!" — Daher sind wir Deutschen auch das wahre Normalvolk, wovon der baiersche Volksstamm eben deshalb, weil er die Gesammtcultur in das Brauhaus gedrängt hat, die Quint-

ſenz iſt. Mit prophetiſchem Geiſte hat davon ſchon Schil-r geſungen:

„D'rum ſammle ſtill und unerſchlafft
Im kleinſten Punkt die höchſte Kraft!“

„Joſeph! Klipp! Klapp!“

„Ihr aber, Ihr Jünger der Kunſt, wie könnt Ihr je lauben, daß ohne den ſtarken Dämon des Bieres der roße Meiſter Cornelius je vermocht hätte, die große Mär-engeiſterwelt, insbeſondere auch die ſtarken, alten Recken, ie Trinker des unendlichen Walhallabieres in ihren ehe-aligen Menſchengeſtalten heraufzubeſchwören?“

Die jungen Maler machten wehmüthige Madonnen-eſichter, falteten die Hände über die Bierkrüge, wie über eilige Gnadenmittel, und hörten dem Evangelium, das ih-en eben gepredigt wurde, andächtig zu.

Jener fuhr aber fort: „Ich wage überhaupt die Weltgeſchichte abzutheilen in die Zeit des Weines oder die riechiſche und römiſche — oder claſſiſche Zeit; und in ie des Bieres, oder in die germaniſche oder romantiſche Zeit! Die erſtere war die republikaniſche, wo Helden, Dichter und Redner, die letztere, wo Ritter und Mönche ediehen.

„O, Ihr ſanftmüthigen Freunde, laßt uns ſtreiten mit ller Macht gegen die neueſte Zeit, welche mit Dampf-hiffen und mit Dampfwagen auf Eiſenbahnen heranſauſt — unſer Panier ſei der Münnich in München über dem Stadtthore! — Nieder mit Dampf und Eiſen! Nieder mit en aufgeklärten Gaslampen!“

„Pereat!“ ſchrieen die Kunſtjünger.

„Allemal!“ entgegnete der Philoſoph.

Dieſem aber klopfte eine lange, hagere Figur mit ma-

gerer Hand auf die Schulter und sagte: „Du fröhliches Lästermaul! bist du hier? — Johannes, bist du es denn wirklich?“

Dieser umspannte die dargebotene Hand des Freundes und entgegnete: „Heinrich! ich grüße dich mit ganzer Seele! So viele Jahre liegen zwischen heute und der Nacht, wo ich von dir Abschied nahm; und doch ist es mir, als wäre nur ein langer Tag vorüber, und der Abend wäre da, wo auf mich herein das bleiche Mondgesicht, das bekannte, alte, trauliche Licht wieder scheint.“

Ueber Heinrich's Gesicht flog ein Lächeln, wie ein flüchtiger Sonnenstrahl, der aus den Nebeln über die herbstliche Erde gleitet. Eine undurchdringliche, süße Rauchwolke verhüllte jetzt beide Freunde. Als sich der Nebel nach Mitternacht verzog, sah man Beide mit aufgestemmten Armen vor einander sitzen und sich gegenseitig ansehen.

„Aber sag' an, theuere Seele,“ begann jetzt Heinrich zu fragen, „was führt dich hierher nach München? Schon längst glaubte ich dich versorgt und aufgehoben mitten unter Acten und begraben in den Armen eines Weibes! Hast du noch keine Lust, ordentlich zu werden?“

„Jenes Glück ist nicht für mich!“ versetzte Johannes; „seitdem ich meine Muse gesehen und ihre Stimme gehört habe, muß ich, wie ein Leibeigener, dahin gehen, wohin sie mich schickt. So triffst du mich im Dienste meiner strengen Dame hier in München!

„Da in meinem Reisebündel habe ich mein großes Heldengedicht. Ich will Nichts davon sagen; wenn aber Diamanten nur die versteinerten Thränen des Erdgeistes sind, so sind diese Verse geronnene Blutstropfen aus meinem Herzen. Es ist ein Kranz von Rubinen, für den ich jetzt

eine Bildsäule, einen Altar oder einen Nagel suche, ihn hinanzuhängen; oder soll ich ihn auf die Straße werfen? Ich will dieses Gedicht dem königlichen Dichter weihen."

„Das ist recht schön und gut!" entgegnete Heinrich; „aber vor allen Dingen ist Mitternacht vorbei, wo die Geister wieder zur Ruhe eingehen. Gieb mir deinen Reisesack und komme mit mir, wenn du mit einem armen Historienmaler Dach und Fach theilen willst."

Ohne weitere Worte zog nunmehr Heinrich seinen Freund mit sich fort und in seine Wohnung. Dort wurde die Staffelei, auf welcher ein großes, verhangenes Bild stand, behutsam an die Wand gerückt, Bette und Mäntel in die Stube geworfen, und bald lagen die beiden Freunde auf dem harten Lager zusammen und plauderten so lange, bis der sanfteste Schlaf auf ihre Augen seine Sammethände legte.

Glücklicher Mann, der Umgang hat mit zwei Unsterblichen der Armuth und der Kunst! Nicht in Palästen, aber in niedern Hütten werden die Götter geboren! Mitten in der Wildniß springen die Quellen aus der Erde, die Mütter der Ströme, die Ernährerinnen der Meere, werden erzeugt die Stürme und welterschütternden Gedanken!

In der Wohnung des Malers aber hielt die Armuth ihr Hoflager. Hätten in seiner Stube nicht barmherzige Spinnen versucht die Fenster zu verhängen, nicht der mitleidige Staub die Rohrstühle und die unverschließbare Commode mit weichen Teppichen überworfen gehabt, so wäre gar wenig von Luxus zu bemerken gewesen.

In diese Armseligkeit hinein war dennoch die Poesie

der Linien und der Farben, Rafael's Idea, hereingetreten. Ich rede von jenem Bilde auf der Staffelei, welche Heinrich schon bei Tagesanbruch zum Aerger des schlaftrunkenen Freundes hin und her gerückt hatte, bis das Bild endlich in das beste Licht, und wenn Johannes vom Lager endlich emporsah, auch zugleich ebenso vor seine Augen hingerückt war. Es war schon heller Tag geworden und Heinrich machte einen so hölliſchen Lärm mit den Kaffeetassen, bis endlich Johannes die faulen Augen aufthat.

Da stand das Bild vor ihm. Er fuhr in die Höhe, rieb sich über Stirn und Augen, als wollte er alle Nachtträume verscheuchen, er blickte wieder hin, aber immer mächtiger trat das Bild in seine innerste Seele. Unverkennbar war darinnen der Fiſcher von Goethe dargestellt, wie ihn eben das Meerweib hinunterlockt in die Fluth:

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin" —

Dieſes Bild ist vielleicht hier und da einem Leſer dieſer Geſchichte vor die Augen gekommen. Da ist nicht ängstlich dem Dichter nachgebetet; der Maler hat mit Linien und Farben die göttliche Ballade noch einmal und ganz eigen gedichtet!

Der Fiſcher, mehr Knabe als Jüngling, sitzt am Fuße des Felsens am Meere. In der schwülen Gewitterluft, welche über ihn hindüstert, hat er den weiten Mantel von der Schulter zurück und deſſen Ende über den Schooß geworfen gehabt. So mochte er lange geſeſſen haben, bis es endlich auch siroccodunkel in seiner Seele geworden war; — da hörte er auf einmal seltſame Zitherklänge und Liebesworte aus der Ferne herkommen, und endlich eine schöne Ondine mit durchſichtigen Nebelſchleiern auf dem Meere

herüberschwimmen. Sie ist schon in der Nähe des Ufers, da wirft sie Schleier und Lyra zurück, eine weitausgreifende, brandende Woge hebt ihre glänzende Gestalt hoch in die Höhe und dem erschrockenen Jünglinge zwischen die kräftigen Kniee hinauf. Schon hatte er den einen Fuß zur Flucht und widerstrebend den linken Arm zurückgehoben, denn dieser ist dem Herzen am Nächsten, wo noch einige fromme Bibelsprüche aus der Schule her verweilen mögen, aber da streckt sich der weiße Ondinenarm so sehnsüchtig aus, ihre rechte Hand faßt plötzlich die Linke des Jünglings, vor dem weichen Drucke ihres Daumens auf den Goldfinger sinkt diese, wie gelähmt, am Felsen herab; — so ist sein Widerstand auf dieser Seite, aber wie vielmehr ist er auf der andern Seite bewältigt! Unter seinem rechten Arm hinauf hat die Sirene ihren Arm emporgehoben, ihre Hand unter sein dunkles Haupthaar auf den Nacken hineingeschoben, indem sie da mit dem gekrümmten Zeigefinger fest eindrückt. Wie könnte der Jüngling aus dieser Schlinge sich retten? Hat er noch Blut und Leben, so ist er verloren! — Da sie emporschaut, so hat sie das mit Wasserblumen und Blättern bekränzte Köpfchen, dessen blonde Locken unter dem Kranze hervor wie Feuerzungen nach Luft lechzen, ganz zurückgebogen; das Gesicht des Jünglings wird von dem Zauberblicke, der jetzt in seine Augen zuckt, tief herabgesenkt. Mir scheint es, als blühe um seinen Mund die erste Sünde auf. Welches glühende Schmachten liegt nicht in dem emporschauenden Antlitz des Wasserweibes von der Muskel des Auges über die tiefeinsetzende Nase vor bis zu der gefüllten, aufklaffenden Centifolie des Mundes, um das ganze, runde Apfelkinn herum und nun am weichen Halse hinab, der, wie ein zarter Stiel, das

betäubende Blumengesicht zu dem Jünglinge emporträgt! Wer möchte sich wundern, daß der junge Fischer mit trunkenem Haupte in diesen Liebeszauber und in die Wogen hinunterſinkt?

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr geseh'n!"

Dieses Bild hat aber eine so große Bedeutung, weil es fürwahr die Etiquette der ganzen neuen, an die Wollust verlorenen Zeit ist. Der unheimliche Berg ist wieder aufgethan, und Frau Venus jagt mit ihren schönen Teufelinnen über Berg und Thal. In der Hand trägt sie das elfenbeinerne Horn; todessüße Klänge ziehen, wie Schwäne, durch die Luft; darüber vergißt die jubelnde Tannhäuser-Jugend Vater und Mutter, Himmel und Erde, Vaterland und Freunde, und jauchzt ihr hinterdrein dahin in die lachende Verzweiflung, wo der Tod oder pfäffische Heuchelei im Bußgewande die Arme ihr entgegenbreitet.

Johannes sagte nach langer Zeit, während er das Bild unverwandt angeschaut hatte, wie für sich: „Armer Junge, fahr' wohl!"

„Du magst dieses Bild angucken, wie du willst; du wirst aber doch nicht herausfinden, daß es nur eine Signatur auf dem Leinwandsacke ist, worinnen meine verderbte, verdorbene und gestorbene Jugend steckt. Johannes, da ist eine Tasse Kaffee, laß' ihn nicht kalt werden!"

„Stelle lieber deinen blechernen Topf in Ruhe," erwiderte Johannes, „und erkläre mir das Bild von Grund aus, ich meine mit deinem ganzen Leben!"

„Ach, denke nicht etwa an eine besonders reizende Geschichte," versetzte Heinrich; „mein Leben ist ebenso eine unscheinbare Zwiebel, wie tausend andere; nur mit dem Unterschiede, daß ich daraus hervor eine Lilienblüthe gelockt habe — ich meine das alberne Bild hier!

„Du kannst mir glauben, daß Armuth und ein wildes Herz zwei unglückliche Gespielen der Jugend sind. Ich habe Beide mein Leben lang noch nicht verarbeiten können. Ein Hirsch, von zwei tollen Hunden gehetzt, ist nicht schlimmer daran, als ich.

„So weit ich zurückdenken kann — bis in den äußersten Nebelpunkt meiner Knabenzeit hinaus, finde ich nur ein blasses, abgemagertes Weib und einen Knaben, welche, nothdürftig in Lumpen gehüllt, mit umgehangenen Leinwandsäckchen durch das Land der Dithmarschen von Gehöfte zu Gehöfte betteln gehen und sich gar sehr vor den Hofhunden fürchten.

„Von einer einzigen Nacht an beginnt die Zeitrechnung meines Bewußtseins. Meine arme Mutter, erschöpft und krank, hatte sich und mich nach Hamburg hineingeschleppt. Ich selber weinte vor Hunger, Müdigkeit und auch vor Schmerz, welchen ich an den aufgesprungenen Füßen hatte. Ueberdies war es im Spätherbste und der Abend kalt und stürmisch, dunkel und wild, wie unser Schicksal. Meine Mutter führte mich lange durch die Straßen, die ihr sehr bekannt schienen, bis wir endlich an ein freundliches Haus gelangten.

„Dort kniete sie unbemerkt nieder und betete eine ziemliche Weile. Wie sie aufstand, sagte sie: „Hier, mein Kind, finden wir vielleicht Obdach, Brot und Heimath! Heinrich, ich habe gebetet, daß Gott das Herz des Mannes, der in

diesem Hause wohnt, zur Milde bewege! Ich kann ja doch nicht weiter! Dich will ich nicht gleich mit hineinnehmen. Indessen ich hineingehe, warte ein Weilchen und bete auch du, daß uns Gott erhöre!" Mit diesen Worten faltete sie meine erstarrten Hände zum Gebet zusammen und ging sodann in das Haus hinein.

„Sie war eine ziemliche Weile darinnen; endlich hörte ich ihre Stimme unter lautem Schluchzen und herzzerschneidend, wie die eines Menschen, der in Todesangst um sein Leben bittet. Da fing ich an, das Vaterunser zu beten, und kam nicht über die Worte hinaus: „Unser täglich Brot gieb uns heute!" Die übrigen Bitten hatte ich ganz vergessen. Als ich nun sann, wie das Gebet weiter ging und mir endlich beifiel: „Und vergieb uns unsere Schuld!" da wurde die Hausthür aufgerissen, händeringend stürzte meine Mutter heraus, hinter ihr drein flog die Thüre gellend wieder in das Schloß und schwere Riegel rasselten inwendig darüber hin.

„Um mich schlang meine Mutter ihre zitternden Arme, ihre Schürze um meine nackten Füße und drückte sich nun mit mir lautlos seitwärts der Hausthürstufen in den Winkel. Ueber mich kam eine solche Angst, daß ich nicht ein Glied rühren konnte. Meine Mutter sprach auch kein Wort, ihre Thränen aber tropften in Einem fort auf mein Gesicht. Da vergingen mir immer mehr die Sinne, und ein ohnmächtiger Schlaf drückte meinen Kopf an die Brust meiner Mutter.

„Ich fing endlich an zu träumen, aber so schrecklich, so qualvoll, daß es sich nicht ermessen läßt. In meine warme Brust hinein griff eine Hand von Eis, und eine Stimme seufzte: „Laß' mich nur ein Bischen wärmen; ich muß ja

so erfrieren!" Da ward es auch in meiner Brust kalt und immer kälter; nur mitten drinnen im Herzen zuckte noch ein unauslöschbares Fünkchen. Wie aber die Eishand auch da hineingreifen wollte, so war es mir, als müsse mir die Brust zerspringen.

„In diesem Augenblicke wachte ich auf. Auf meiner Brust lag die kalte Hand. Ich griff, wie in der Verzweiflung, danach; es war die Hand meiner Mutter. Ich fuhr ihr in das Gesicht, ich fühlte nach ihrem Herzen — Alles kalt und still! Ich rüttelte sie, gab ihr die besten Namen; sie hörte nicht! Wahnsinnig biß ich ihr in die Schulter; sie rührte sich nicht! Wie ein wildes Thier, fing ich jetzt zu brüllen an; aber der Sturmwind, der die dunkeln Wolken über die Häuser jagte, brüllte noch mehr. Endlich gerieth ich in eine grenzenlose Wuth. Ich faßte den Stein, der unter meinem Haupte gelegen hatte, mit beiden Händen, und warf ihn gegen das Haus, wo uns das Obdach versagt worden war. Er schlug gegen ein Fensterkreuz so gewaltig, daß alle Glastafeln, wie ein Wehschrei, hineinsprangen.

„Da wurde Lärm im Hause. Ich schaffte meine todte Mutter hinauf zur Thüre und stellte sie aufrecht. Die Thüre ging auf, ein Mann, welcher in der einen Hand einen Säbel, in der andern ein Licht trug, trat hervor. Wie er aber meine todte Mutter erblickte und ich ihn anschrie: „Eine Leiche bittet um Einlaß!" taumelte er stöhnend zurück.

„Was weiter vorging in dieser Nacht, weiß ich nicht; denn jetzt nach dieser entsetzlichen Ueberreizung meines Wesens trat eine Mattigkeit ein, die mir alle Gedanken raubte. Ich weiß auch nicht, was mit mir vorgenommen wurde.

„Ich erinnere mich nur, daß ich bei zurückgekehrtem Be-

wußtsein in einem schönen, warmen, weichen Bettchen lag, und ein liebliches Engelköpfchen mit blauen Himmelaugen und reichem, blonden Haare, das einfach über der Stirne gescheitelt war, auf mich herunterblickte, und ein warmes Händchen sich auf meine Stirn legte. Verwundert sah ich lange empor in das klare Angesicht des Mädchens, bis es mich endlich fragte: „Ist dir nun wieder besser? Ich sagte es ja gleich, daß du nicht sterben würdest, wie deine Mutter, die wir vor drei Wochen haben begraben lassen."

„Wo bin ich?" rief ich aus.

„Sei nur ruhig!" entgegnete das Mädchen; „ich höre den Vater kommen, der möchte sonst zanken!"

„In diesem Augenblicke trat auch ein hoher, stattlicher Mann in das Zimmer mit der Frage: „Elsbeth! wie steht's mit dem Jungen?"

„O, Vater! Vater!" rief das Mädchen, „er macht wieder muntere Augen."

„So scher' dich hinab in deine Küche!" entgegnete dieser, und setzte sich auf die Bettpfoste. Ich sah ihn lange an, und er mich wieder, bis er endlich sagte: „Hast du noch keinen Menschen gesehen, Junge? Du bist ein schöner Flegel, wirfst mir die Fenster ein! Nun, erschrick nur nicht; sie sind wieder gemacht! Es soll dir auch nicht nachgetragen werden, weil ich meine Ursache dazu habe. Wenn du einen Beefsteak vertragen kannst, so soll dir Elsbeth zwei oder drei Stücke heraufbringen. Ich will schon deinen Doctor machen, daß du wieder auf die Beine kommst! Wenn du aus dem Bette herauswillst, so hängt da gleich an der Wand ein bischen Zeug zum Anziehen." Ich wußte nicht, wie mir geschah; ich stammelte so Etwas von Dank und Gotteslohn, und andere Bettlerredensarten, welche mir

eben beifielen. Er unterbrach mich: „Es soll mir lieb sein, wenn du kein gar so böser Bettelbube bist, als ich mir eigentlich gedacht habe. Du siehst sonst auch nicht übel aus, hat aber der Patron da noch ein paar Gaunereien hinter den Ohren; — nun — so weiß ich auch Rath.“ Bei diesen Worten lachte er selbstvergnügt und wies mir dabei ein paar Reihen unverwüstlicher Zähne, indem er eine ganz besondere Bewegung mit der Hand machte, die ich später erst recht verstehen lernte.

„Meine Jugend bedurfte nur kurze Zeit, um sich wieder zu erholen. So lange ich noch das Bett hüten mußte, kam die kleine Elsbeth von Stunde zu Stunde zu mir, denn wir waren Beide noch Kinder und plauderten wie die Kinder. Obschon ich immer nach meiner Mutter und den Verhältnissen forschte, in welchen sie vielleicht zu Elsbeth's Vater gestanden haben mochte, so konnte ich doch weder von ihr, noch auch von sonst Jemand etwas erfahren. Doch hatte ich von der kleinen Bethe bald herausgebracht, daß ihr Vater Schiffsbaumeister, und sie sein einziges Kind wäre.

„An einem Sonntage verließ ich genesen, angethan mit frischer Wäsche und getragenen, aber noch hübschen Kleidern, das Gemach. Von dieser Zeit an begann ich erst zu leben. Ich war wie ein Kind im Hause und wuchs mit der lieben Elsbeth heran, wie ein Bruder mit seiner Schwester. Ich wurde in die Schule geschickt, lernte darin so viel ich konnte, und wurde später von meinem Pflegevater zu einem Maurer, welcher sich mit Stubenausweißen hauptsächlich abgab, in die Lehre, nicht aber aus dem Hause gethan, in welchem ich aufgenommen worden war.

„Man hat ein rechtes Elend mit dir!“ sagte öfters

der Schiffsbaumeister, „daß du so ein schwächlicher Kerl bist. Ich hoffte dich auf der Werft gebrauchen zu können; nun bist du eine Stubenfliege!“ Ich jedoch hatte mit meinem alten Maurer eine viel größere Noth; war er doch ärgerlich, wie ein schnupfiger Mops, Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein! Es giebt Leute, die man prügeln möchte, wenn man sie nur ansieht. Zu diesen gehörte mein Lehrmeister.

„Als ich sechszehn Jahre alt wurde, war ich auch ein sehr tüchtiger Wandanstreicher — husch! rusch! von einer Ecke in die andere, daß die Kalksuppe meilenweit sprützte. Ich konnte aber auch accurate Linien mit dem kleinen Pinsel ziehen, schwarze, rothe, gelbe, je nach Geschmack und Belieben; aber wollte ein Liebhaber grüne Natur in die Stube — Weinlaub aus freier Hand, — so war ich der Meister; denn grünes Laub war mein Element.

„Eine Schwalbe jedoch war an all' meinem Unglücke Schuld. Diese hatte ein Nest unter dem Fenster meiner lieben Elsbeth. Ich sah manche Stunde ihr zu, wie sie ein- und ausflog, unermüdlich im Hin- und Herschießen, an der Dachrinne hin, über des Nachbars Schornstein, dreimal um den Thurm herum und gleich wieder da bei den Jungen mit einem ganzen Schnabel voll Fliegen und Mücken! Dieses flatterhafte Thier kam mir gar nicht mehr aus den Gedanken; selbst beim Anstreichen in der dunkelsten Hausflur dachte ich an die Schwalbe.

„In dieser Zeit fiel es einem alten Franzosen, der in Hamburg eine Bijouteriehandlung hatte, beim Ausweißen seiner Arbeitsstube ein, Weinlaub von mir malen zu lassen, denn in diesem Artikel war ich, wie schon gesagt, berühmt geworden.

„Nachdem Alles recht weiß abgetüncht war, ging ich

mit meinen Farbefässern und Pinseln an die Frescomalerei. Ich war eben bei dem Kranze, den ich in der Mitte der Stubendecke zu machen hatte, als mir die verwünschte Schwalbe einfiel. Ehe der Papst dreimal vobiscum sagt, hatte ich mit Rußschwärze und Bolus das Dingelchen mit dem doppelten Spießschwanze und dem rothen Unterkehlchen so munter in die Mitte hineingemalt, daß ich vor Freude außer mir war. Es war ja das erste lebendige Wesen, das ich gemalt hatte und seinem Original ähnlich!

„Ich hüpfte recht albern in der Stube herum und schlug mit den flachen Händen vor Freuden über mein Meisterwerk auf die Beine, als in diesem Augenblicke mein Lehrmeister hereinkam. Kaum hatte er aber das kleine Ungethüm oben an der Decke erblickt, als er sich mit untergestemmten Armen vor mich hinstellte, erst mit der Stirne, dann mit der Nase, endlich mit dem vorgestoßenen Kinne anfing zu wackeln und zu näseln: „Ist aber das auch Weinlaub da oben?“ —

„Das ist eine Schwalbe von hinten!“ sagte ich trotzig.

„Und das eine von vornen!“ — Mit diesen Worten hatte ich eine Ohrfeige im Gesichte sitzen, daß sie mich heute noch brennt, so warm war sie gebacken.

„Da kam über mich mein jähzorniger Teufel. Kaum hatte ich die angenehme, einseitige Wärme im Gesicht gespürt, so war auch schon dem Meister das ganze Faß mit Rußfarbe über den Kopf, wie eine Mütze, gestülpt, daß der Kerl über und über troff, wie der Speiteufel auf dem Springbrunnen zu Nürnberg. Unter der Thüre stand der alte Franzos, der sich beide Seiten vor Lachen zuhielt, mit der Lorgnette handthierte und in Einem fort schrie: „Il faut voir cela de près!“

„Ich jedoch floh hinweg und nach Haus in meine Kammer, wo ich nun Zeit hatte, mein Unglück und mein Vergehen zu überlegen. Alles fiel mir jetzt auf einmal ein, was meine Angst vermehren mußte — die besondere Freundschaft meines Pflegevaters mit meinem begossenen Meister, alle Ermahnungen und Vorwürfe, die ich fast täglich bei dem Morgen-, Mittag- und Abendbrot hörte: „daß ein Bettlerbub', wie ich gewesen wäre, gut thun und sich was gefallen lassen müsse!" ach, und alle die Knüffe und Püffe, die ich von meinem Pflegevater dankbar hinnahm, wie Brezeln, die man in den Kauf bekommt! Aber alle diese Gedanken waren wie durchsichtige Perlen über die goldene Schnur meiner Zuneigung zu Elsbeth gereiht.

„Diese kam eben jetzt an meiner Kammer vorbei. Wie sie mich drinnen so jämmerlich seufzen hörte, steckte sie erst ihr liebes Angesicht und zuletzt sich selbst herein zu mir in die kleine Bodenkammer. Sie redete mir so liebreich zu, bis ich ihr mein ganzes Herz entdeckt hatte. Da fing sie auch mit an zu weinen, bis wir alle Beide schluchzten und unter bitteren Thränen — der Himmel weiß, wie das kam! — einander ewige Liebe und Treue zuschwuren, wobei wir uns küßten und wieder küßten ohne Unterlaß, bis wir auf die Kniee gesunken waren und doch wieder in Einem fort zusammen weinten, uns wieder in die Arme fielen und küßten, und wenn das Eine: „Ach!" sagte, so seufzte das Andere: „Oh!" Das war meine erste, es ist meine einzige Liebe! Es war die schönste Albernheit in meinem ganzen Leben.

„In jenem Augenblicke waren mir alle Gedanken so ganz vergangen, daß ich gar Nichts wußte und fühlte, als nur das Pochen des Herzens meiner Elsbeth; doch kam es mir

auf einmal vor, als wenn eine derbe Faust in meine Haare griffe. Es hatte eine ziemliche Weile gedauert, und schon fühlte ich meinen Kopf ungemein hin und her geschüttelt, als Elsbeth lautschreiend sich mir entwand und entfloh, ich aber so an die Wand geworfen wurde, daß mir Hören und Sehen verging. Wie das Rauschen und Grollen eines fernen Gewitters, schlugen die Worte an mein Ohr: „Der Himmelsakkermenter! der Bettelbub'! He! das wär' eine Geschichte! Du Schwalbenfabrikant! Wischt sein Maul an mein Mädel! Seht einmal die Brut an! Marsch!" Da weckte mich ein Fußtritt aus meiner Betäubung. Ich sprang auf und sah in das feuerrothe Gesicht des Schiffsbaumeisters. Ich weiß nicht, wie es geschah, daß mir da sein Gesicht, wie ein gesottener Krebs, vorkam, und da nun die Wuth gar seine Augen herausdrehte, so kam ich in einen solchen lustigen Humor, daß ich gerade hinaus an zu lachen fing; er sprang erschrocken zurück, ich aber zur Thüre hinaus — und soll heute noch wieder kommen.

„Wie ein Wildfang irrte ich jetzt in der Stadt herum. Die nächste Nacht über schlief ich unter den Feuerleitern; am andern Morgen suchte ich das Freie. Ich ging längs der Elbe hin, als müsse sie meine Reisegefährtin sein. Verhungert wie ich war, streifte ich Erlenblätter ab und aß sie. Bald konnte ich vor Mattigkeit nicht weiter. Ich lagerte mich an den Strom hin in das tiefste Gras.

„Man muß erst ganz unglücklich sein, um zu erkennen, wie schön der gewölbte Himmel, das strömende Wasser, die wehenden Bäume, die ganze Natur ist! Nur im tiefsten Elende versteht man ihre Stimme, denn nur mit Dem, welcher ihr ganz angehört, fängt sie nach und nach zu reden an — wie ein altes, gutes, aber doch wunderliches Mütter-

chen, das nur in Dämmerstunden und wenn es ganz still in der Stube ist, seine waldsinnigen Märchen erzählt.

„In meiner Noth kam auch dort eine so wundersame Stimmung über mich, daß ich bald lachte, bald weinte, und im Grase herumrutschte; denn das lange Gras mit den gelben Blütentroddeln meinte es so gut mit mir, daß ein Halm nach dem andern kam und mit seinen kleinen Fingern mir im Gesichte herumgriff. Zugleich schmeichelte das Wasser so mild zu mir herauf und hauchte mich, ein Mal um das andere so lockend an, daß ich Schuhe und Strümpfe von mir warf und die bloßen Füße tief hineinhängen ließ. Wie ich nun so in die strömende Fluth und in den Himmel, der sich darinnen abspiegelte, schaute, bis ich ganz, — wie soll ich sagen? — vom Geiste des Wassers betäubt wurde, da wich allmälig aller Gram, aller Kummer aus meiner Brust. In mir war nur noch ein Bild übrig, denn Gedanken kann ich es nicht nennen — meine Elsbeth! —

„Mein Angesicht, das ich in der klaren Fluth sah, fing an, immer mehr ihre Züge anzunehmen, ich sah ja ihren Blick, die schöne Stirne, die blonden Locken, nun hob sich eine weiße Schulter — ein jugendlich glühender Leib wob sich hervor, zwei Arme streckten sich aus nach mir, so daß ich vor Sehnsucht, Lust und Liebe gewiß hinuntergestürzt wäre, wenn nicht der alte Franzose mich aus meinem Hinstarren aufgeschrieen hätte mit den Worten: „Il faut voir cela de près!“

Heinrich, welcher jetzt schwieg, begann seine Palette abzukratzen, Johannes aber ging mit übergeschlagenen Armen

in der Stube herum, erst mit langsamen, dann mit schnellen, aber unterbrochenen Schritten. Man sah es ihm an, daß er mit seinem Genius Zwiesprache hielt. Nachdem er seine Reisepelzmütze über die Ohren gestülpt hatte, gerannen die Ideen zu den Worten: „Was ist ein Kunstwerk anders, als ein Aufschrei des Genius aus dem Kerker des Leibes? Wie der Strahl einer Quelle, deren ruhiger Lauf plötzlich in einen undurchdringlichen Felskessel eingesperrt wird, nun in hohem Strahle emporsprüht zum Himmel, so springt die Sehnsucht nach dem ewigen Frieden aus der Brust des Dichters und Künstlers in ihren herrlichsten Werken. Wird nicht endlich alles Große nur von Unglück und Mühseligkeit geboren? Mußten nicht Halbgötter und Heroen von jeher erdulden unsägliche Leiden? O, ich denke an dich, Cervantes! an den größten Dichter, den nur je die Muttererde unter Lachen und Weinen herzinnig an ihre Brust drückte und — verhungern ließ. Lache Keiner über den edlen Junker und den ehrlichen Schildknappen; denn einer von Beiden wird ihm immer zurufen: „Guten Morgen!“ Heinrich, sieh' mich an; denn auch ich bin ein Dichter und mein Beiname: Don Quixote!“ —

„Wenn du nicht so wohlgenährt wärest,“ erwiderte Heinrich, „so möchtest du danach aussehen! Jetzt aber, dächte ich, gingen wir in das alte Hellas, ich meine in die Glyptothek.“ Dieser Vorschlag brachte Johannes auf andere Gedanken. Sein Phantasus ließ die Flügel hängen, und so schlenderte er mit Heinrich hinaus in die lärmenden Straßen.

Wie eine schöne Römerin, die Ovidium Nasonem de arte amandi und den ganzen, unverletzten Decamerone

studirt hat und im innersten Herzen gar viele heiße, dunkle Geschichten von sommernächtigen Küssen und plötzlichen Dolchstichen verbirgt, nun vor dem Beichtstuhle knieet und mit verschlossenen Augen dem dicken Confessore in Räthseln beichtet und in Räthseln absolvirt wird, so liegt die Glyptothek vor dem bigotten Monaco ganz fromm und ehrbar, aber dem Liebhaber zeigt sie gern ihre hellen Augen und ihre herrlichen, hellenischen Glieder.

Wie beide Freunde ihrer ansichtig wurden, sagte Heinrich: „Es wäre ein gar schönes Leben, wenn du hier bleiben könntest — als ein anderer Arioſto oder Taſſo!“ „Meinst du im Kerker?“ entgegnete Johannes. „Je länger ich hier bin, desto mehr verliere ich den Muth zu meinem Vorhaben.“ „Dein und mein Schicksal, erwiderte Heinrich, werden sich bald entscheiden. Ich hoffe schon morgen, wo ich mein Bild auf die Kunstausstellung gebe, zu erfahren, ob ich ein Meister der Malerkunst bin und hier zu thun bekommen werde; denn wenn mein Ondinenbild eine unbedingte Anerkennung erhält, so bekomme ich nicht nur dazu bald einen Käufer und Geld, sondern auch Bestellungen zu neuen Werken, vielleicht wohl gar in der neuen Königsresidenz.“

„O, Ihr Götter des Schicksals!“ sprach Johannes, indem sie Beide eintraten in die Glyptothek, „seid zwei Jüngern der Kunst gnädig und laßt sie zu gewünschtem Ziele gelangen!“ — Nun aber schwiegen Beide; denn vor ihnen stiegen die gewaltigen Frescobilder des Meisters Cornelius auf. Ihnen vorüber rauschten fast vernehmbar die alten, herrlichen Zeiten der Götter und Helden! Ihnen vorüber gingen unvermerkt dort die Stunden des Tages.

In der Glyptothek sieht man auch einen antiken Medusenkopf aus Marmor. Dieser hat im Antlitze so etwas

räthselhaft Entsetzliches, daß ihn kein Mensch vergessen wird, der ihn gesehen hat. Dieser Triumph der Sinnlichkeit und Sünde, dieser unauslöschliche Hohn, dieser unversöhnliche Ingrimm und doch dabei der physische Schmerz, der eben mit kaltem Schwertschlag in die Todesangst hinein und über das ganze Gesicht fährt: und doch die eigenthümliche Schönheit des ganzen Kopfes, — das Alles macht die Sage lebendig vom versteinernden Schrecken! —

Vor diesem Gesichte stand jetzt Johannes. Er hatte seine Stirne in die zusammengefalteten Hände gepreßt, unter welchen hervor er in diese Züge hineinstierte, als könnte er darinnen die furchtbarste Tragödie lesen.

„Johannes, was hast du?" fragte Heinrich.

„Da sieh' hin!" murmelte dieser, „da schaut mich an das Gesicht der ganzen Menschheit mit allen seinen Schmerzen und seiner Verzweiflung! Es ist das böse Gewissen der Weltgeschichte; o, ich kenne dieses gottesleugnerische Gesicht, ich höre das Rauschen des Flügelrosses der nächsten Zeit und ich sehe eine geschlossene Hand und ein ausholendes Schwert! — Heinrich! komm' lass' uns hinaus; ich muß Oel auf die empörten Wogen meiner Seele schütten; ich meine — ein Krügel Bier! Gieb mir Gleichmuthsbier, daß ich wieder zu mir komme!" — Mit diesen Worten verließen Beide die Glyptothek.

In München findet man gar bald eine Schenke, darin ein hübsches Goldhäubchen und ein gläsernes Krügel mit zinnernem Deckel. Hat man es erst so weit gebracht, so findet sich wohl auch ein Imbiß.

„Wie sehr die Phantasie durch Hunger befördert wird, kann jeder von uns Beiden erfahren," fing Johannes zu plaudern an, als er schon das dritte Krügel Bier auf die empörten Wogen seiner Seele geschüttet hatte; — „du hast vor lauter Hunger und Kummer dein Ondinenbild erphantasirt, und ich habe vor lauter Durst einen idealisirten Affenkopf, — denn nach einer neuern Forschung soll das Haupt der Medusa ein solcher sein — für das böse Gewissen, und wer weiß sonst für was angesehen.

„Aber du armer Schelm sitzest mit deiner Liebesgeschichte noch immer an der Elbe und der alte Franzose schreit in Einem fort: „Il faut voir cela de près!" Hilf dir doch auf die Beine, und sage mir, wie du endlich ein solcher Malermeister geworden bist."

„Das ist gar bald gesagt!" — begann Heinrich zu erzählen. „Wie ich dem lustigen Patron kaum mein Unglück ausführlich erzählt hatte, nahm er mich lachend mit nach Haus, behielt mich die Nacht über und schickte mich am andern Morgen mit einem Louisd'or Reisegeld, drei Butterstemmeln, einem Fläschchen Rum und mit einem Empfehlungsbrief an seinen très cher ami, einen alten Portraitmaler in Bremen, welcher mir Unterkommen verschaffen sollte.

„Ich fand an diesem einen wunderlichen Kumpan. Das Erste war, daß er mich seine Schuhe wichsen ließ. Wie dieses geschehen war, sagte er: „Gut!" Dann mußte ich seinen Rock ausbürsten. Wie es geschehen war, sagte er: „Gut!" Dann mußte ich Kaffee kochen; ich kochte, so gut ich konnte, nämlich die ganzen Bohnen. Der Alte gab auf Alles Acht; verzog keine Miene; wie aber das Wasser nicht braun werden wollte und ich ihm endlich ge-

ſtand, daß ich das Kaffeekochen nicht verſtünde, ſagte er ebenſo gleichgültig: „Schlimm, ſehr ſchlimm!“

„Am andern Tage kam eine niedliche Bürgersfrau zu ihm und bat ihn, ſie zu portraitiren. Er ließ ſie ſetzen, rückte ſie hin und her, gab mir ein Reißbrett und ſchwarze Kreide, deutete mit der Hand auf die Frau und ſetzte ſich wieder an ſeine Staffelei, wo er an einem andern Bilde noch die letzten Striche zu machen hatte. Ich ſah die Frau an, ſie ſah mich an; endlich begann ich doch in halber Verzweiflung mit leiſen Strichen ein Geſicht, welches der Frau ähnlich ſein ſollte, auf das Papier zu bringen; — nach und nach wurde ich kühner und ſtrich nach Herzensluſt darauf zu, ſo daß gar bald ein Mohrengeſicht, welches die Blattern hatte, daraus wurde; denn es blieben nur noch ſchwarze und weiße Flecke übrig. Da ich aber auch um den Mund herum — denn ich hatte das Geſicht im Profil genommen — einen Hintergrund machen wollte, und dorthin ungeſchickte Striche ſetzte, ſo wurden noch Schnurren und Borſten fertig, ſo daß endlich eine rechte Meerkatze daraus wurde.

„Nach einer Weile, wie der Maler mich ſo tüchtig arbeiten hörte, kam er zu mir, nahm mir das Reißbrett ab, ging damit an das Fenſter und ſprach, nachdem er meine Zeichnung lange beſchaut hatte, in tiefem, ernſthaftem Baſſe: „Gut, recht gut!“

„Daß die gute Frau dieſe Zeichnung von ihrem Geſichte nicht zu ſehen bekommen hat, thut mir heute noch Leid; denn war ſie eitel, ſo hätte ſie dadurch von Grund aus curirt werden können.

„Am andern Tage, wo ſie dem alten Maler ſelbſt zu ihrem Portrait ſaß, ließ er mich ihr Geſicht noch einmal

zeichnen, immer im Profil, Nachmittags noch einmal, am andern Tage gar dreimal, am darauf folgenden Tage nochmals und immer sagte er dazu: „Gut!“ Ich hätte davon laufen mögen! Es half mir Alles Nichts; ich mußte immer wieder Stiefeln wichsen, Kleider ausbürsten und dieselben Gesichter zeichnen, die er eben malte.

„Es wird dich nicht wundern, daß ich nach und nach anfing, mit dem Papier und der Kreide sparsamer umzugehen, langsamer und sorgfältiger zu zeichnen, aufzupassen, wie der alte Herr selbst den Umriß zu einem Kopfe machte, ein Portrait anlegte, untermalte, die eigenthümlichen Farbentöne in das Gesicht brachte, diese zusammenstimmte, lasirte, Farbe dämpfte und hob, so daß ich allmälig einen dunkeln Begriff vom Malen bekam.

„Je besser aber meine Zeichnungen wurden, desto häufiger sagte der Alte: „Schlecht!“ oder: „Sehr schlecht!“ oder auch: „Miserabel! ganz miserabel!“ Ich hätte manchmal vor Wuth heulen mögen; mein Brotherr jedoch blieb ruhig, ernst und ehern. Ich rang endlich mit einer wahren Verzweiflung nach einem: „Gut!“ aus seinem Munde; aber gerade da, wo ich Lob erwartete, sagte er: „Miserabel!“ und wo ich nur geschmiert hatte, wie zum Zeitvertreibe, da kam das ersehnte: „Gut!“ Da mochte der Teufel daraus klug werden! Bei allem Diesen bekam ich vor dem wunderlichen Manne einen recht innerlichen Respect; denn ich muß heute noch bekennen, daß er ein tüchtiger Maler war und in ihm mehr stak, als er je gefördert hat.

„Ich nahm mir endlich vor, nachdem ich schon nicht geringe Fortschritte im Zeichnen gemacht hatte, auf meine Weise seinen Beifall zu erstürmen. Ich zeichnete mit aller

Andacht aus meiner Phantasie das Bild der unvergeßlichen Elsbeth. Es war mir nach meiner damaligen Meinung über Alles geglückt. Voll von Entzücken legte ich die Zeichnung vor ihn hin. Er sah über die Achsel darauf herab, warf die Lippe auf und sagte vor sich hin: „'n Ideal! 'n Ideal! ganz miserabel!" Da riß ich vor seinen Augen aus Wuth das Blatt vom Brette herunter und zerknitterte es zu einem Lappen; der Alte legte da ruhig die Palette und den Rohrstab hinweg, guckte mich an und brachte einen neuen Ausdruck: „Brav! ganz brav! Heinrich, du bist ein kreuzbraver Kerl, und du sollst auch ein Maler werden! Das Butterbrezelnideal da wird dir schon wieder kommen!"

„Weiter war von der Sache nicht die Rede; er hörte jedoch zu malen auf, machte eine reine Palette und ließ mich darauf die Farben nach ihren Schattirungen aufsetzen. Wie dies geschehen war, setzte er sich an das Fenster, und sagte: „Nun male mich; — aber schnell!" Nach einer Stunde stand er auf, sah meine Schmiererei an und sagte: „Gut! recht gut!"

„Am andern Morgen, wie ich in die Stube trat, war ein anderer Bursche da, der die Stiefeln des Malers putzte. Mein alter Lehrer, so werde ich ihn immer nennen, trat auf mich zu. Mit Augen, welche feucht wurden, sah er mich lange an, bis er endlich sagte: „Da Er gestern Nachmittag ein Maler geworden ist, so darf Er mir die Stiefeln nicht mehr putzen; — nun kann ich Ihn freilich auch nicht mehr gebrauchen. Ich habe Ihn rutschen gelehrt, lern' Er nun auch laufen! Da hat Er sein Reisegeld und nun packe Er seine Sachen und versuche sein Glück! Palette und Farbenblasen kann Er mitnehmen!

Male Er nur Portraits, so viel Er mag, aber behalte Er Alles für sich, was darüber hinausgeht; mit den Idealen ist es nun vollends Nichts! Was versteht das Lumpengesindel davon, was man eigentlich in sich hat?! Lieber Heinrich! lebe Er recht wohl und denk' Er auch manchmal zurück an mich, wenn Er in die Welt kommt. Hör' Er! noch Eins: an seinen lieben Gott kann Er auch manchmal denken!"

„Bei diesen Worten sprangen mir die Thränen aus den Augen; ich wollte reden, aber das Schluchzen hinderte mich daran; der Meister setzte sich an seine Staffelei und murmelte: „Miserabel! ganz miserabel!"

„Heinrich!" rief Johannes, „dein Alter soll leben!"

„Von ganzem Herzen! obschon er todt ist," entgegnete dieser. „Ich zog nun mit meinem Ränzel auf dem Rücken zum Thore von Bremen hinaus. Meine Schwalbe von Elsbeth's Fenster oder eine andere flog eine ganze Stunde weit um mich herum und zwitscherte in Einem fort! — Da es zur Frühlingszeit und ein schöner, heller Morgen war, wurde ich so fröhlich, daß ich ein Mal um das andere meinen Hut in die Höhe warf und ihn wieder fing. Wie ein Müllerbursche, zog ich am Strome hin bis dorthin, wo die Aller einmündet, und von da weiter in die blaue Welt hinaus bis in die Gegend von Zell. Ich hatte einmal das Wasser mit seinem Wellenspiel seit jener Träumerei an der Elbe von der Elsbeth lieb gewonnen. Ich sah nun wieder hinein in die Fluth der Aller, als müßte sie daraus hervorkommen, oder ein weißer Arm heraus-langen.

„Wie ich nun so dahinschlenderte, hörte ich die Worte *singen:*

„Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran!"

„Ich ſtand ſtill und ſagte für mich: „Das iſt doch wahrlich eine wunderliche Geſchichte!" Als aber gar ein feuchtes Weib die Fluth emporgetheilt haben ſollte, und es zu Worten kam:

„Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund."

da konnte ich mich nicht länger halten: ich ſtürzte um den Buſch vor, an dem der Weg ſich plötzlich hinumdrehte, und ſah vor mir auf einem Hühnengrabe zwei wandernde Studenten ſitzen. Der Eine war blond, der Andere ſah mehr einem ſchlanken, braunen Zigeunermädchen ähnlich, als einem vernünftigen Menſchen."

Johannes lachte laut auf und rief: „Soll das als Beleidigung ziehen? Denkſt du, ich weiß nicht mehr, wie ſo ein verblüffter Malergeſelle mit ſeinem breiten hamburger Maule und ſeiner unäſthetiſchen Stumpfnaſe aus dem Buſche herausgabelte und ganz verdutzt höflich fragte: wer dieſes hübſche Lied gemacht habe, das wir geſungen hätten? und wie wir ſagten: „Da der Göthe!" du ganz dämiſch fragteſt: „ob das auch ein Maler wäre?"

„Schweig' ſtill!" rief Heinrich halb entrüſtet; „ich war wahrlich damals ein recht dummer Junge! Aber es iſt häßlich, daß ſich die Leute immer Dummheiten beſſer merken, als etwas Geſcheidtes! Doch werde ich immer daran denken, wie wir zuſammen nach Zell hineinwanderten, wie ich dort zuerſt dein Geſicht malte, und da die langen Haare mir nicht glücken wollten, du mit einer hartborſtigen Bürſte die Details hineintrugſt!"

„Ich ſah nun auch in dieſem Bilde mehr einem ge-

räucherten Spitzbuben, als einem ehrbaren Studenten ähnlich."

„Du warst aber dennoch so toll," fuhr Heinrich fort, „daß du im dortigen Wochenblatte bekannt machtest, der berühmte Historien- und Portraitmaler Heinrich H . . n sei aus England zurückgekommen und werde sich einige Zeit in Zell aufhalten, um auch hier mit kunstfertiger Hand sinnige Verehrer der Kunst abzukonterfeien — gegen angemessenes Honorar! Doch es half, und ich bekam Arbeit. Ich malte freilich helldunkle Correggio's, zuweilen aber gerieth mir auch ein blasser, schmachtender Guido Reni! Ihr Beiden hattet mich bald verlassen. Ich dachte manchmal an dich, als ich an der Schule dort endlich Zeichnenlehrer geworden war, wo ich freilich mehr lernte, als meine Schüler.

„Nachdem ich dort dreihundert Thaler zusammengespart hatte, mußte ich nach Italien reisen. Du weißt gar nicht, was das heißt, das italienische Reisefieber zu haben! — Es ist, als wenn jeder Stein auf der Straße Einen spöttisch ansehe, die Nase rümpfe und inwendig sage: „Ein Lump! Er ist noch nicht in Italien gewesen!" Jede Thüre knarrt Einen an: „Ne — apel!" Jeder Wagen, der über die Straße fährt, poltert: „Rom! Rom! nach Rom!" — Da hielt endlich Nichts mehr vor, ich gab meine Stelle auf und pilgerte nach Italien.

„Wie ich unterdessen die Zusammenstellung verschiedener Figuren, welche eine Begebenheit oder einen Gedanken oder beides zugleich ausdrücken sollten, vielfach versucht hatte, davon kein Wort; denn du willst doch nur wissen, wie die Idee meines Lebens — das Ondinenbild, endlich zur Reife gedieh."

„Du bist eine wahre Aaronsblume!" erwiderte Johannes. „Dein ganzes Wesen trieb empor und schloß sich unmittelbar

in einem poetischen Gedanken ab, wie jene Pflanze, die ihr Herzblatt zu einem Stengel und oben zu einer weißen, wunderſamen Blume zuſammenrollt. Doch ich will dich nicht in deiner Erzählung ſtören, damit auch du dein letztes Blatt zum Ondinenbilde umſchlagen kannſt."

„Du kannſt dir leicht vorſtellen," fuhr Heinrich fort, „daß jenes Lied von Göthe mit mir überall herumzog und durch meine Seele ſummte, mit mir über die Alpen ging, mit mir im Mittelländiſchen Meer ſchwamm, über den Apennin zog bis in den Vatican, hoch hinauf zum Veſuv, und endlich, wie ein Heimweh, mich überfiel und heimwärts jagte, bis ich an einem Abende, in einen Mantel gehüllt bis an die Augen und in Schwermuth bis über den Kopfwirbel durch die Straßen von Hamburg ſchritt.

„Welcher Zeitraum von Begebenheiten lag zwiſchen jener Nacht, wo ich mit meiner Mutter dorthin gekommen war, und ich ſie dann verloren hatte mitten unter Entſetzen und Wahnſinn! Jener Bettlerknabe, den ein roher Schiffsbaumeiſter aufgenommen, ſpäter deſſen Meiſter Gevatter, der Maurer und Wandanſtreicher, gemishandelt hatte, bis er endlich wieder der Flucht und dem Elende preisgegeben war, dieſer arme Junge war nunmehr freilich ein Mann, aber war er denn auch glücklicher?

„Indem ich nun an den Häuſern längs dem Alſterbaſſin hinſtrich, Allen unbekannt, heimathsfremd, war es Nacht geworden. Da zupfte mich Etwas am Aermel. Vor mir im Mondenſcheine ſtand ein zerlumptes, verhungertes, häßliches Weib, daneben ein Knabe, der nicht beſſer ausſah. Meine Seele entſetzte ſich; es war mir, als ſähe ich wieder vor mir ſtehen meine eigene Mutter und mich ſelbſt, wie vor dreißig Jahren! Ich griff inſtinctmäßig nach der

Börse und fragte: „Wer bist du?“ „Ach, Herr!“ wimmerte die Elende, „wir waren nicht immer so arme Leute, wie wir jetzt sind. Mein Vater war ein reicher Schiffsbaumeister und ich bin seine einzige Tochter. Nun hatte ich eine kleine Liebschaft mit meinem kleinen Vetter.“ „Deinem Vetter?“ fragte ich. „Das erfuhr ich freilich erst später,“ fuhr die Unglückliche fort, „daß er der Sohn einer Schwester meines Vaters war, welche sich von einem fremden Herrn hatte verführen lassen, und mit diesem Kinde in der Fremde niedergekommen war; denn mein Vater hatte sie verstoßen. Später war sie mit dem Jungen zurückgekommen, aber vor der Thür meines Vaters gestorben. Das Kind aber — Heinrich hieß der gute Mensch — kam in unser Haus. Er war so gut, aber so gar wild, daß ihn mein Vater endlich auch wieder fortjagte. Es war, als wenn mit ihm auch unser Glück hingewesen wäre! Mein Vater fing damals in der französischen Zeit an mit Schmugglern Gemeinschaft zu halten; er hatte ein ganzes Schiff dazu ausgerüstet, — wie es herauskam, wurden wir aus dem Hause heraus und in das Elend hineingejagt. Vor Schreck hat den Vater damals der Schlag gerührt; nun ist er auf einer Seite lahm und todt; da muß ich für ihn und mein Kind betteln. Ein Lootse hatte mich gefreit. An dem Tage, wo dieses Kind getauft wurde, haben ihn die Franzosen, ich weiß nicht weshalb? — todtgeschossen! Er war gar brav und hätte mich gewiß nicht betteln lassen. Gnädiger Herr! Seien Sie doch so barmherzig und schenken Sie mir einen Sechsling! Gott soll's vergelten mit tausendfachem Glück und Gesundheit!“

„Ich konnte kaum noch die Worte stammeln: „Wie hieß man dich im väterlichen Hause?“

„I nun, Elsbeth!“

„Ich hielt an mich, aber mein Herz war gebrochen, viele Thränen drängten sich aus meinen Augen.“

„Gottes Gnade! Gnädiger Herr, was ist Ihnen?“ fragte sie mich besorgt.

„Es war die Stimme meiner Jugendliebe.

„Ich ergriff ihre Hände und hielt sie so lange, bis sie warm waren. Sie forschte im Dunkel der Nacht nach meinem Gesichte; ich erkannte noch ihr mildes Auge. Da that es mir Leid, noch länger an mich zu halten, und ich fragte mit unverstellter Stimme: „Elsbeth! Meine Elsbeth! Kennst du mich gar nicht mehr?“

„Da drängte sie ihr Haupt an meine Seite und fing an laut zu schluchzen und zu stöhnen: „Gott sei mit dir, Heinrich! Er hat dich groß gemacht vor den Leuten, das weiß ich, uns aber in den Staub gedrückt, das muß ich wissen! Und ich danke ihm, daß er mir vergönnt hat, dich noch einmal zu sehen und dir, Heinrich, tausend Dank zu sagen, daß du noch immer so gut geblieben bist!“

„Meine Seele rang im herben Leide; doch mußte ich mich fassen, um die Jugendgeliebte zu retten aus dem Meeresstrudel, der sie vor meine Füße warf. Ich fragte daher, so fest ich konnte: „Elsbeth, wie ist dir zu helfen?“

„Ach!“ entgegnete sie, „wenn ich nur vier bis fünf Mark hätte, da könnte ich anfangen, mit Gemüse zu handeln.“

„Ich hatte damals in meiner Börse funfzig Friedrichsd'or. Es war der Erlös eines Bildes, das mir der Banquier Donner in Altona, dem ich sonst viel verdanke, abgekauft hatte; — es fiel mir ein, daß ich noch einen goldenen Ring mit einem feinen Rubin hatte, den ich verkaufen konnte. Ich drückte ihr daher ohne Umstände die Börse in die Hand,

küßte sie auf die Stirne, sah noch einmal in ihre Augen, küßte auch das Kind und so schied ich von ihr.

„Am andern Morgen saß ich in der verschlossenen Postkutsche, und ließ mich hierher nach München schütteln.

„Jetzt erst, nachdem Brücke und Steg zwischen Traum und Wirklichkeit abgebrochen waren, stieg das alte Ondinenbild mit Farbe und Leben in meiner Seele auf. Ohne Ruhe und Rast habe ich daran gearbeitet; nun ist es fertig und du hast es gesehen."

Beide Freunde, Erzähler und Zuhörer, waren allmälig in einen solchen Choralton verfallen, daß sie bald die Einsamkeit und ihr Quartier suchten.

Dürfte ich Euch, meinen Lesern, recht in das Einzelne hinein erzählen, wie bei angebrochener Nacht Heinrich zwischen zwei alte Bücher eine Lampe, und darüber einen Topf mit Wasser stellte, bis dieses anfing zu kochen, wie er Zucker pochte und in die Gläser warf, endlich darauf langsam das siedende Wasser goß, daß der trefflichste Grogg fertig wurde, wahrlich ich wollte Euch, wenn Ihr sonst ein rührbares Herz habt, bewegen, daß Ihr hinginget und thätet desgleichen. Wollte ich Euch aber erzählen, wie diese Beiden die ganze Nacht lang miteinander sich besprachen, gewaltig, wie zwei hohe Waldbäume, in heimlicher Stunde, wenn sonst Alles schweigt, und wollte ich noch dazu verrathen, daß die Lampe unter dem Blechtopfe nicht hervorkam, bis der Morgen über die Dächer hereindämmerte, so möchtet Ihr die ehrwürdigen Häupter schütteln und Gott danken, daß Ihr alle Nächte ruhig ausschlaft!

„Deshalb sei nur so viel gesagt, daß schon am folgenden Tage gegen Mittag ein großes Gedränge vor dem Saale, in welchem die Kunstausstellung war, theils von Denjenigen,

welche hinein wollten, theils von Denjenigen, welche sich herausdrängten, gemacht wurde und immer Eins dem Andern zurief: „Den Fischer und das Meerweib? Habt Ihr das Bild gesehen?“ Wo ein Kunstfreund oder ein Künstler dem Andern begegnete, hörte man auch den Zuruf: „Hast du das herrliche Bild, den Fischer und die Ondine, gesehen?“

Johannes, welcher mitten unter dem Schwarme gewesen war und seine Ohren überall hineingehängt hatte, als könnte er des Triumphes seines Freundes nicht gewiß genug werden, hätte gern den albernsten Philister zum Enthusiasmus über das Bild mit der Pistole in der Hand gezwungen. Endlich hatte er genug gehört, um mit voller Fracht in den Hafen zu steuern.

Auf dem Heimwege begegnete ihm ein Mädchen, welches Blumensträußer und Kränze zum Verkaufe hatte. Er warf ihr einen Zwanzigkreuzer in das Körbchen, nahm den schönsten Asternkranz und flog damit nach Haus.

Wie er dort die Stubenthür aufmachte, sah er den Freund auf dem Strohsacke in der Stube liegen. Schnell drückte er den Kranz ihm auf die Stirne; Heinrich fuhr in die Höhe vor dem Rufe: „Victoria! spät blüht dein Ruhm, aber ewig, wie ein Sternenkranz!“

„Hast du mich doch erschreckt!“ sagte langsam mit freundlichem Bräutigamsgesichte der Maler.

Johannes aber rief im Gefühlsdrange: „Im Finken erwarten dich viele Freunde! Farbenkleckser und Farbenkleckser! Komm'! Komm'!“

Da war keine Zeit zum Verweilen. Heinrich, welcher von dem Feuer des Freundes ganz mit hingerissen wurde, flog mit ihm durch die Straßen und hin zur Malerschenke,

durch das Billardzimmer hindurch in die hintere Stube, welche voll war von Künstlergesichtern mit und ohne Bart.

„Gloria! Gloria in aeternum!“ schrieen Heinrich Viele entgegen, Andere drückten ihm die Hände, wieder Andere aber saßen da in stillem Harme und heimlichem Neide und sahen vor sich hin.

„Laßt es gut sein!“ sagte endlich Heinrich; — „aber Joseph, fünf Krügel, für jeden Finger eins!“

„Das wären zehn!“ sagte der pfiffige Kellner.

Da drängte sich aus der Menge hervor ein sehr alter Herr mit einer Lorgnette in der Hand, er sagte: „Il faut voir cela de près! Mon cher! ick will Sie sahl für pecheur swei undert Ducat!“ Heinrich sah den Alten lange an; dann nahm er ihn besonders bewegt bei der Hand und führte ihn in ein Fenster, wo er sich lange mit ihm besprach. Als Beide Arm in Arm zurückkamen, rief der Greis: „Marqueur! hol Sie Sillery swölf Bouteillen!“

Ein allgemeiner Jubel entstand; nur einige Malerjünglinge fanden es anstößig, in ihrer Mitte einen Franzosen sehen zu müssen; sie ließen sich aber doch den Champagner gefallen und versöhnten sich mit dem Schicksale.

Jetzt trat ein anderer Künstler herein. Sein Name kann hier verschwiegen werden, die neuesten Bildhauerwerke an der Walhalla und dann so viele Zeichnungen, nach welchen in der Residenz gemalt ist, verkündigen ihn von selbst genug. Er wandte sich zu Heinrich mit den Worten: „Vor Kurzem haben Cornelius und ich mit Seiner Majestät dem Könige von Ihnen gesprochen, er wünscht, daß Sie an der Ausführung einiger Ideen und Gemälde in der neuen Residenz Theil nehmen möchten.“ Heinrich drückte ihm dankbar die Hand.

Er war so überglücklich, daß er kaum mehr einen Gedanken fassen konnte; — aber wie sehr wurde er in seiner Freude gestört, als er jetzt sich umsah und seinen Freund in eigener Wildheit emporflammen sah. Dieser hielt ein Zeitungsblatt in der Hand.

„Johannes, was hast du?“ fragte er.

„Nichts oder wenig!“ antwortete dieser. „Da lies!“

Heinrich sah auf die Stelle, auf welche Johannes den Zeigefinger hielt. Etwas befangen erwiderte Heinrich: „Laß' dich das nicht stören! Seine Majestät ist allerdings durch Zusendungen so vieler Kunstsachen und Werke so überlästigt worden, daß er wirklich gezwungen wurde, eine Commission zur Prüfung der Werke, welche ihm übergeben werden sollten, niederzusetzen!“

„Nie! nie!“ rief Johannes, „sollte ein Fürst sich abschließen wollen! Er soll wie die Sonne sein, über Alle her mit dem Lichte und der Wärme, über Löwen und Hasen, über Adler und Mäuse! Schon Homer verkündet: „Die Könige stammen von Zeus, von Apollo aber die Sänger! Bin ich nun ein wahrer Dichter, so bin ich ihm ebenbürtig; so muß ich auch gegen diese Commission und ihre Competenz ewig protestiren, wie Karl Stuart gegen das Gericht, welches ihn verdammte. Höre ich aber statt der väterlichen Lyra nur das Geklingel einer Narrenmütze über meinem Kopfe — so fahre hin, Thorheit!“

Heinrich sprach Nichts dagegen. Nach einer kurzen Weile stahlen sie sich nach Haus und auf ihr Lager, wo ein langer, süßer Schlummer ihnen Herz und Angesicht beruhigte.

Am andern Morgen schnallte Johannes sein Reiserän-

zel, Heinrich begleitete ihn bis in die Glyptothek, wohin er noch einmal gehen wollte.

Dort eilte er vor das Antlitz der Meduſa hin, die er vorgeſtern ſo ſehr bewundert hatte. Er knieete vor ihr nieder und betete mit eilender Stimme:

„O sancta Medusa! ſieh' mich vor dir liegen im Staube und Abbitte thun für den frevelhaften Irrthum, der mich nach München führte. O du gewaltige Gottheit der Zeit, du Vernichterin! ſieh' gewaltig herab mit deinen glanzloſen Augen auf den Sünder, der dein Amt vergaß und dir nahte mit Lied und Saitenklang!"

Noch einmal warf er ſich dem betrübten Freunde in die Arme; dann aber eilte er hinaus, beſtieg einen Fiaker, welcher in der Nähe hielt und rollte zum Thore hinaus.

So viel dem Herausgeber dieſer Geſchichte bekannt geworden iſt, lebt Heinrich H . . ., der Maler, in München, iſt fromm geworden, malt heilige Madonnenbilder und ſingende Cherubim und Seraphim, Bilder, viel zu fromm für dieſe weltliche Zeit, der Poet aber — — lebt und dichtet anderswo. Have pia anima!"

Auf die Zuhörer hatte dieſe Erzählung einen beſondern Eindruck gemacht; ſie machten es aber, wie jedes Publikum, und vergaßen den Dank dafür über die erhaltene Anregung. Gar bald wurde die Frage verhandelt: woher es komme, daß Dichter und Künſtler faſt nie, oder nur ſelten vom äußern Glück begünſtigt würden. Erdmann ſuchte die Frage in einer Novelle zu beantworten, welche er unter Zuſtimmung des Convents vortrug:

Lebende Bilder.

Wie jeder Mensch ein doppeltes Dasein, einmal innerlich für sich selbst und dann im äußern bürgerlichen Leben hat, so kann auch Jeglicher doppelt glücklich oder ebenso unglücklich sein. Das innere Glück wird bestimmt durch die Harmonie des Gemüthes und des Verstandes; den Zwiespalt zwischen beiden bezeichnen wir mit dem modernen Worte: Zerrissenheit. Das äußere Glück, dessen Gegensatz Armuth ist, besteht in der Wechselwirkung besondern Talentes mit den Combinationen der äußern Zufälligkeiten, welche zusammenaddirt das sogenannte Glück ausmachen. Erhöht sich ein solches Talent zum Instincte, so ist es das Genie zum Glücke.

Wie einem dichterischen Genie sich von selbst die dankbarsten Stoffe, fast schon zum Kunstwerke gestaltet, darbieten, so dem Glücksgenie die Gelegenheit zum Erwerb und Gewinn. Daher kommt es, daß ein Dichter oder Künstler selten Geld und Gut, und ein Reicher noch seltener ein poetisches Gemüth hat. Beide Genies sind entweder abgesagte Feinde oder Freunde; das Letztere, wenn sich Beide ergänzen, das Erstere, schließen sich Beide einander aus.

Ein solches Glücksgenie war der Buchhändler Allgeier, ein poetisches und schriftstellerisches Talent Konrad Dingler, sein Zeitungsredacteur. Allgeier hatte seine Laufbahn als Buchbinder begonnen, war dann Antiquar geworden, hatte darauf in eigenen Verlag Anecdotenbücher, Kalender und Katechismen genommen und sich dann weiter ausgebreitet, wie eine Linde mit tausend Aesten, bis er allmälig jedes

Blättchen an seinem Lebensbaume mit Ducatengold belegen konnte. Er war großartig in seinen Honoraren, jedoch nur wie ein Lindenbaum nach der Michaelismesse, wenn er den Instinct in sich fühlte, daß hinter jedem abfallenden, gelben Blättchen zehn neue in der Knospe der Manuscripte ihm dafür bescheert waren.

Oft sah er kaum den Titel des Manuscripts an, so wußte er schon, welchen Gewinn der Verleger damit machen würde. Zuweilen erkannte er schon aus der Wendung eines einzigen Satzes, wie der Verfasser zum Niveau seiner Zeit stand. Als das größte Geheimniß seines Geschäftes bewahrte er die Ansicht: daß ein gebildeter, aber mittelmäßiger Schriftsteller von selbst die Gegenwart darstelle und mit seinem Werke von ihr getragen werden müsse. In den Kriegsjahren verlegte er gern Bücher, in welchen vom Frieden, und in der Friedenszeit andere, in welchen vom zukünftigen Krieg irgendwie gehandelt wurde. Von einem wirklichen Genie der Literatur hielt er nicht eher Etwas, bis die Zeit allmälig die vorausgeeilten Ideen desselben zu erreichen begann. Ehe man es sich versah, erschien dann bei Allgeier die Gesammtausgabe, und der unglaubliche Absatz belohnte immer den glücklichen Griff. Es versteht sich von selbst, daß die Verlagsbuchhandlung Allgeier durchaus honnet war; denn ohne Ehrenhaftigkeit gedeiht kein Genie, giebt es keinen Ruhm, giebt es kein Glück. Selbst da, wo Allgeier über die gewöhnlichen Mittel, ein Werk in Schwung zu bringen, hinausging, geschah es immer nach klingender Uebereinkunft mit dem Verfasser, und ohne Jemand zu gefährden. Zur Zeit, wo die romantische Schule im Abblühen begriffen war, faßte sie sich noch einmal in einem jungen Dichter mächtig zu ihrer Verklärung zusam-

men. Er kam mit seinem Manuscripte zu Allgeier. „Hm, junger Freund," sagte einige Tage darauf zu ihm der verständige Allgeier, „das poetische Gemüth unseres Publikums ist, wie ein angefülltes Glas voll Wasser; es geht kein Tropfen mehr hinein; ich werde es wagen, ihm Ihre Poesie als Rosenblättchen darauf zu legen. Fließt ein Tropfen daneben, so ist die Speculation verfehlt. Sie bieten mir eine Auflage an, ich honorire Ihnen und drucke gleich drei." —

So geschah es. Die erste Auflage der Gedichte wurde ausgegeben und von den Sortimentshändlern wieder eingefordert, weil zu große Nachfrage vorhanden sei; dann wurde das Publikum drei Monate lang auf die zweite Auflage getröstet; endlich erschien sie, — und zur nächsten Ostermesse war schon die dritte Auflage nöthig. Allgeier war in seiner Weise ein kleiner Napoleon. Er wußte die Talente Anderer zu erkennen und zu gebrauchen. Vielleicht wäre er ein großer Regent geworden, wäre er ein Purpurgeborener gewesen. Der einzige Gedanke eines jungen Literaten an seiner Tafel, eine Zeitung zu gründen, welche immer streng die Quintessenz ihrer Zeit ohne Parteianflug wiedergebe, hatte ihn auf den Gipfel des Glücks gehoben.

Er hatte, wie mit den Schriftstellern, so mit seinen Redacteuren der Zeitung Glück, so lange die politischen Winde nur einigermaßen regelmäßig gingen; bei Wirbelwinden lavirte er, so gut er konnte, dem Hafen zu.

Auch jetzt hatte er in Konrad Dingler einen Redacteur an der Spitze, wie er sich einen bessern kaum wünschen mochte. Er war ein Talent für die literarische Daguerreotypie. Gebildet und fein war sein Gemüth, wie ein geschliffenes Metallblatt, welches er nur mit der Redactions-

säure zu überziehen brauchte, um die Portraits der jedesmaligen Zustände sich von selbst fixiren zu lassen. Allgeier wußte dieses Talent zu schätzen. Er suchte ihn auf immer an die Redaction zu fesseln. Practisch, wie er war, verschmähte er nicht das richtige Mittel zum rechten Zwecke zu ergreifen. Er war gesonnen, Dingler in seine Familie aufzunehmen und so ihr Interesse für immer gemeinsam zu machen.

Allgeier hatte sich auf die erste Stufe seines Glückes an der Hand der jungen Witwe eines Antiquars empor und in den Buchhandel hineingehoben.

Sie hatte ihm ein Kind ihrer ersten Ehe, ein wunderhübsches, blondes Mädchen, zugebracht, welches Luise hieß und von ihm väterlich erzogen wurde, selbst nach dem Tode ihrer Mutter, denn diese starb bald nach ihrer Verheirathung mit ihm. Allgeier war ein schöner Mann und stand schon damals in der Stadt in gutem Ansehen. Es konnte nicht fehlen, daß ihm überall Thür und Herz in der Frauenwelt offen standen. Er wählte diesmal eine reiche Erbin, obschon sie eine arme Braut war; denn sie war die Nichte einer alten Dame, welche sie einst mit beerben, jedoch auch früher Nichts erhalten sollte. Allgeier sollte jedoch ebensowenig, wie Napoleon, ein dauerndes Glück in der Liebe genießen. Auch seine zweite Frau starb nach der Geburt eines Mädchens, welches nach ihrem Vornamen Elisabeth getauft wurde. Um nun zwischen den beiden ähnlichen Namen Louise und Elisabeth einen Unterschied zu machen, wurde die Erstere Lilly und die Zweite Lieschen gerufen; doch hatte Allgeier in der Gewohnheit, auch beide Namen zu verwechseln, oder die Eine die große und die Andere die kleine Lilly zu nennen.

Alte, reiche Damen haben immer ihre besonderen Grillen. Eine solche war für Allgeier das Testament der Tante, als es nach ihrem Tode eröffnet wurde. Sie hatte darin die kleine Elisabeth, welche bei ihrem Tode drei Jahre alt war, und einen entfernten Verwandten, den vierzehnjährigen Alfred Hacht, auf gleiche Theile unter der Bedingung zu Erben eingesetzt, daß der Antheil Elisabeths hypothekarisch auf Landgütern sichergestellt und ihr Vater davon nur die Zinsen bis zu ihrer einstigen Verheirathung oder Mündigkeit beziehen, dagegen der Antheil Alfred's zu dem Fond der Buchhandlung genommen und der Eigenthümer dieses Capitals bis zu diesem Betrage Compagnon der Buchhandlung werden sollte. Sie hatte dabei den Wunsch ausgesprochen, daß Alfred einst Elisabeth heirathen und so ihr schönes Vermögen wieder zusammenbringen möchte.

Allgeier ließ sich diese Bedingungen, weil er mußte, gefallen, er begründete mit den Mitteln, welche ihm dennoch durch diese Erbschaft zu Gebote gestellt waren, die „Unparteiische Zeitung" und nahm Alfred zu seinem Compagnon an. Er ließ ihn in seiner Familie erziehen und gewöhnte die Kinder an ihre einstige Bestimmung. Alfred war zwar kein Buchhändlergenie, aber doch ein leidliches Talent. Sein künftiger Schwiegervater gab sich alle Mühe, ihn zu seinem Geschäft heranzubilden. Freilich hatte Allgeier an ihm, als er heranwuchs, Manches auszusetzen, was ihm doch wieder heimlich gefiel. Alfred wurde ein junger Cavalier, trieb Musik, sprach schlecht Deutsch, aber gut Französisch, ritt eine feine Schule, und hielt sich gern zu Baronen. Dadurch kam freilich auch in den Salon des alten Buchhändlers der Sonnenschein des fröhlichen Lebens. Er begann sogar endlich die Vorliebe Alfred's für

Gemälde zu theilen. Selbst wenn ein solches Kunstwerk einige Tausend Gulden kostete, so mißfiel es ihm doch nicht, sich damit Etwas wissen zu können.

Wie es Alfred anfing, außerdem noch große Ehrenausgaben zu machen, ohne je die Summen, welche ihm zur Verfügung standen, aufgehen zu lassen, blieb ihm lange ein Geheimniß, bis er dahinter kam, daß Alfred Alles im Kleinen wieder einbrachte! „So gleicht Gott Alles wieder aus!“ sagte Allgeier bei dieser Bemerkung kopfschüttelnd zu sich. Seine Tochter Elisabeth war von Alfred gerade das Gegentheil. Sie hielt sich einfach, aber kostbar, und brauchte immer Taschengeld, um armen Leuten wohlzuthun.

„Sie passen zueinander!“ sagte Allgeier häufig zu sich, wenn Alfred von seinem Ausgabegeld bestimmte Summen in der Hauptcasse sich zu gut schreiben und Elisabeth sich acht Tage und länger vor dem ultimo ihr Taschengeld vorausgeben ließ. Dagegen wußte seine Stieftochter Groß-Lilly gar nicht mit Geld umzugehen; sie wär' immer bankerott gewesen, wenn Klein-Lilly sie nicht monatlich gerettet hätte. Beide waren zueinander in mehr als schwesterlicher Liebe verbunden. Wie der Buchhandel zwischen Allgeier und Alfred, so war zwischen Beiden Alles gemeinsam, bis in die Zeit, wo endlich jedes Mädchen ihr eigenes Herz fühlt.

Klein-Lilly, die reiche Erbin, war eine reizende, niedliche Brünette mit großen, dunkeln, italienischen Augen und, wie ihre Großtante, voll lustiger Besonderheiten. Sie hatte einen hellen Verstand, welcher, wie ein Cherub, vor dem Paradiese ihres Gemüthes mit dem spitzigen Degen des Witzes Wache hielt.

Groß-Lilly, das arme Aschenbrödel, hatte blondes Haar und blondes Gemüth, Vergißmeinnichtaugen und Rosenwan-

gen. Sie konnte stundenlang Alfred zuhören, wenn er auf dem Flügel die modernsten Musikstücke einübte. Allgeier that ihr nicht weh, er ließ sie gewähren und liebte seine eigene Tochter, den Springinsfeld, die Klein-Lilly, desto mehr.

Klein-Lilly hatte, wie gesagt, ihre Eigenheiten, welche sie alle der Reihe nach ihrem bestimmten Bräutigam fühlen ließ. An Alfred's Geburtstag hatte ihm Groß-Lilly ein prächtiges Kopfkissen geschenkt, woran sie sechs Monate lang bei Tag und Nacht gearbeitet hatte. Sie hatte darauf in grauer Seide und Silber zwei Turteltäubchen unter Rosen gestickt. Klein-Lilly hatte sich die Sache leichter gemacht und ihm eine Sparbüchse mit einem Louisdor und der Aufforderung geschenkt, einen zweiten dazu hineinzuthun, damit ein Paar daraus werde! —

„Es wird Zeit," sagte Allgeier bei sich, „daß ich Ordnung im Hause mache." Elisabeth's Großtante hatte gewünscht, daß sie mit Alfred verheirathet werde, und so war diese Geschäftsangelegenheit widerspruchslos in Ordnung.

Er dachte jedoch dabei zugleich an seine Stieftochter, seine Groß-Lilly, und bestimmte sie — für seinen Redacteur Dingler.

„So gewinne ich," sagte er zu sich, „einen Compagnon, welcher für die intellectuelle Parthie des Geschäftes, wie der Andere, Alfred, für den materiellen Theil desselben paßt. Der geniereiche Redacteur bekommt meine gefühlvolle Stieftochter, wie der Weltmann Alfred meine geistreiche Elisabeth. Sollte ich einmal meine Augen zuthun, so bin ich doch noch in den einzelnen Eigenschaften der Meinen zusammengenommen wieder ganz da, und von selbst biegt sich die krumme Linie zum Kreise zusammen!"

Er konnte gar nicht zweifeln, daß Dingler, da er den zehnten Theil des Netto von dem Zeitungsverlag zur Mitgift auswerfen wollte, mit beiden Händen diese Parthie ergreifen würde; denn Groß-Lilly war wirklich das schönste Mädchen in der Stadt, wenn man ihr nicht die pikante Klein-Lilly vorziehen wollte. Hing ihre Mitgift mehr oder minder von den Zeitumständen ab, so konnte dies für Dingler nur ein Sporn mehr sein, das Geschäft emporzutreiben.

Es mochte ihm deshalb um so weniger ein Bedenken beikommen, als Dingler mit besonderer Zuvorkommenheit sich mit Groß-Lilly unterhielt, wenn er sich im Familienkreise befand.

„Vermuthlich," sagte Allgeier zu sich, „ist er nur zu schüchtern, um sich auszusprechen!"

Er hatte sich in diesen Beziehungen seinem vieljährigen, alten Freunde Joulin mitgetheilt. Dieser war ein Maler, welcher für die Prachtausgaben der Allgeier'schen Autoren die werthvollsten Zeichnungen geliefert hatte. —

Joulin hatte seinen Rath im Geiste seiner Kunst abgegeben. Er war der Meinung, daß die Verlobung der beiden jungen Damen zu Allgeier's Geburtstage den Gästen bekannt gemacht, und so selbst die Verlobten damit überrascht werden sollten. Joulin hatte erst in diesen Tagen eine Copie oder Wiederholung des schönen Gemäldes von Sohn in Düsseldorf: „Der Abschied Romeo's von Julie," für Freund Allgeier erworben. Es hing jetzt über dem Arbeitstische des alten Herrn. Da Joulin gewöhnlich zum Geburtstage Herrn Allgeier's einige lebende Bilder im großen Saale vor der Tafel zur Unterhaltung der Gesellschaft zu stellen gewohnt war, so hatte er vorgeschlagen: den Moment dieses Gemäldes, wo Romeo Abschied nimmt, durch Dingler

und Louise, — und einen Pendant dazu: wie Romeo in der Brautnacht zu Julie kommt, von Alfred und Elisabeth darstellen zu lassen. Beide Scenen sollten durch eine bewegliche Zwischenwand geschieden, jedoch zugleich nebeneinander gesehen werden.

Im Augenblicke, wo der Vorhang aufging, mochte dann Allgeier die beiden Paare als glücklich Verlobte der Gesellschaft ankündigen.

Allgeier war auf diesen Plan lebhaft eingegangen. Eine unschuldige, so bequeme, romantische Scene in seinem Hause zu erleben, wie er doch so oft Schwarz auf Weiß hatte drucken lassen, erwärmte seine Phantasie fast mehr, als es sich für einen besonnenen Geschäftsmann ziemen mochte.

Der alte Herr feierte den Geburtstag gewöhnlich auf seiner Villa, welche eine Meile von der Stadt in einem Garten auf einem Hügel mit einer reizenden Aussicht in die Umgegend lag. Der Geburtstag fiel in den Mai, wo auch bereits seine Familie die Villa bezogen hatte. Er selbst scheute die kleine Strapaze nicht, sich täglich von seinen Rappen Vormittags in die Stadt vor das Comptoir und Nachmittags zum Familientisch wieder hinausrollen zu lassen. Er nannte dies sein Amphibienleben im Sommer, wenn er witzig sein wollte.

Schon seit einigen Tagen saßen Groß- und Klein-Lilly auf der Villa mit ihren Nähmädchen, um unter der Anleitung Joulin's, welcher jetzt fast täglich hinauskam, zwei gleiche Juliencostume für sich zu den beiden lebenden Pendantbildern zu verfertigen.

Nicht minder hatten die Kleiderkünstler für Alfred und Dingler an den zwei gleichen Romeocostumen in der Stadt zu arbeiten.

Der königliche Kapellmeister hatte im Beethoven'schen Style dazu eine Symphonie geschrieben, in welcher es an Nachtigallengeschmetter und Lerchenwirbeln nicht fehlte. Er hatte versprochen, die tüchtigsten Mitglieder seiner Kapelle zur Aufführnng mitzubringen. Joulin war zu gleicher Zeit mit den Zimmerleuten im großen Saale thätig, um die Bühne aufzubauen.

Er hielt es diesmal für angemessen, hinter der Bühne im Saale einen Zwischenraum für die Musiker zu lassen, an der Scene aber in ihrer ganzen Breite einige Stufen hinunter in den Saal zu führen, um den Gästen bei der Ankündigung der doppelten Verlobung den Heraufgang und die Abstattung der Gratulation bequem zu machen.

Von dem eigentlichen Zwecke dieser Vorbereitungen wußten Diejenigen, welche in jeder Hinsicht die Hauptrollen spielen sollten, um so weniger, je gewisser der alte Herr seiner Sache war. Konnte er doch über die höchsten geistigen Güter, über die Gesammtpoesie von Deutschland nach Belieben verfügen, warum nicht über vier Herzen, von welchen zwei überdies einander testamentarisch angehörten?

Nur Klein-Lilly hatte dabei ihre eigenen Gedanken. Sie stach sich beim Nähen zu oft in den Finger, daß Blut nachkam, als daß sie nicht endlich mit dem alten Aberglauben hätte herausgehen und ihrer Schwester in das Ohr flüstern sollen: „Merk' auf, in diesen Costumen bekommen wir viele Küsse."

Groß-Lilly wurde roth bis unter die Augen, sie entgegnete bestürzt: „Du wohl, denn du bist halb und halb Braut mit Alfred, nicht aber ich."

„Wärst du aufrichtig zu mir," versetzte Klein-Lilly, „so könnte es für uns Beide gut sein."

Luise fiel ihrer Schwester laut weinend um den Hals und rief: „Ich, ich Undankbare! Zu welchem Schicksal bin ich bestimmt? — Dich, du geliebte Schwester, muß ich so kränken? Und doch kann ich Nichts dafür! Glaube es mir!

Ach, warum hat Gott gegeben
Mir ein Herz, das liebt und fühlt?
Und ein Herz, gequält vom Leben,
Wird von Erde nur gefühlt!“

„Luise, was ist dir?“ rief Elisabeth, „du bist ja außer dir, und wenn du in Versen sprichst, so möchte sich Gott darüber erbarmen.“

„Du mußt mich hassen, Elisabeth,“ rief Luise, „denn ich — o, ich Unglückliche! liebe — Alfred!“

„Und wirst du wieder geliebt?“ fragte Elisabeth.

„Dein Glück,“ fuhr Luise fort, „soll nicht gestört werden, am Wenigsten von mir! Ich habe ihm und er hat mir entsagt.“

„Habt Ihr Briefe gewechselt?“ entgegnete Elisabeth und streichelte ihr dabei die seidenen Haare.

„Weil es einmal so gekommen ist,“ versetzte Luise, „so sollst du Alles wissen. Du mußt mit mir auf meine Stube kommen. Wirst du mir aber auch Alles verzeihen?“

„Zehntausendmal im Voraus!“ rief Elisabeth, „ich habe kein eifersüchtiges Gemüth. Du weißt es ja, wie ich Euch harmlos miteinander walten ließ. Habe ich doch keine Miene verzogen, wenn Ihr zusammen am Flügel vierhändig spieltet und mein testamentarischer Bräutigam sein: „Oh!“ und du dein: „Ach!“ seufztest; habe ich doch gern beide Augen zugemacht, wenn er dir die Hände drückte und dir

so wehmüthig in die Augen sah, als wollte er sich über das Geländer seines Frackes hineinstürzen."

„Deinen Spott," versetzte Luise schluchzend, „habe ich reichlich verdient, und mehr noch, deine Verachtung!"

„Sei doch kein Kind," erwiederte Elisabeth, „Ihr habt Euch ja in aller Unschuld geliebt; — ich müßte eine sehr unaufmerksame Leserin von George Sand gewesen sein, wenn ich die Rechte der Liebe nicht gegen die Pflicht gelten lassen wollte! Ich müßte ja doch ganz altmodisch geworden sein!"

„Ja, du bist aufgeklärt!" rief Luise, „ich aber werde immer hinter dir zurückbleiben!"

Unter diesen Gesprächen waren beide Mädchen in das Zimmer Luiseus eingetreten..

Sie holte aus dem Bureau ein kleines, niedliches Portefeuille, welches sie mit schwarzem Flor umwunden hatte. Nachdem sie es aus der Hülle befreit hatte, kam ein papiernes Herz zum Vorschein, welches als Etiquette mit feinen Oblaten darauf befestigt war. Mit zitternden Schriftzügen war darauf das Wort „Entsagung" geschrieben. Als sie es aufschlug, fielen daraus einige trockene Vergißmeinnichte, welche ihr Jüngling einst am Bache gepflückt hatte. Sie hob das Sträuschen auf und legte es behutsam zwischen die Blättchen. Endlich gab sie das Portefeuille Elisabeth, welche es sich im Armstuhle bequem gemacht hatte, und warf sich selbst in die Ecke des Sopha's, indem sie sich, wie eine arme Sünderin, das Gesicht verhüllte und den Richterspruch erwartete.

Elisabeth las die Billets mit großem Interesse. „Man sollte nicht glauben," sagte sie ein wenig boshaft bei sich, „daß ein solcher eleganter Spazierstock noch Rosen treiben *könnte;* du glücklicher Tannhäuser!"

Sie fand in diesen Billets viel Gluth und Feuer.

„Es wundert mich," flüsterte sie lächelnd, „daß er nicht damit das Haus in Brand gesteckt hat!" — Da las sie auch eine Kritik über sich. Alfred hatte geschrieben:

„Wie unähnlich hat doch die Mutter Natur Dich, o Du Inniggeliebte, und — Elisabeth erschaffen; — Dich so sanft und mild, wie ein Nachtigallenherz, — sie — wie einen elektrischen Fisch, von dem man nur nervenzuckende Schläge bekommt."

„Sehr verbunden, liebenswürdiger Alfred!" sprach Elisabeth bei sich und biß die schmollende Unterlippe ein.

„Dich" — fuhr der Briefsteller fort — „wie eine süßgeschwellte Centifolie, — sie, wie eine — betäubende Datura —"

Elisabeth zerrupfte leise das Blatt und streute es um sich her in die Stube. Sie blätterte weiter. Die Periode der Verzweiflung schien jetzt daran zu kommen. Sie las in einem der letzten Blättchen:

„Welches Ungeheuer bist du, o grausame Pflicht! — Also schmiedest du mich doch unbarmherzig an die ungeliebte Hand? — Wer rettet mich?"

„O du ausbündig angenehmer Herr Alfred," flüsterte Elisabeth; „wenn Sie hier ein wenig unmännlich sich benehmen und auf die bequeme Entsagung lossteuern, so wird es wohl dem armen — Fisch vergönnt sein, Sie ein wenig mit elektrischen Schlägen zur Besinnung zu bringen!"

Jetzt hielt Elisabeth das letzte Billet, welches mit seinen Beilagen fast zum Buche angeschwollen war, in der Hand. Die Hindernisse, welche den beiden Liebenden und ihrer Verbindung im Wege standen, waren darin zu Riesen angewachsen. „Ja," schrieb unter Anderm Alfred, „es

giebt ein höheres Glück, als die Vereinigung zweier liebenden Herzen — das bittersüße Entzücken freiwilliger Entsagung! Ewig! — Ewig" —

— „ist die Feigheit bequem und macht sich moralisch breit!" — setzte Elisabeth in Gedanken hinzu.

Sie sah sich nach Luise um, welche immer noch mit verhülltem Gesichte dasaß. Elisabeth zog ihr langsam das Tuch vom Gesichte und lachte freundlich auf sie nieder; Luise stürzte ihr weinend um den Hals und rief: „So nimm denn Alfred hin! und laß' mir meinen Schmerz, aber schenke mir dazu deine Verzeihung."

„Wie bist du doch so groß und edel!" versetzte mit fröhlichem Spotte Elisabeth; — „wer hätte in aller Welt gedacht, daß wir hier noch einen solchen schönen, rührenden Entsagungsroman erleben würden? — Aber meinst du denn wirklich, liebe Luise, daß ich der Hand eines so edeln, männlichen Geschöpfes, wie Alfred ist, werth bin? — Seine Seelengröße würde mich erdrücken! — Befreie mich davon, Luise!"

„Du, Elisabeth, wolltest zurücktreten?" fragte erbleichend Luise.

„Du sollst sehen," versetzte Elisabeth, „wie vortrefflich ich mich im Mantel der Entsagung drapiren will! Sprich kein Wort, nur sei heiter und laß' mich das Uebrige besorgen! — Das schönste von den zehn Geboten ist das elfte: Laß' dich nicht verblüffen! — Wir dürfen uns nur nicht überraschen lassen. Es ist, scheint es mir, bei dem Geburtstage des Vaters auf unsere Freiheit abgesehen. Joulin will zum Verräther an uns werden. Er thut so geheimnißvoll. Sie sollen es sehen, daß sie es mit zwei Mädchen zu thun haben! Doch jetzt laß' uns wieder an

unsere Arbeit gehen; es ist mir, als nähten wir an unseren Zwangsjacken. — Laß' uns Muth fassen, und sei wieder fröhlich!"

Munter hüpften Beide in das Arbeitszimmer zurück, Luise von neuer Hoffnung und Elisabeth von Zuversicht auf gutes Glück durchdrungen.

Nicht so fröhlich war die Stimmung in der Stadt, im Comptoir des alten Herrn. Er hatte eine inhaltsschwere Unterredung mit Dingler; denn ihre Zeitung hatte trotz aller Vorsicht den Unwillen der Regierung sich zugezogen. Die Redaction hatte eine strenge Zurechtweisung vom Ministerium erhalten, worin die Beschuldigung ausgesprochen war, daß sie die schlechte Presse nur scheinbar bekämpft, dabei aber mit unverhohlener Freude die unehrerbietigsten Artikel aus den verschiedensten Zeitungen, wenn auch tadelnd, besprochen, dennoch eben dadurch ihrer größeren Verbreitung Vorschub geleistet habe. Ein besonderer Vorhalt war ihr deshalb gemacht, weil sie sogar Spottgedichte auf ihre Tendenz aus andern Zeitschriften in ihre Spalten aufgenommen. Zugleich war aus der Residenz ein Regierungsbevollmächtigter mit der Instruction zur schärfsten Censur angelangt.

„Sie sehen, lieber Freund," sagte der alte Herr, „daß ich mit diesem Allen nicht recht zufrieden sein kann."

„Vergönnen Sie mir," versetzte Dingler, „nur einige Worte zu meiner Entschuldigung. Mit blutendem Herzen muß ich mich hier verkannt sehen, wo ich doch über mein Gewissen hinaus die sogenannte gute Presse zu vertreten gesucht habe. Während ich den guten Geist der Zeitung immer streng im Auge behalten habe, entfaltete der verwegenste Liberalismus in den Zeitungen, welche aller Orts auftauchten, seine

Fahnen und unsere Abonnenten desertirten zu Hunderten. Mit Ihrer Genehmigung suchten wir daher die Punkte heraus, welche eine liberale Besprechung zuließen als: den Zollverein, die Unbeständigkeit des französischen Nationalcharakters und den Panslawismus. Ebenso waren wir in den Stand der Nothwehr gegen die jungen Zeitungen versetzt; wir mußten alle Mittel gebrauchen, ihre Tendenz unter dem Namen des sogenannten besonnenen Fortschritts als verwerflich zu bezeichnen. Zugleich galt es, unsern alten, classischen Verlag gegen die moderne, poetische Literatur in Schutz zu nehmen und zwei Fliegen mit Einer Klappe zu schlagen. So habe ich in dem verwichenen Halbjahre die Ausartungen der Literatur, besonders den politischen Roman, nach Kräften von einem verunglückten Dramaturgen und mißrathenen Chapon aus der Gentz'schen Schule zerlegen lassen. Ja, leider muß ich es eingestehen, daß mir selbst dabei zuweilen mein Metier perfid, fast ehrlos vorkam. Es ist ein herbes Schicksal, ein Redacteur bei diesen Zeitläufen zu sein."

„Lieber Freund!" sagte Allgeier begütigend, „Sie lassen sich noch zu leicht aufregen; jedes Geschäft hat seine eigene Moral, bei welcher die einzelne Persönlichkeit nicht in Frage kommen darf. Sie bemerken ganz richtig, daß wir im Stande der Nothwehr waren, eigentlich kommt eine Redaction aus ihm nicht heraus. Zeitungsschreiber sind keine Geschichtsschreiber. Wir müssen uns immer zwischen der Partei der Bewegung und der Reaction mitten innen halten. Welche gerade die herrschende ist, macht ihren Einfluß auf uns geltend. Sache der Klugheit ist es, immer noch einen Weg zum Rückzug frei zu erhalten, um nicht beseitigt zu sein, wird eine andere Idee zur herrschenden Mode. Wir

müssen jetzt mit Guizot das Zuwartesystem adoptiren. Geben Sie statt aller leitenden Artikel wieder einmal Berichte über Kurdistan oder Hindostan, über die Marquesasinseln und Tahiti, über den Nutzen der Philologie auf gelehrten Schulen, kurz Alles, nur keine wirkliche Politik; denn früher oder später will man doch wieder Etwas von sich selbst hören, sei es im Guten oder im Bösen."

Diese und viele andere gute Rathschläge ertheilte der alte Herr dem gelehrigen Redacteur. Endlich ließ er diesen unangenehmen Gegenstand verklingen; es war, als wenn eine Bremse durch das Zimmer gesummt hätte.

Er lenkte die Unterhaltung auf die Angelegenheit zurück, welche ihm näher am Herzen lag.

„Ihr jungen Leute wollt mich heute Abend zur Feier meines Geburtstages gewiß mit einem ästhetischen Genusse überraschen?" fragte er unter Anderem, indem er sich stellte, als wüßte er nicht das Geringste von dem Plane Joulin's.

„Es soll nicht an uns liegen," versetzte Dingler mit leichterem Herzen, „mißlänge es, dem König des Festes einen heiteren Augenblick zu bereiten."

„Gesteht es nur," fuhr der alte Herr fort, „Ihr costumirt Euch; ha! ha! Was hattet Ihr mit Joulin zu schaffen? So ein alter Künstler hat immer närrische Einfälle. Was wird denn meine blonde Lilly darstellen? — Sie nimmt sich in einem phantastischen Gewande wunderhübsch aus."

„Sie ist immer die schönste Erscheinung im einfachsten Hauskleide, wie im Costume," versetzte Dingler, um Herrn Allgeier etwas Angenehmes zu sagen.

„Sie sollten," entgegnete Allgeier, „Ihr vortreffliches Gemüth kennen, lieber Dingler, um die bekannte Behauptung

wahr zu finden, daß ein gutes Herz und ein schönes Gesicht zusammengehören, wie Licht und Farbe."

„Sie sind ein sehr glücklicher Vater!" versetzte Dingler.

„Lassen Sie mich gestehen," erwiderte Allgeier ein wenig lauernd, „daß ich vielleicht außer meiner Tochter Elisabeth nur noch zwei Menschen vom Herzen liebe; — rathen Sie einmal!"

„Wen anders, als Fräulein Luise?"

„Sagen Sie mir doch," fuhr Allgeier fort, „wie aber Sie es mir abgewonnen haben? Ich schätze Ihr schönes, fügsames Talent, Ihre Kenntnisse, Ihr Benehmen, Ihre Vorsicht, kurz alle diese Eigenschaften, welche dazu gehören, um einen Menschen glücklich zu machen; doch außerdem besitzen Sie noch meine wahrhaft väterliche Liebe."

Dingler war gerührt, eine Thräne trat in sein Auge. „Sollte der alte Herr," fragte er sich heimlich, „wirklich Etwas von meinem Verhältnisse zu Elisabeth ahnen? — Könnte ich wirklich mir ernsthafte Hoffnung auf die Hand seiner einzigen Tochter machen?"

Allgeier sah nur die freudige Bestürzung seines Redacteurs; er reichte ihm die Hand und sagte freundlich wohlwollend: „Wir bleiben, so hoffe ich, für das ganze Leben zusammen! — Ich betrachte Sie, wie meinen Sohn. Nun, heute Abend mehr! — Ich fahre jetzt hinaus auf die Villa; Sie kommen Nachmittags mit Alfred nach."

So war der entzückte Redacteur entlassen.

So glücklich, wie Dingler, war an diesem Vormittage vielleicht kein Redacteur irgend einer deutschen Zeitung. Das Gespräch mit dem Principale des Geschäftes hatte die Redactionsdornenkrone mit Baumwolle wattirt, und die Hoffnung auf Elisabeth, die schöne, reiche Erbin, sie in Rosen aufblühen lassen.

Hatte er früher nicht ungern die Unparteiische Zeitung als die dritte deutsche Großmacht schelten gehört, so fühlte er sich selbst jetzt als die erste auf dem Throne der Liebe, mit der Aussicht auf die freie Rheinschifffahrt in das Meer des Ehestandes.

Die Extreme berühren sich! Mit diesem Ausspruche Napoleon's hatte er so oft seine leitenden Artikel geziert, heute sollte er ihn jedoch als eine Wahrheit erleben.

Während er die Glaceehandschuhe anzog, um zu Tisch zu gehen, und dabei seinem Unterredacteur, dem Doctor Sammetschuh, die nöthigen Anweisungen ertheilte, überbrachte ihm der Laufbursche, welcher sein Postillon d'amour war, ein zierliches, rosafarbenes Billetchen mit der bekannten goldenen Siegeloblate.

Er trat in das Fenster, erbrach jenes und las:

„Es ist eine Verschwörung im Werke; liebst du mich, so zeige es! — Zweierlei nur kann uns retten — Muth und noch einmal Muth! — Ich werde eine Gegenmine springen lassen. Auf den Fall, daß sie fehlschlagen sollte, müssen wir nach Frankreich entfliehen. Meine Juwelen werden uns Mittel geben, uns so lange dort zu erhalten, bis wir uns mit dem Vater wieder versöhnt haben.

„Ich hoffe, daß Du Nachts 12 Uhr einen verschlossenen Wagen im Wäldchen hinter der Villa halten läßt. Romeo wird mir eine Strickleiter besorgen, um von dem Balcon hinunter in seine Arme steigen zu können. Es wird nicht zu diesem Aeußersten kommen, da ich das Mittel besitze, Alfred zu entlarven. Doch thut man wohl, sich vorzusehen. Bist Du mein Romeo, treu und tapfer, so liebt Dich

Deine Julie."

Dingler war über den Inhalt dieser Zeilen bis zum Tode erschrocken. Alle Farbe war aus seinem Gesichte gewichen. Die wilde Elisabeth hatte es offenbar auf eine Degenklingenprobe abgesehen. Sie wollte seinen Muth bewährt sehen. Dingler würde schwerlich diese Probe bestanden haben, wär' nicht noch ein wenig Turnernachhalt und jenaisches Burschenritterthum mit der nöthigen Abenteuerlichkeit in seinem Blute gewesen. Sein Charakter hatte allerdings in der unaufhörlichen Behutsamkeit des Redactionswesens einige Rostflecke der Feigheit angesetzt; doch war er noch elastisch genug, um in dieses Abenteuer einzugehen.

Als er gegen Abend mit Alfred in die Villa kam und Elisabeth an ihm mit der Frage vorüberstrich: „Alles in Ordnung?" konnte er zu seinem großen Glücke darauf mit „Ja!" antworten. Es wäre auch außerdem um die Liebe Elisabeth's geschehen gewesen.

Auf Allgeier's Villa war die vornehmste Welt aus der Stadt und Umgegend versammelt; denn der Geburtstag Herrn Allgeier's wurde dort alljährlich mit verschwenderischem Aufwande begangen.

So stolz Allgeier auf sein Bürgerthum war, doch hatte er die kleine Schwäche, darauf zu sehen, daß es bei den Festen, welche er gab, nicht an glänzenden Offizieruniformen und allerlei Ordensträgern fehlte. Er wäre vielleicht von dieser Eitelkeit geheilt worden, hätte ihn ein Freund darauf aufmerksam gemacht, daß er sie mit reichgewordenen Juden theilte.

Heute war er besonders aufgeräumt; hatte sich doch sogar ein hoher Diplomat aus dem Nachbarstaate bei seinem Feste eingefunden, scheinbar zufällig, doch im geheimen Auf-

trage seiner Regierung, bei den drückenden Censurverhältnissen, welchen die Unparteiische Zeitung unterworfen worden war, sie mit allen damit verbundenen finanziellen Vortheilen hinüberzuziehen.

Die Gesellschaft genoß den Thee im Garten, welcher doppelt blühte mit den buntesten Blumen und den geputztesten Frauen und Fräulein.

So war die Abenddämmerung herangekommen. Alfred und Dingler hatten sich in ihr Ankleidezimmer zurückgezogen, um sich in ihre Romeocostumes zu werfen; denn die beiden jungen Damen des Hauses waren, wie ihnen gemeldet worden war, beinahe fertig, wenn anders je ein Toilettenmeisterwerk vollendet werden kann.

Bereits hatten auch der Kapellmeister und die Musiker hinter der kleinen Bühne ihre Stellen eingenommen, als die Gesellschaft aus dem Garten von Allgeier in den Saal heraufgeführt wurde.

Auf ein Zeichen, welches Joulin mit Zusammenschlagen der Hände gab, erhob sich die Musik.

Joulin hatte die kleine Bühne so eingerichtet, daß die Thüre des Nebenzimmers, welche hinter einem Vorhange von der Scene aus verborgen war, damit in Verbindung stand. Dort sollten die Darsteller sich treffen. Joulin war von der Aufstellung der Bilder und den Anordnungen bald hier, bald dort so eingenommen, daß er weder sah noch hörte.

Als seine Figuren immer noch nicht zur Thüre herauskommen wollten, sprang er hinein und rief mit athemloser Stimme: „Meine Damen, meine Herren, um Gottes Willen, die Musik geht zu Ende; wir sind verloren! Alle zu Grunde gerichtet!“

Joulin hatte sich mit besonderer Bestimmtheit ausgesprochen, daß Alfred und Elisabeth die eine, und Dingler mit Luise die andere Gruppe darstellen müßten.

Um so mehr wunderte sich Alfred, als ihn in diesem entscheidenden Augenblicke Elisabeth, wo er ihr den Arm bieten wollte, heftig zurückstieß und ihm zuflüsterte: „Wie unterstehen Sie sich, den elektrischen Fisch nur anzurühren? Dort blüht Ihre Centifolie! — Hierher, lieber Dingler, zu mir! wenn Sie sich der armen Datura erbarmen wollen!“

Alfred wollte das Blut im Herzen gefrieren, er sah sich verrathen. Es war aber jetzt keine Zeit zu Entschuldigungen, sie waren auch überflüssig, denn schon war Elisabeth mit Dingler Arm in Arm hinaus auf die Scene in den ersten Rahmen und mit ihm nach Joulin's Vorschrift zum Bilde: „Romeo's Kommen“ zusammengetreten; Alfred und Luisen blieb Nichts übrig, als drüben im zweiten Rahmen sich zu: „Romeo's Gehen“ — denn so hatte Joulin beide Bilder benannt — so gut als möglich zu gruppiren.

Joulin flog, wie ein Irrlicht, hin und her; seine Augen sahen nur noch die Costumes, wie konnte der Künstler an die Personen denken! — Mit einer Trompetenfanfare flog der Vorhang in die Höhe und ein „Hah“ der Ueberraschung ging durch den Saal. Sie sollte noch größer werden, denn Allgeier hob sein Brillenfutteral, aus welchem er die Gläser eben nehmen wollte, wie einen Commandostab, in die Höhe und rief: „Wohl den Aeltern, die Freude an ihren Kindern erleben! Meine hochverehrten Herren und Damen, ich mache Ihnen die Verlobung meiner Töchter, meiner beiden Lilly's, mit Alfred und meinem lieben Dingler bekannt

und gebe Ihnen Gelegenheit, den jungen Paaren Glück zu wünschen."

Joulin war der Erste, der in die Scene hereinsprang, er wollte sprechen, jedoch vergebens, er war zu einer Salzsäule erstarrt; er sah den schrecklichen plastischen Irrthum, ohne ihn ändern zu können.

Aber schon flogen die Damen der Gesellschaft glückwünschend die Stufen herauf und umringten die glücklichen Paare. Im Triumph führten sie die Verlobten herunter. Alfred und Louise lagen zuerst am Herzen des gütigen Vaters.

„Was? Was?" rief Allgeier, „du Alfred, und du Louise? Hm! Hm!"

Er schlug jetzt in innerster Verzweiflung die Augen auf; hinter dem ersten Paare stand das zweite — Dingler und Elisabeth, welche ihren Vater lustig ansah und ihm mit den Worten zunickte: „Das hatte ich arrangirt, guter Papa!"

„So! So! Ja, Ja! Freilich!" —

„Immer unser humoristischer, genialer Freund," rief der nachbarstaatliche Diplomat und schüttelte ihm die Hand, in der Art vom Jahre 30.

„Ja, man sieht gleich," rief ein alter Lebemann mit Majorsepaulettes, „wer mit romantischen Büchern zu thun hat!"

Elisabeth lag jetzt am Herzen ihres Vaters und flüsterte: „Deine Kinder sind glücklich, lieber Vater! und nicht wahr, ich brauche nicht mit Dingler nach Paris zu fliehen? Laß' unsere Heimath hier sein bei dir!" —

Allgeier war gerührt. „Gott segne Euch, meine Kinder!" mit diesen Worten fiel ein Stein von seinem Herzen. „Gott segne meinen Verlag und verdamme die Verlegenhei-

ten mit der ganzen romantischen Schule!" setzte er bei sich hinzu.

Dann wandte er sich zur Gesellschaft und sagte etwas gezwungen heiter, doch laut genug, um von Allen verstanden zu werden: „Die Abendtafel erwartet uns, darf ich die Herren bitten, sich ihre Tischnachbarinnen zu wählen?"

Zugleich wandte er sich an die Fürstin von Dittershofen, welche bei ihm „Christliche Betrachtungen einer Dame von Stand" in Verlag gebracht hatte, bot ihr mit ziemlichem Cavalieranstand den Arm und eröffnete mit ihr den Zug nach dem Speisesaale.

Hinter ihm folgten Dingler mit Elisabeth, welche ihm unterwegs zwischen zwei Thüren in das Ohr flüsterte: „So hätte ich, wie einst Charlotte Stieglitz zu ihrem Heinrich, jetzt mit größerem Rechte zu dir sagen können: „Halte dich heute zu mir, es ist mir, als würde mir ein guter Gedanke einfallen!"

„Ich könnte," nahm Bernhard das Wort, „keine bessere Gelegenheit finden, Euch, meinen Brüdern, anzukündigen, daß auch ich mich verlobt habe. Ihr habt zuerst die Idee in mir geweckt, daß meine geheimnißvolle Unbekannte vielleicht nicht im Glanze des Hofes, vielmehr in einem bescheidenen Stübchen, wie Egmont es gern besuchte, zu finden sei. Schon seit Jahren liebte ich sie, ohne es mir selbst eingestanden zu haben; meine Braut ist die Tochter des verstorbenen Organisten in meinem Geburtsorte. Das Granatohrgehänge im linken Ohre mit dem Herzchen, worin ein Steinchen fehlt, wie Ihr wißt, hat sie mir verrathen."

„Die Gläser gefüllt!" rief der Abt, „und wie heißt dein

ſchöne Braut?“ Bernhard flüſterte ihm den Namen zu. Jetzt erhob der Abt das Glas, und im vollen Becherklang hallte es, daß der Saal dröhnte:

„Bernhard und Roſalinde Fingerlein hoch!“

Ehe noch die Geſellſchaft jubelnd aufbrach, theilte Bernhard ſeinem Freunde Benedict mit, daß er von der Gräfin Steinfelden, welche nunmehr ihr Palais bezogen, die Erlaubniß erhalten habe, ihn künftigen Abend in ihren Salon einzuführen. Benedict nahm das Anerbieten ſehr gern an. So ſchieden ſie von einander.

Der Vorleſer.

Bei dem einbrechenden Abende war das Palais der Gräfin von Steinfelden, welches uns bekannt iſt, glänzend erleuchtet. Im Saale war eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt; es war in ihr mehr die excluſive Bildung, als der Hof- und Beamtenadel vertreten, welcher zu jener Zeit Etwas darin ſuchte, die deutſche Bildung und ihre Vertreter von ſich abzuſchließen. Die Zugvögel des hohen Adels aus der Fremde, welche zuweilen auf längere Zeit in dem ſchönen Dresden verweilen, hatten weniger perſönliche Rückſicht zu nehmen, und ſuchten wenigſtens die Langeweile dadurch zu verſcheuchen, daß ſie Leute der Wiſſenſchaft und Kunſt, welche einen Ruf im Auslande hatten, zur Ergötzung der Geſellſchaft, und wenn auch nur als Tafelaufſätze verbrauchten. Heute hatte die Gräfin den Hofrath Doctor

Zindel vermocht, in ihrem Salon ein Shakſpeare'ſches Drama vorzuleſen.

Zindel gehörte zu der Schule der ironiſchen Romantiker, welche darauf ausgingen, ſich in einem ariſtokratiſchen Daſein zum Selbſtgenuſſe zu bringen.

Dazu bedurften ſie einer ergebenen Gemeinde, welche bereit war, ſie mit einem perſönlichen Cultus zu umgeben. Dieſe Ausſtellung der eigenen Perſon zur Verehrung hätte aber ihre großen Unbequemlichkeiten gehabt, wenn ſo ein romantiſches Genie aus eigenen Mitteln ſeine Transfiguration hätte beſtreiten müſſen. Die Romantiker hatten ſich vergebens bemüht, den Kranz der dramatiſchen Poeſie zu erringen. Da ſie es nicht mit den eigenen Kräften vermochten, Leſſing, Goethe und Schiller zu überbieten, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zur Ueberſetzung der dramatiſchen Meiſterwerke fremder Nationen, welche ihnen meiſterhaft gelang. Sie bürgerten Shakeſpeare und Calderon auf der deutſchen Bühne ein und gaben ihr für die nationale eine literaturhiſtoriſche Bedeutung, warfen ſie aber, freilich wider Willen, den Fabriküberſetzern franzöſiſcher Bluetten in die Arme. So war die Bühne zu Grunde gerichtet; aber aus ihren Ruinen gewannen ſie Steine zur Erbauung ihrer eigenen Kapellen. Wenn eine Kunſt zu Grunde geht, drängt ſich eine Afterkunſt an ihre Stelle, wie wir dies in der Muſik in den Concerten der Pianiſten ſahen, welche vor Kurzem die vornehme Welt bis zur Verzückung elektriſirten. Ein ähnliches Virtuoſenthum hatte Hofrath Zindel für die dramatiſche Poeſie im Vorleſen dramatiſcher Werke entdeckt und ausgebildet. Das Kunſtſtück beſtand darin, daß er die Töne ſeiner Stimme in ſo viele Nuancen zerlegte, als Perſonen in einem Stücke auftraten, und einer jeden den

Antheil davon gab, welcher für sie paßte, indem er das Thema der Grundstimmung eines bestimmten Charakters hervorhob, dagegen die Nuancen desselben, welche die ganze Energie des darstellenden Künstlers verlangen, unterordnete. Er kehrte daher die Kunst der Darstellung um; denn der darstellende Künstler soll in seinem Vortrage das Grundthema seiner Rolle nur ahnen, es jedoch nur in den Variationen desselben wiedergeben. Bei diesem Kunstvorlesen werden jedoch die Rollen wechselseitig dazu gebraucht, Licht und Schatten in den Vortrag zu bringen, welche bei der Darstellung auf der Bühne jeder einzelne Charakter für sich haben soll.

Doch hatte Zindel seinen Zweck erreicht. Er war als Vorleser berühmt, vornehm und alt geworden; denn die vornehme Welt liebt nie die Kunst, sondern nur die Künstelei, welche allein Mode werden kann.

Noch immer wurde Hofrath Zindel zu ästhetischen Gesellschaften der vornehmen Welt eingeladen, und von schönen, jungen Damen ließ er sich gern zum Vorlesen eines älteren Drama's bewegen.

Er las an diesem Abende besonders gut. Sein Sprechorgan, welches er auf das Sorgfältigste ausgebildet hatte, konnte er nicht sowohl, wie ein musikalisches Instrument, als vielmehr, wie ein ganzes Orchester gebrauchen. Er trug hier den Sturm von Shakespeare vor. Bald schien seine Stimme, wie ein melancholischer Bach, trübsinnig murmelnd zwischen herunterhängendem Weidengebüsche dahinzuziehen, bald, wie ein scherzender Ariel, in den Lüften zu klingen, bald zu grollen, wie das tiefinnere Kochen des Meeres im Sturme, dann alle die verschiedensten Töne zusammenzupressen zu dem Ausdrucke der Bestialität in Kaliban, und

sie wieder auseinanderplatzen zu lassen zum Matrosengelächter des Trinkulo, und dann wieder zu dem süßesten Geplauder der Liebenden zu verschmelzen.

So zahlreich die Gesellschaft im Salon war, so schien sie doch nur eine einzige Seele zu sein, in welcher der Vorleser, wie in einem ruhigen Teiche, sein verklärtes Genie sich abspiegeln ließ.

Dem Vorleser zunächst saß der Kammerjunker von Blasewitz mit der Brille vor den kurzsichtigen Augen, der treueste Anhänger des Meisters, welcher unter der Redaction desselben italienische Novellen übersetzte und selbst lüsterne Taschenbucherzählungen schrieb. Er war darauf abgerichtet, Hofrath Zindel in den gelesensten Blättern Weihrauch und jedem aufkeimenden Talente Assa foetida zu streuen.

Nannten ihn Spötterzungen Zindel's Blasebalg, so konnte man seinen Nachbar, den Doctor Nebelheim, für den Schlagschatten ansehen, welchen der alte, große Goethe bei seinem Tode mit in das Grab zu nehmen vergessen haben mochte. Bis in die kleinste Nuance, gab er in wechselnden Zerrbildern seinen großen Vorgänger, welcher ihm die Existenz gegeben hatte, wieder.

Hinter ihm in der Ecke saß der alte Collegienrath de Lisboa, treuherzig und ehrlich, wie die Volksballade, mit dem ewigen Refrain: „Ach, ein kreuzbraver Mann!" Er war jedoch im Innern ebenso unglücklich, wie die meisten Menschen dieser Zeit. War bei Nebelheim Alles Schein ohne Sein, so war bei Lisboa Alles Sein ohne Schein. Für die ewig lebendige Welt der Ideale in sich hatte er nicht das geringste Wort, nicht das kleinste Zeichen, ihr einen Ausdruck zu geben. Die Seele einer Lerche war hier

in das Gehäuse einer Schildkröte gebannt. Seit dreißig Jahren arbeitete er an einer Tragödie: „Inez de Castro," ohne nur eine Scene abschließen zu können. Zerreiße eine Tragödie in kleine Stücke, wirf sie durcheinander, so hast du ein Bild von seinem Innern. Er fehlte nie bei den Vorlesungen des Hofraths, denn sie gaben ihm den Eindruck von dem Ausdruck, welcher ihm fehlte.

Vor Benedict Ivo von Ivenhof zerrann die ganze Gesellschaft zu einer leuchtenden Nebelwolke um die Sonne der Gräfin Elisabeth von Steinfelden, welche immer noch wunderschöne Momente hatte, obschon ihre erste Jugendblüthe abgestreift war. Ihre schlanke, hohe Gestalt ruhte auf der rothblüschenen Ottomane, ihr Arm auf dem Rollenkissen, von welchem große Goldtroddeln bis zum parquettirten Fußboden hinunterhingen. Ihr reiches, blondes Haar quoll in vollen Locken unter dem phantastischen Barette vor, von welchem sich eine große, weiße Feder auf die schöngeformte Schulter herunterſenkte. Sie trug ein grausammetnes Gewand mit kurzen Aermeln, und um das Handgelenk und um den schlanken Hals den Opalenschmuck. Während sich Benedict immer mehr in die heimliche Betrachtung dieser schönen Gestalt versenkt hatte, schloß die Vorlesung.

Die Gesellschaft drängte sich zu dem Lesepultchen des Hofraths, welcher hier den Tribut der Lobeserhebungen und den Dank für die Vorlesung ironisch lächelnd in Empfang nahm. Der Kammerjunker declamirte im Tone des Vorlesers zu wiederholten Malen Kaliban's Worte: „Ich will den Fuß dir küssen! Bitte, sei mein Gott!" und alle fanden diese Sentenz riesengroß und anwendbar auf den Hofrath

selbst, um dessen Mund sich die Schlängelchen des Spottes durcheinander ringelten.

Es wurden Erfrischungen herumgegeben, welche die Gesellschaft in verschiedene Gruppen theilten. Hofrath Zindel blieb mit dem Kammerjunker von Blasewitz allein. „So ist das Publikum!“ flüsterte dieser, „kaum daß Sie und der große Britte eine Stunde lang es gefesselt haben, stürzt es auch schon wieder in seine Alltäglichkeit zurück!“ Zindel zuckte mit der linken Schulter und schlug das Buch zu.

Unterdessen war Benedict mit der Wirthin in das Gespräch gekommen. „Daß ich Sie, meine Gnädige,“ flüsterte er, „wiedersehen darf, läßt mich meinem guten Sterne von Neuem vertrauen.“

„Sie müssen mir Nachsicht schenken,“ versetzte die Gräfin, „daß ich mich nicht gleich erinnern kann, ob und wo Sie mir schon begegnet sind.“

„Ich sah Sie zuerst,“ erwiderte Benedict, „in einer abgeschlossenen, grünen Einsamkeit unter einem blühenden Fliederstrauche vor einer Crystallkugel mit Goldfischen.“

Die Gräfin erbleichte ein wenig und entgegnete leise: „Welches Räthsel geben Sie mir auf? Wollen Sie es lösen?“

„Vielleicht, meine Gnädige!“

„Jeden Freitag Abends empfange ich hier meine Freunde und Bekannte, und es kommt nur auf Sie, lieber Baron, an, ob Sie sich dazu rechnen mögen.“

Das Gespräch wurde durch die aufbrechende Gesellschaft unterbrochen. Benedict empfahl sich und kehrte traumtrunken in sein Quartier zurück.

Er hatte sich nun völlig überzeugt, daß die Gräfin die Nichte des alten Generals, des Gemahls Victorinens war!

Das Bild seiner ersten Jugend brannte wieder glühend warm in seiner Seele. Bald nahm er sich vor, es ganz aus seinem Herzen zu tilgen und sich vorzustellen, daß sie schon längst todt sei oder nie gelebt habe; bald faßte er wieder den Vorsatz, sich bei der Gräfin nach ihr zu erkundigen, dann aber wieder Alles dem Zufalle zu überlassen.

Mit dem unsichtbar machenden Hexenspruch:

„Um mich Nacht und vor mir Tag!"

führt der Erzähler den Leser wieder zurück zu der Gräfin von Steinfelden, nachdem die Gesellschaft sich entfernt und sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen hat.

Vor dem flammenden Kamine steht der hohe, breite Schirm, auf welchem der Räuber von Lessing in bunter Wolle gestickt ist. Wir ducken uns dahinter und schauen zuweilen lauschend vor.

Der Boden ist mit einem dichten, russischen Teppiche belegt, daß es uns vorkommen kann, als ständen wir auf weichem Moose; im Zwischenraume der Doppelfenster uns gegenüber sehen wir in ein kleines Gewächshaus voll immergrüner und blühender indischer Pflanzen, deren saftige Blätter sich von der Astrallampe auf dem runden Mahagonitische einen matten Dämmerschein stehlen. Hinter dem Tische auf dem mit rothem Saffian beschlagenen Divan ruht halb liegend, halb sitzend die Gräfin. Sie hat die Augen auf ein Oelgemälde gerichtet, welches an der Wand, der schmalen Seite des Divans gegenüber, im goldenen Rahmen hängt und sie selbst in der ersten Blüthe ihrer Jugend vorstellt.

Anna, ihr Gesellschaftsfräulein, sitzt in einem Armstuhle

und lauscht über ihre Stickerei herüber zuweilen auf den Blick ihrer Herrin. Um Elisabeth's feinen Mund spielt ein wehmüthiger, bitterer Zug. Jetzt bewegen sich ihre Lippen und sie spricht leise für sich selbst: „Wohin ist das heitere, sechszehnjährige Mädchen gekommen, das ich hier im Bilde sehe? Ist es mir doch, als hätte ich es gekannt! Oder soll ich lieber fragen, wohin ist ihre Heiterkeit, ihre Unschuld? Ist es möglich, daß der Inhalt des wirklichen Lebens so ganz verschwinden und der Mensch noch leben kann? Anna, mache morgen einen Vorhang vor dieses Bild!

„Doch warum hasse ich dieses Bild der Jugend und Unschuld?“ fuhr Elisabeth bei sich zu sprechen fort, „jenes Mädchen war ich selbst, ich bin jetzt eine Andere! Und doch schlummerte unter diesen Rosen der Freude und des Friedens — die Lust und der Hochmuth, welcher grauenvoll ruhig den Mann der Liebe verstieß, den Mann, der doch treu, wenn auch wild, unbändig, doch ein Mann ganz und gar war und einen Himmel voll Liebe in sich trug, — unter diesen Lilien der Milde und Weichheit schlummerte der Wahnsinn, der das Pfand dieser Liebe weit von sich schleuderte in die dunkle Nacht! Nun ist mir Nichts geblieben, als die Reue, die bodenlose Reue und die Sehnsucht nach Dem, was ich auf immer verloren habe.“

In ihr rief jetzt eine herzzerschneidende Stimme: „Mutter! Mutter! Wo ist dein Kind?“ — Sie verhüllte sich schluchzend das Gesicht; Anna, welche an solche Ausbrüche des Gemüthsleidens ihrer Herrin gewöhnt war, kniete leise mitweinend zu ihren Füßen.

Nach einer Weile hatte sich die Leidende wieder gefaßt.

„Laß' es gut sein, liebe Anna," flüsterte sie, „der junge, fremde Baron Benedict Ivo von Ivenhof, welcher mich früher gekannt zu haben scheint, hat bei seinem Abschiede an diesem Abende mir ein Räthsel aufgegeben, das mich unruhig macht."

„Man sah es ihm gleich an," versetzte die schöndienende Anna, „daß er der guten Gesellschaft angehörte."

„Ach, die sogenannte gute Gesellschaft!" entgegnete die Gräfin, „als wenn man in ihr interessante Menschen kennen lernte, Männer schon gar nicht. Sie kommt mir immer mehr vor, wie der Hefenschaum, den ein gährendes Getränk in zarter, weißer Milch von sich stößt. Wir wissen uns viel mit dem Anstande, welcher unserer Kaste eigen sein soll, als wenn er weiter ginge, als der Tanzmeister und unsere eigene Selbstgenügsamkeit uns gelehrt hat, und ihre Bildung, als wenn sie über das bischen schlechte Französisch der Gouvernante und einige Fingerübungen auf dem Clavier hinausginge! Um uns einigermaßen darstellen zu können, hat man allerdings das kluge Mittel gefunden, das alle unsere Bornirtheiten erträglich erscheinen läßt: man hat von vornherein es für unanständig erklärt, Geist und Bildung und überhaupt eine eigene Natur zu verrathen. Wir sind so weit gekommen, daß wir eine gute Gesellschaft ohne „ennui" für gemein halten. Der Geist Gottes ist von uns gewichen, wir sind alt, reif, überreif geworden!"

„Sollten aber," versetzte die bescheidene Anna, „nicht alle diese Formen, in welchen sich die Gesellschaft bewegt, erfunden sein" —

„Um sie aus sich selbst zu ergänzen," fing die Gräfin das Wort auf, „und jedes Lebenselement abzuhalten. Mein

Gott, was sollten wir mit einem genialen Menschen anfangen, der sich treu bleiben wollte? Unsere Lakaiennatur sucht das, was ihr gleicht. Ich hatte das zweifelhafte Glück, die Gesellschaft der Unseren in den ersten Residenzstädten Deutschlands kennen zu lernen, und überall fand ich denselben, mehr oder minder versteckten Haß gegen alles Große und Schöne unserer Tage. Wie kann da viel Heil herauskommen? denn die erzürnte Pallas Athene trägt die Schlange der Gorgo auf dem Schilde und den vernichtenden Speer. — Ich werde mythologisch, seit ich in Berlin die Sitzungen der Akademie besucht habe!"

„Das verstehe ich nicht," erwiederte Anna, „und glaube gern meiner gnädigen Gebieterin."

„In dir," versetzte die Gräfin, „steckt eine ganze Schachtel voll Hofmarschälle; du hättest einen guten Gesellschafter für meinen Oheim, den verstorbenen General, abgegeben, der seine Carriere bis zur Schlacht von Jena machte. Er konnte es lange nicht verschmerzen, daß später die sogenannten Demagogen an die Spitze der Geschäfte kamen und das Vaterland retteten. Ich befürchte immer, daß er und der Gesandte viel mit dazu beigetragen haben, nach dem Frieden diese Männer vom Hofe und aus dem Staatsdienste wieder zu entfernen, und den Geist der Jugend zu zertreten."

Der alte Kastellan, unser Kaspar, trat jetzt unbemerkt herein. Mit verklärten Augen hing er an dem Gesichte der gnädigen Gräfin, die er ja von Jugend auf geliebt hatte. Er machte sich endlich durch ein leises Hüsteln bemerkbar.

„Was bringst du, Kaspar?" fragte die Gräfin.

„Unser Rechtsconsulent, Doctor Bernhard, ist hier und

fragt an: ob er noch heute eine wichtige Nachricht mittheilen dürfe, oder morgen damit wieder anfragen."

„Er möchte sogleich kommen!" rief die Gräfin.

Bernhard trat ein; auf einen Wink der Gräfin zog sich Anna in das Nebenzimmer zurück. „Sie bringen mir Nachricht?" fragte sie aufgeregt, „und Hoffnung?"

„Vielleicht," versetzte Bernhard, „nur einen Einfall, der mir in den Sinn kam, als ich vorhin die gnädige Comtesse verlassen hatte."

„Es ahnet doch Niemand den Auftrag, welchen Sie von mir haben?"

„Keine Seele! wir Sachwalter sind verschwiegen, wie der Tod."

„Ich verlasse mich ganz auf Ihr Zartgefühl!"

„Ich habe," fuhr Bernhard fort, „die Spur jenes Mannes mit dem Kinde von dem Dorfe bei Karlsbad aus bis hierher verfolgen können; hier ist er in keinem Gasthofe abgestiegen; wo? ist nicht ausfindig zu machen. So viel ist gewiß, daß er von hier ohne Kind wieder abgereist ist. Dieses ist mithin hier zu suchen. Vor Kurzem entdeckt mir ein Freund seine Liebe zu einem geheimnißvollen Mädchen, welches bei einer Kartenschlägerin, Sibylle Knauthain, erzogen wird."

„Wenn es das meine wäre! Es muß jetzt sechzehn Jahre alt sein! Gottes Segen über Sie, wenn Sie mir meine verlorene Ruhe, mein Glück wieder schenken könnten!"

„Jenes Mädchen aber," fuhr Bernhard fort, „scheint einen Bruder zu haben, welcher ein Maler ist."

„Sie ist es nicht!" versetzte tonlos die Gräfin und sank erbleichend zurück.

„Geben wir nicht alle Hoffnung auf!" entgegnete Bern-

hard. „Vielleicht entschlösse sich der junge Maler, für Sie ein Bild zu malen. Ich könnte ihn ja durch Johannes hierher bestellen. Bei dieser Gelegenheit könnten Sie ihn aushorchen! Man darf jetzt am Allerwenigsten vielleicht fruchtlose Mühe scheuen."

„Ich will mir das noch überlegen!" versetzte die Gräfin, „doch danke ich Ihnen für die Mittheilung. Können Sie mir sagen, wo die Alte wohnt?"

Bernhard nannte ihr die Adresse, und verabschiedete sich.

Die Gräfin blieb allein mit dem Vorsatze, die Kartenschlägerin am nächsten Morgen selbst aufzusuchen.

Frau Sibylle Knauthain.

Frau Sibylle Knauthain wohnte in der Feldgasse in einem hinweggeschobenen Winkel der Stadt in einem kleinen, verschollenen Gartenhause. Sie schlug, wie wir wissen, für Geld die Karten und heilte auch unter der Hand alle Gebrechen, an welchen die Kunst der Aerzte gescheitert war, durch Besprechung. Doch nur ungern und nur, wenn sie sich auf Verschwiegenheit verlassen konnte, versuchte sie ihr Glück als Heilkünstlerin. Sie konnte es nicht verwinden, daß die ärztliche Zunft, freilich nur aus uneigennütziger Fürsorge für das leidende Publikum, ihr vor einigen Jahren vierzehn Tage Polizeiarrest ausgewirkt hatte.

Freilich erweckte ihr Aussehen nicht viel Zutrauen. Sie war eine kleine, verbogene, hagere Figur, die Haut ihres Gesichts war so straff über die Knochen gespannt, daß man wenigstens an Runzeln nicht ihr Alter hätte bemerken können; ihre kleinen, grauen Augen hatten ein so lebhaftes Feuer, daß sie Funken zu sprühen schienen. Eine weiße Backenhaube bedeckte ihr Haar so ängstlich, daß davon keine Spur zu sehen war; im Uebrigen war sie schwarz gekleidet.

Sie war äußerst sauber; mit der Weiße des leinenen

Taschentüchelchens, welches sie gewöhnlich in der Hand trug, wetteiferte diese selbst.

Ebenso reinlich war Alles in ihrem Stübchen; Nachts um elf Uhr, wo sie von Niemand gestört werden mochte, ging sie an das Fegen und Scheuern, welches gewöhnlich bis zum anbrechenden Morgen dauerte. Da sie in der Nacht selten, zumal bei zunehmendem Monde, schlafen konnte, so war dies ihr Zeitvertreib in den langen Nächten.

Das Rascheln des Sandes und der Bürste machte auf sie ohngefähr denselben Eindruck, welchen anhaltendes Geräusch auf Singvögel macht; wie diese dabei zu singen beginnen, so fing ebenso ihre Phantasie zu klingen und zu bildern an! — Wunderliche Geschichten kamen ihr vor.

An den Fenstern der Stube zog sie narkotisch riechende Gewächse: Baldrian, Rosmarin, Muscatblatt, Nachtschatten und ähnliche Pflanzen.

Ein großer, thönerner Ofen mit kleinen, vertieften, grünen Kacheln nahm die eine Ecke der Stube ein, darüber hing am eisernen Haken eine schwebende Decke aus zusammengestoßenen Bretern, auf welcher ein kleiner Kapuzineraffe, ein Rabe und einige sprechende Staare ihren Aufenthalt hatten. Unter dem Gestelle des Ofens befand sich ein abgerichtetes Meerschweinchen, welches sie bei dem Kartenschlagen gebrauchte.

Die Schicksalslinien der Menschen, behauptete sie, seien oft so verwirrt, daß höchstens ihr Schweinchen daraus klug werden könne. Zuweilen verriethen aber auch ihre Thiere eine so große Abneigung gegen manche Personen, daß weder Schweinchen, noch Affe oder Rabe sich mit ihnen einlassen wollten.

An den Wänden umher hingen allerlei Köpfe und Fi-

guren, theils mit Kreide gezeichnet, theils getuſcht, theils in Oel gemalt nach Originalgemälden auf der königlichen Gemäldegallerie. Dieſe waren Studien von Cecil, welcher in demſelben Hauſe im Oberſtübchen wohnte. Er war vor einigen Jahren mit einem Empfehlungsbriefe von ihrer Schweſter Sohn, Heinrich Wildſpur, aus Hamburg gekommen, um hier die Malerei zu lernen. Sibylle hatte ihn ſeitdem, wie ihr eigenes Kind, gewartet und gepflegt; ein ſolches war er damals noch und glich faſt noch jetzt mehr einem Knaben von zwölf Jahren, obſchon er bereits ſechszehn Jahre alt war. Sein zartes, feines Geſicht mit der ſanften Röthe der Wangen, welche leicht in Purpur anflog, mit den großen, braunen Augen, deren ſchüchterner Blick ſich gern mit den Augenwimpern verhüllte, mit der ſcharfgeſchnittenen, zierlichen Naſe und dem faſt zu mädchenhaften Munde gewann leicht alle Herzen. Er trug, wie damals die angehenden Rafaele gewohnt waren, die Haare geſcheitelt und ließ die dunkelblonden Locken frei um die Schultern wallen. Cecil hatte keine hohe Kunſtrichtung, er wollte nur ein Portraitmaler werden, wozu er einiges Talent hatte.

Da er von ſeinem Vater, welcher nach Amerika ausgewandert war, durch einen Hamburger Banquier von Zeit zu Zeit hinlängliche Unterſtützung erhielt, ſo ging es ihm in ſeiner fröhlichen Jugend gut. Er hielt viel auf ſchöne Kleider und hatte eine ziemliche Auswahl von ſammetnen Leibröcken und Mützen.

Sibylle hatte eine große Gewalt über ihn, er mußte Abends immer zu Hauſe bleiben. Es ſchien ihm dieſer Zwang auch nicht ſchwer zu fallen, denn er wußte ſich mit tauſend kleinen Beſchäftigungen die Zeit zu verkürzen. Cecil

hatte auch fast gar keine Bekanntschaften, zumal Sibylle die Gewohnheit hatte, Jeden, welcher an der Hausthüre nach Cecil fragte, kurz abzuweisen. Wir wissen, daß selbst Johannes, der innigste Freund Cecil's, keinen Zutritt erlangen konnte.

Ehe er früh Morgens zu seinem Lehrer ging, trank er in der Unterstube mit Sibylle den Kaffee.

Auch heute saß der junge Maler wieder dort und plauderte nach dem Frühstücke mit den beiden Staaren; [illegible] er vom Ofen zu sich heruntergelockt hatte. Er kniete mehr in dem breiten Armstuhle, als daß er saß, und gab den kleinen, schwarzen Schülern Unterricht im Sprechen.

„Wie heißt du?"

„David! David!"

„Und du?"

„Wie du! Wie du!"

„Habt Ihr Euch lieb?"

„Lieb, lieb!" schrieen die Vögel und schnäbelten sich. Cecil wollte sich zum hundertsten Male darüber zu Tode lachen.

Jetzt kam Sibylle, welche auf dem Boden gewesen war und nach dem Wetter gesehen hatte, in die Stube zurück und sprach halb schmollend, halb freundlich: „Du wirst die armen Vögelchen noch um ihr Bischen aufrichtigen Verstand bringen, prophezeien können sie so nicht mehr."

Cecil sprang vom Stuhle auf, setzte sein Barett auf, nahm die Mappe unter den Arm und rief: „Nur noch einen Walzer zum Abschiede!" Zugleich fing er ein lustiges Liedchen zu trällern an und drehte sich im Kreise umher, es hüpften das Kapuzineräffchen und der Rabe vom Ofen herunter, das Meerschweinchen kroch unter dem Ofen her-

vor, und so waren alle Thiere, schreiend, kreischend, grunzend, pfeifend um ihn herum.

Sibylle wurde ernsthaft böse; sie schlug mit dem Fliederwisch nach Cecil, welcher zur Thüre hinausflog, und strafte die Thiere mit schrillenden Worten, bis sie sich verkrochen. So war es wieder still in der Stube. Sibylle wischte sorgsam ihre Brille ab, nahm ein Buch und las darin. Sie mochte aber nicht lange so gesessen haben, so klingelte es an der Hausthüre. Sie ging hinaus, öffnete und kam nach einer Weile mit einer hohen, verschleierten Dame herein. Es war die Gräfin von Steinfelden.

„Ich habe gehört," sagte diese im Hereintreten zu Sibylle, „daß Sie, meine liebe Frau, aus den Karten wahrsagen kann. Da ich nun wirklich ein wenig abergläubig bin, so würde Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mich einen Blick in die Zukunft thun lassen könnte."

„Es kommt Alles darauf an," versetzte Sibylle, „ob mein Thierchen heute bei Laune ist."

Die Gräfin verstand zwar nicht, was die Alte wollte, es kam ihr aber auch nicht darauf an. Sie hatte sich auf die Bitte, Platz zu nehmen, im Armstuhle niedergelassen.

Während Sibylle an ihr Geschäft ging, einen Kreis auf der Diele mit einer Kohle auffrischte, betrachtete die Gräfin die Zeichnungen und Gemälde an der Wand. „Das sind ja recht saubere Arbeiten!" sagte sie endlich zu Sibylle.

„Ein kleiner Anverwandter von mir," versetzte diese, „macht diese Sachen. Er will Maler werden und ist hier auf der Lehre bei dem Professor Schuber."

„Er kann mir," entgegnete die Gräfin, „einige seiner Sachen bringen, ich werde sie ihm gut bezahlen, recht gut;

denn was ich hier sehe, gefällt mir. Ich wohne in dem Palais links von dem .....n Schlage; er braucht nur nach der Gräfin von Steinfelden zu fragen, dann wird er schon berichtet werden."

„Ich will es ihm sagen!" versetzte kurzhin Sibylle, und fuhr in ihren Vorbereitungen fort.

Nach einer Pause fragte die Gräfin wieder: „So lebt Ihr beiden Leute hier allein im Hause, wie es scheint?"

„Wir vertreiben uns die Zeit," erwiderte ablenkend Sibylle, „so gut es geht. Nun bin ich im Stande, Sie dürfen aber jetzt nicht wieder sprechen."

Nachdem sie jetzt die Blätter einer deutschen Karte auf die Peripherie des Kreises gelegt hatte, rief sie: „Pascha! Pascha!" Auf diesen Ruf kam das Meerschweinchen unter dem Ofen hervor, und stellte sich ganz manierlich in die Mitte des Kreises. Es sah Sibylle mit seinen geschlitzten, schrägen Chinesenaugen so verständig an, daß es der Gräfin ein leichtes Grauen verursachte.

„Thu' deine Pflicht!" gebot Sibylle, und nun stieß das Schweinchen mit dem Rüssel bald hier, bald dort aus dem Kreise ein Kartenblatt heraus, während Sibylle ein jedes, wie es folgte, in ihre linke Hand legte. Als sie alle Blätter hatte, sagte sie: „Schönen Dank, Pascha!" streichelte das Schweinchen, und schickte es wieder unter den Ofen. Nun fragte sie: „Jakob, von Unten oder Oben?" „Von Oben!" rief vernehmlich der Rabe, welcher sich auf ihre Schulter gesetzt hatte.

„Peter, komm', komm', mein kleiner Peter!" rief sie jetzt, und mit einem Schwunge durch die Luft stand der kleine Kapuzineraffe auf dem Tische und legte die Karten auf. Wie er seine Arbeit verrichtet hatte, kletterte er wieder in

seinen vorigen Aufenthalt über dem Ofen zurück. Sibylle aber begann die Figuren der Karten auszulegen:

„Die Blätter deuten auf ein Haus, wo Sie Ihr Herz und Ihr Glück verloren haben; in diesen Tagen ist aber ein Herr zu Ihnen getreten, durch welchen Sie erfahren werden, was Sie zu erfahren suchen, durch ihn werden Sie das Verlorene doppelt wiederfinden."

In ähnlichen, ungewissen Reden fuhr sie noch lange fort; bald kam es der Gräfin vor, als müsse Sibylle von ihrem Schicksale etwas Genaueres wissen, bald wieder nicht. Endlich war die Alte fertig mit dem Worte: „Und nun bitte ich um einen Pfennig, denn ich darf Nichts umsonst thun, sonst vergeht mir der helle Blick."

Die Gräfin zog lächelnd die Börse und verließ wenig befriedigt, wenn auch aufgeregter die Kartenschlägerin.

„Ade! Ade! lieb! lieb!" riefen ihr die beiden Staare nach, und der Rabe zwischen durch: „Glück und Glas, wie bald bricht das!"

Oculi.

In der Zeit, in welcher diese Abenteuer vorfielen, war der energische Sinn so sehr aus dem Leben gewichen, daß nur noch theologische Streitsätze, oder eine Sängerin, Eisenbahnactien und Staatspapiere oder frische Austern das Thema der Unterhaltung abgaben. Doch begann sich in diesem grünen Schlamme ein neues, aber noch chaotisches Leben zu regen, welches aus der Lyrik der Kunst zuerst nach plastischen Gestalten auf der Leinwand des Malers oder auf der Bühne rang. Ein unbehagliches Gefühl, welches mit einem solchen Zustande verbunden ist, hatte heute auch die lustigen Benedictiner ergriffen. Die Lampe der Heiterkeit schien an diesem Abende völlig zu erlöschen. Diese Unlust hatte auch einen näheren Grund: der Abt war vor die Polizei geladen worden, um Auskunft über die Tendenz der Gesellschaft zu geben, indem man ihm dort merken ließ, daß man sie für politisch gefährlich erachte und sich vielleicht veranlaßt sehen werde, sie nach Analogie verschiedener geheimer Bundesbeschlüsse zu verbieten. Mitten in der trostlosesten Pause sagte Robert zu seinem Nachbar, der verkehrt auf dem Stuhle saß: „Du bist erst aus Italien, dem Lande der Banditen- und Liebesgeschichten zurückgekommen; hast du denn gar Nichts davon zu erzählen?“ — „Italien ist un-

ser Gegenpol," erwiderte Johannes; „so wie die Weltherrschaft sich fast immer an Italien oder Deutschland geknüpft hat. Diese Waagschalen sind zerbrochen; — was wird hernach kommen?" „Eine Novelle, eine Novelle!" riefen die Andern.

Die italienische Novelle.

Johannes fuhr fort:

„Jedes politisch zertretene Volk ist ein Treibhaus der Novellen; denn es kann nicht fehlen, daß alle die Massen von Leidenschaften, welche ein großes politisches Volksleben aufzehrt oder unschädlich macht, bei einem niedergehaltenen Volke in dem Einzelnen unerhörte Zerstörungen veranlassen müssen. Schlagt einem Baume die Krone ab, so werden viele unnütze Schößlinge am Stumpfe hervorbrechen: unterdrückt ein gebildetes Volk, so begünstigt Ihr — die Novellenpoesie. Das Leben eines solchen Volkes zu solcher Zeit gehört darum nicht sowohl der Geschichte, als vielmehr der Novellenpoesie an. Italien aber hat die besten Novellen, und täglich werden dort herzbrechende und lächerliche zugleich begonnen, verwoben oder fertig gemacht. Dort darf man nur die Augen aufmachen, einen kleinen Vorfall, der sich eben zeigt, bis in das Einzelne verfolgen, so wird man gar bald eine Novelle fertig haben. Eine solche will ich jetzt erzählen:

„Ich hatte mir in Rom in einem weitläufigen Hause unfern der Tiber und des ponte rotto ein Wohnzimmer gemiethet. Dort stand ich eines Morgens auf meinem Bal-

kone und sah mit unklaren Gefühlen dem Gewühle der Nachen und Marktschiffe auf dem Tiberstrome zu. Die tausend wechselnden Bilder, welche sich mir sowohl auf dem Strome, als auf der Gasse zeigten, fesselten meinen Blick immer mehr. Wie bald ein lärmender Trasteveriner mit seiner blauen Sammetjacke, den lustigen Hut auf der einen Seite, das Maulthier mit überhängenden Gemüsekörben vor sich hertreibt, braunrothe Gebirgsleute mit wilden Falkenblicken vorüberziehen, dort eine verblühte Sünderin im Namen der unbefleckten Jungfrau, hier eine zersprungene Glocke in der Hand eines Stummen um Almosen bittet, ja sogar die armen Seelen im Fegefeuer durch einen in der Sonnenhitze keuchenden Kapuziner um einige Bajocchi zur Linderung ihres höllischen Durstes aufschreien, das Alles zieht in meiner Seele jetzt noch einmal vorüber. Zu eben dieser Zeit war dort unter meinem Balkon ein alter Zitherspieler getreten, und hatte zu singen begonnen:

„Ahi, quanti palpiti,
Quanti sospiri,
Quanti deliri,
Feci per te!“

„O, welches Seufzen,
Ach, welches Sehnen,
O, so viel Wähnen
Quält mich um dich!“

Auf einmal hielt er im Gesange inne. Eine Menge Menschen wogte am Ufer herauf. Aus den heftigen Geberden und dem Schreien des leidenschaftlichen Volkes hörte man nur deutlich den Ausruf: „O, die Arme! die Arme!“ Ich war gespannt und legte mich über das Eisengitter vor,

um den Gegenstand, welcher in der Mitte des Gewühls heraufgebracht wurde, sogleich zu erkennen. Mein Gott, welches Schauspiel sah ich! Auf einem langen, schmalen Brete lag ein Frauenleichnam ausgestreckt und mit einem Seile festgebunden. Zwei Fischer trugen die Leiche einher. Jetzt kamen sie damit unter meinem Balkone an. Unwillkürlich trat mir eine weichliche Thräne in mein junges Auge. Nur eben mußte diese Unglückliche im Strome ertrunken und todt herausgezogen worden sein. Diese Leiche mit den anliegenden, nassen Gewändern, mit aufgelöstem, tropfendem, rabenschwarzem Haare, welches fast bis auf die Erde herabhing, das edle, jugendliche, erloschene Antlitz mit dem schmerzhaft verzogenen und doch jetzt noch schönen Munde, diese Gestalt mit unverhülltem, todeskeuschem Marmorbusen, unter welchem an den zarten Handgelenken die Arme mit einem Tuche zusammengebunden waren, damit sie stille liegen möchten; dieses junge, rührende Todtenbild, welches plötzlich in das glühende Leben furchtbar und doch wieder schön hereingeschleift wurde, machte auf mich den tiefsten Eindruck. Wie schon die Volksmenge mit dieser Leiche längst vorübergezogen war, stand ich noch immer und starrte auf die Straße hinunter, wo die Wogen des Lebens wieder über diese Erscheinung gleichgültig zusammenschlugen. Der Spielmann bähte sich aber immer noch unten in der Sonnenhitze auf dem Platze, wie ein Zwieback, und blähte sich im eifrigen Gespräche mit einigen Obsthändlern, welche ihre Körbe mit Limonien und Portugallen auf dem Kopfe trugen und mit untergestemmten Armen zuhörten. Er hatte seine Zither in die Hand, wie eine Herkuleskeule, gefaßt, und schwang sie kreisend um den Kopf herum, daß die Saiten in der Luft, wie Glocken,

antönten. Ich hatte ihm manchen Paolo für Flugblätter, welche er zugleich mit verkaufte, früherhin zugewendet, und so kam es, daß er sogleich, wie er meiner ansichtig wurde, mit ausgestrecktem Halse mir zurief: „Signore, una stupenda novella!“ Auf meinen Wink kam er zu mir herauf. „Ich weiß schon, was Ihr wissen wollt,“ sprach er mit geläufiger Zunge, „erzählen soll ich Euch von dieser jungen Frau! Die Arme! Wenn sie nur noch lebte! Doch wir müssen Alle sterben! Aber so jung! und so reich! Erzählen soll ich Euch, und bin so durstig, wie ein Wetzstein? Wart Ihr einmal in Orvieto, Herr?“ — Ich nahm aus meinem Eistopfe eine Flasche d'Orvieto heraus, und schenkte ihm ein hohes Glas voll ein. „O,“ rief der Alte unterdessen, „das ist mein Strohmäntelchen aus Orvieto, der kleine, süße Bettelmönch! Oh! Oh! — ein alter Est! Est!“ „So ein Enghals,“ entgegnete ich, „ist gut für einen Weithals.“ Mein Schmarotzer kostete erst zwei Tropfen, nun besann er sich und machte sein Gesicht so dünn und spitz, als wollte er sich durch ein Nadelöhr fädeln, dann aber drückte er ein Auge zu und spann einen so langen Goldfaden aus dem Glase, als wäre der Wein zu Maccaroni geworden, bis er den letzten Tropfen herausgewickelt hatte. Jetzt aber schnalzte er mit der Zunge, wie ein Fechtmeister mit der Klinge, welche er mit einigen Schwippchen probirt, und nun begann er zu plaudern:

„Eine schöne Donna, die nun ertrunken ist! Habt Ihr nicht die junge Marchesa Ponetti an der Piazza Serlupi gekannt? Heilige Maria! was wird Luigi, der Marchese, sagen? Aber mußte er denn auch eine Jüdin zur Frau nehmen? Was meint Ihr, ob so ein Bischen Taufwasser den ganzen Heidenschlamm auf einmal wegwaschen kann?

Rede ich Ketzerei in meiner Einfalt, so ist es einfältige Ketzerei! Doch Marchese Luigi ist eine brave Excellenz; denn er hat mir viele schöne Canzonetten gemacht, welche abgingen, wie frische Brote und junge Jesuiter. Kann man aber mit dem Kopfe durch die Wand fahren und eine Taube auf dem Dache, und eine Frau in der Kammer hüten? Habt Ihr noch eine im Glasschranke gesehen mit der Zitrone in der Hand? Aber die Juden sind ein abscheuliches Volk, und will der Teufel einen armen Jungen in das Elend bringen, so fährt er in ein hübsches Mädchen — oder gar in ein Judenmädchen. Deshalb sind auch die Juden verdammt. Wenn nun einmal das arme Volk in Rom Hunger hat und Tausende den heiligen Vater um Brot anschreien, da sind immer Einige da, welche von den Juden im Ghetto reden, und dann geht auch richtig allemal die Judenhetze los. Da vergeht den Leuten unterdessen der Appetit. So war es vor zwei Jahren gerade in der heiligen Woche, wo mein Magen knurrte und belferte, wie eine alte Jüdin. Da ging es in der Judenstadt lustig her. Da schrieen die lumpigen Bartjuden und die gelben Weiber mit ihren Kindern, wie bei der Zerstörung von Jerusalem, wo ich aber nicht mit dabei war; denn das geschah zur Kaiserzeit. Das römische Volk sang aber das Judenjagdlied. Kennt Ihr es, Signore? Hier habe ich es — ja, da ist es gleich — es kostet vier Bajocchi.“ Nun sang der Spielmann in begeisterten Trillern:

„Del furor la tromba squilla.
Senti il popol, come strilla!
Vuol vendetta con gli Ebrei,
Con gli Scribi e Farisei.

Dove siete gente sporche,
Son già pronti palchi è forche,
Non vi giovano pianti
A impiccarvi tutti quanti."

Horch, der Wuth Trompete schrillet!
Horch das Volk, und wie es brüllet!
Rache will's an den Ebräern,
Schreibern und den Pharisäern.

Schlechtes Volk in Schmutz und Kothe,
Her zum Galgen, zum Schaffote,
Weinen hilft Euch nicht und Bangen,
All' Ihr werdet aufgehangen!

„Hierbei geschah es," redete er weiter, „daß sie einen alten Juden herauszerrten auf die Straße. Er hielt in den Händen einen kostbaren Schmuck so fest, als wäre er an seinen dürren Fingern angewachsen gewesen. Da bekam er aber von einem Kupferschmied einen solchen Schlag in seinen Bart, daß der Flachs davon und der goldene Schmuck ihm aus der Hand flog. Der Jude schrie aber: „Sei der Schmuck verflucht von Mitternacht zu Mitternacht, mag er verderben Jeden, den er zieren soll! Verflucht sei er, wie Teufels Handgeld, wie ein Kuppler und Asmodi!" Da stürzte der Alte todt auf die Straße. Wie aber dies geschehen war, warf sich seine Tochter, welche sich vorher noch verborgen gehalten hatte, über ihn her und schrie, daß die Ziegel von den Dächern hätten fallen mögen. Da aber das Mädchen jung und schön war, wollten einige junge Bursche, wie es anfing Nacht zu werden, sich ihrer bemächtigen. Sie mußten sich aber den Mund wischen; denn dieser Apfel war nicht für sie gebraten. Zufällig ging eben Luigi am Ghetto vorüber, und wurde von

dem Schreien und Lärmen herbeigelockt. Mit Gewalt machte er sich Platz durch die Menge. Kaum trat er aber in den Kreis hinein, wo sie mit dem Mädchen rangen, so wich das Volk zurück, da er ein Edelmann ist. Das Mädchen aber merkte dies kaum, so umschlang sie seine Kniee, hing an ihm, wie ein Seekrebs, und rief: „O Herr! rettet, rettet mich vor diesen Mördern; bin ich auch nur eine arme Jüdin, so erbarmt Euch wenigstens über eine arme Waise!“ „Wir wollen sie ja nur taufen!“ schrie das junge Volk. Luigi aber schob diese guten Christen bei Seite, nahm die Jüdin unter seinen weiten Carbonaromantel, und drückte sich mit ihr zum Ghetto hinaus. Ach, was sind doch die Edelleute für edle Leute! Er ging aber mit ihr einige Straßen hindurch und gelangte so, indem er darüber nachsinnen mochte, wo er seine Pflegebefohlene die Nacht über unterbringen könne, bei der Kirche der heiligen Caterina de' Funari an. Die Kirche stand noch offen. Da wendete er sich zu dem Mädchen und sagte: „Es will sich nicht schicken, daß ich dich ohne Anfrage in meinen Palast bringe; denn meine Mutter ist eine Christin, und du eine Jüdin. Ich will sie aber bitten, dich eine Nacht über zu behalten, und morgen kannst du wieder zur Judenschaft zurückkehren.“ „Ach, mein Vater!“ rief das Mädchen, „mein Vater! ach! er ist erschlagen, und nun habe ich auf dieser Welt Niemand mehr, der sich meiner annimmt.“ Da sie das Italienische gar zu fremdartig aussprach, so fragte Luigi: „Bist du eine römische Jüdin?“ „Wir sind erst gestern aus Spanien hierher gekommen,“ erwiederte das Mädchen. „Mein Vater war ein Rabbiner in Saragossa, und kam hierher, um Israel in der Knechtschaft in Rom zu trösten. Ach, und nun ist er

erschlagen! O Gott meiner Väter, und mein Gott!" „Wie nennt man dich, armes Kind?" „Ich heiße Lea!" entgegnete das Mädchen. „O Herr, laßt mich wieder zurück zu meinem Vater, damit ich bei ihm sterbe!" Noch mehr gerührt von diesem Jammer, redete ihr Luigi zu: „Wenn es dir nicht zuwider ist, in diese Kirche einzutreten, so will ich wieder in den Ghetto zurückkehren, und für deines Vaters Leiche und dann für dich sorgen." Mit diesen oder ähnlichen Worten gingen sie die Stufen hinauf und traten in die Kirche ein. Dort brennt immer die ewige Lampe vor dem Altare. Die Seilerinnung muß das Oel dazu geben. Deshalb war es ein wenig hell in der Kirche; nur Altäre und Bilder, sonst war Nichts darinnen, als die Beiden. Luigi führte die Jüdin zu dem Altare, und hieß sie dort sich niedersetzen. Das war eine große Sünde, die er auf der heiligen Treppe bei dem Laterane gewiß abknieen mußte. Dort bei dem Altare soll die Jüdin den Marchese mit ihren großen, schwarzen Augen so plötzlich angesehen haben, daß er seitdem in Liebe zu ihr entbrennen mußte. Was die Leute oft für wunderliche Augen haben! Hundeaugen, Pferdeaugen, Katzenaugen, Fischaugen, Hühneraugen, nur keine Krebsaugen, denn die Krebse haben ihre Augen, wie hungrige Leute, im Magen; Neunaugen sind die besten, Hexenaugen die schlimmsten; die Jüdin aber hatte kohlschwarze Hexenaugen, mit welchen sie Einem die Liebe anthun konnte. Sieht Euch eine solche hübsche Hexe mit ihren bösen Augen an, so fahrt nur gleich mit dem Daumen zwischen den Zeige- und Mittelfinger, das hilft gegen den Liebeszauber. Aber meine Jüdin, die ich beim Altare gelassen habe, wickelte sich in ihre Tücher, setzte *sich* am Altare nieder, und blieb allein, während der arme

Luigi, wie ein angeschossener Hirsch, von Straße zu Straße lief. Nach einer halben, oder meinetwegen einer ganzen Stunde kam er zu seiner Jüdin zurück, und brachte ihr die Nachricht, daß die Leiche ihres Vaters schon auf dem Judenkirchhofe begraben sei. Bei dieser Botschaft soll Lea mit der Stirne so heftig gegen die Marmorplatte des Altars geschlagen sein, daß man heute noch davon den Eindruck sieht. Das ist aber nicht wahr, es müßte denn ein Mirakel sein; Luigi aber hatte große Noth, die schöne Lea einigermaßen zu beruhigen. Ein braver Mann hat seine Plage mit den wirbelköpfigen Weibern. Ihr solltet meine Peppina kennen, die hätt' es noch viel ärger gemacht; denn wie Luigi die Jüdin zu seiner Mutter brachte, soll sie schon ganz sittsam vor ihr einen Fußfall gethan, ihr den Saum des Kleides geküßt, und sehr rührend also gesprochen haben: „Großmüthige Marchesa, edelmüthige, erhabene Patronin, Ihr däucht mir barmherzig zu sein, wie die Sonne, welche über die wahren Katholiken so gut scheint, wie über die Ketzer, Juden, Heiden, Mohren und die Türken; und so flehe ich auch zu Euch: senkt auf mich den Strahl Eurer Gnade, und erquickt mich mit Euerer Huld!" Mit diesen Worten nahm der alte, bombastische Erzähler eine Prise Schnupftaback, und sagte: „Hat sie nicht so gesprochen, so ist doch wenigstens gewiß, daß die Marchesa zu ihr sagte: „Du sollst eine Christin werden, und Saverio, der fromme Mönch, soll dich im Christenthume unterrichten; denn sonst fährt deine Seele in die Hölle hinein! Jetzt aber gehe dort in die Kammer und schlafe aus!" Seitdem blieb die schöne Jüdin bei der Marchesa, und wurde Vormittags vom frommen Bruder Saverio, welcher ein Jugendfreund des Marchese und von vornehmer Familie war, und

Nachmittags von der Marchesa selbst im Christenthume unterrichtet, so daß Lea bald damit Bescheid wußte, fast so gut, wie die heilige Jungfrau selber. Nun hätte Luigi zwar auch gern der Jüdin vom Christenthume gepredigt, aber seine Mutter soll ihm immer im Wege gewesen sein. Als aber die Marchesa merkte, wie Luigi dennoch immer um die Jüdin herum war, wie die Nabe um die Axe, da legte sie den Finger an die Nase, und kam denn allmälig auf den Gedanken, daß ein junger, vornehmer Herr sich ein Wenig in der Welt umsehen, in fremden Städten was aufgehen lassen und sich überhaupt wie ein Edelmann betragen lernen müsse. Durch Vermittelung ihres Beichtvaters wußte sie es bald dahin zu bringen, daß Luigi von der päpstlichen Curie mit einer nothwendigen und ehrenvollen Sendung nach Sicilien beauftragt wurde. Mit trüben und verdrießlichen Mienen nahm der Marchese Abschied, da ihm die Liebe auf dem Nacken herumhanthierte, wie ein Affe im rothen Jäckchen auf einem brummigen Bären. Da er aber die päpstliche Pfeife hörte, so mußte er freilich danach tanzen. Seine Mutter sagte ihm aber bei dem Abschiede: „Luigi, bei Allem, was du thust, vergiß nicht, daß du ein Marchese bist; habe die goldene Tabatière immer in der Hand; denn sie steht gut zu den weißen Manschetten! Willst du bei den Weibern Eroberungen machen, so fange bei den alten an; die jungen zickeln von selbst hinterdrein! Und da hast du auch deine Pillen, die immer bei verdorbenem Magen dir geholfen haben!“ Hier erstickten Thränen ihre Stimme. Er drückte seine Mutter an die Brust, und sah in die Höhe, wo ein weißes Tuch zu dem Fenster herauswehte. Dort war die schöne Lea. Mit weinenden Augen warf er ihr noch einen

Kuß zu; dann aber stieg er in den Wagen, und fuhr um die Ecke hinum.

Drei Monate lang hatte er schon bei dem Vicekönig in Sicilien seine Geschäfte betrieben, aber immer, wenn eine Schwierigkeit besiegt war, lag ein anderer Stein im Wege; denn, man sagt, das Geschäft wäre nur ein Vorwand gewesen, Luigi von Rom entfernt zu halten. Da stak er nun, wie ein Vogel im Käfig; er mochte singen, wie er wollte, er kam doch nicht fort. Dabei befand er sich so unwohl, daß er sich eine Schachtel Pillen um die andere aus Rom kommen ließ, und doch immer krank blieb, da er auf den Magen los curirte, und die Krankheit doch weiter links saß! Hätt' er mich gefragt, und das Mittel gegen den bösen Blick gebraucht, so wäre er gewiß gesund geworden. Wie er nun so in Nichts, als Mißmuth und Krankheit, in Palermo sich herumwickelte, hatte endlich ein Hofmann Mitleid mit ihm, und sagte: „Ei nun, Excellenz, wer hält Euch denn hier auf? Euer Geschäft hat sich nun seit dreihundert Jahren bis auf diesen Tag hergenullt, und wird sich bis an das Ende der Welt fortnullen. Dies Geschäft ist Nichts, als ein gelindes Mittel, welches unsere Höfe bei jungen Hitzköpfen gebrauchen, die man nicht geradezu aufgeben will. Aber, Freund, wenn Ihr mich verrathet, so war ich ein Narr und werde unglücklich!" Luigi versprach heilige Verschwiegenheit, und flog von Palermo hinweg, wie eine Kugel aus der Büchse, — anhaltender Krankheit wegen. Seine Mutter trank eben in Rom mit ihrem Beichtvater eine Tasse Chocolade, als Luigi in das Zimmer trat. Vor Schreck fiel ihr das Zuckerbrötchen, das sie eben in den Mund stecken wollte, aus der Hand. — Seht, Herr, so genau weiß ich Alles für drei Scudi, und noch

mehr, wenn Ihr wollt! Seine erste Frage war: „Wo ist Lea?“ „Diesen Namen hat sie abgelegt,“ entgegnete die Marchesa; „sie ist getauft und eine der Unseren geworden, ein gar frommes Kind! Sie heißt jetzt als Christin Katharina.“ „Katharina?“ fragte Luigi; „wo ist Katharina?“ Der schöne Mönch Saverio lächelte freundlich, und sagte: „Freue dich, Luigi! sie ist in einem Kloster und Novize!“ „In welchem Kloster? Vielleicht alle quattro fontane?“ „Dem ist so!“ entgegnete Saverio. Ohne Aufenthalt, wie ein Vogel auf eine süße Beere, so flog Luigi nach dem Kloster. Er ließ sich bei der Aebtissin anmelden, und um ein Zwiegespräch mit der Novize Katharina bitten. „Ihr meint die Schwester Katharina?“ fragte die Pförtnerin. „Ja! Ja!“ rief Luigi, und mit langweiligen Schritten schleppte die wohlbeleibte Gestalt sich die Treppe hinauf. Nach einer Weile kam sie zurück, und führte den sehnsuchtskranken Luigi in das Sprechzimmer. „Wartet nur ein Weilchen!“ sprach seine Führerin, „die fromme Katharina wird gleich erscheinen. Seid nur nicht zaghaft, und schüttet Euer Herz vor ihr aus, damit sie Euch trösten kann, nämlich insofern Ihr ein geistliches Gewerbe an sie habt!“ Mit diesen Worten entfernte sie sich. Aber den armen Luigi fing jetzt die Qual der Sehnsucht nach dem Odem. Beide Hände drückte er fest gegen das Herz, welches ihm die Brust zersprengen wollte. Bald ging er mit großen Schritten im Sprechzimmer auf und ab, bald setzte er sich wieder auf einen dortstehenden Sessel, und starrte die Bilder der Heiligen an, welche, wie grüne und rothe Lichtstreifen, vor seinen Augen flammten. „Herr,“ unterbrach sich jetzt der Erzähler, „habt Ihr je das Liebesfieber gehabt? So wißt Ihr, *wie es dem guten* Marchese jetzt war, wo er seine geliebte

Katharina wiedersehen sollte, und wo er ihr Herz und Hand anzubieten und sie zu überreden gedachte, die ewige Jungfrauenschaft mit der zeitlichen Haube zu vertauschen. Endlich hörte er leichte, leise Schritte den Gang her und auf das Zimmer zukommen. Er sprang in die Höhe. Wie aber die Thüre aufging und die hohe Gestalt der frommen Katharina weiß verschleiert hereintrat, war es ihm, als müßte er niedersinken. „O, sehe ich dich so wieder?" rief er im tiefsten Schmerze aus. „So willst du mich denn ewig elend sehen? O Katharina, sieh', zu deinen Füßen flehe ich dich an, schenke mir dein Herz, und werde ganz die Meinige, so wie ich immer dein war von jenem Augenblicke an, da ich zuerst dein holdes Antlitz sah in der Kirche deiner Namensschwester! O, sei nicht so kalt und stumm, und erhöre deinen flehenden Freund!" — Die verschleierte Gestalt fing auf einmal bitterlich zu weinen an, und sprach fast flüsternd: „O schöner Herr, wie könnt Ihr eine fromme Schwester so in Versuchung führen?" Luigi sprang vor dieser Stimme entsetzt empor, und rief: „Entschleiere mir doch dein Angesicht!" „So Ihr es denn nicht anders haben wollt!" entgegnete die Gestalt, und zeigte dem bebenden Luigi ein uraltes, graues Papageiengesicht. „Du Katharina?" rief Luigi. „So heiße ich seit fünfundsechzig Jahren; Katharina hieß ich, noch ehe ich mich dem göttlichen Bräutigam verlobte, und Katharina heiße ich auch jetzt noch, und Katharina ist gar ein schöner und frommer Name, junger Herr!" — „Das weiß Gott! aber ist keine Novize im Kloster, welche Katharina heißt?" „Daß ich nicht wüßte," fuhr die Nonne fort, „ich bin hier im Kloster die einzige Katharina und nicht die unwürdigste Schwester." „Nun, so wollte ich," rief Luigi jähzornig aus, „ja so wollte ich, daß

dein Kloster und dich Gottes Wetter in die Erde schlüge!“ „O du ruchloser, aus der Hölle entlaufener Bube!“ schrie die Alte, „bist du hergekommen, mit mir dein Gespötte zu treiben? Warte nur! warte!“ Mit diesen Worten zog sie an der Glockenschnur, welche in der Mitte des Zimmers herunterhing, so heftig, als wollte sie die Todten wecken. Luigi aber hielt es bei diesen Umständen nicht für gut, länger zu warten, und sprang zur Thüre hinaus. Er hatte von Glück zu sagen; denn schon schrie der Schwarm der Nonnen wüthend hinter ihm her, und schon flogen Bücher und Näpfe um seinen Kopf, als er mit Gewalt das Thor aufriegelte, und hinaus auf die Straße stürzte. Puh! das heißt in einen Bienenkorb blasen. Luigi aber flüchtete sich durch die Straße der Fleischbänke über den spanischen Platz und den Corso hinüber durch tausend Gassen und Gäßchen in seinen Palast. Dort aber sank er, wie sterbend, zusammen. Seine Diener trugen ihn in ein Bett; dort blieb er ruhig liegen bis gegen Mitternacht, wo er zu rasen anfing, und nur von Saverio redete, welcher seine Lea in eine graue Klosterkatze verhext hätte, so daß den Leuten angst und bange wurde. Am siebenten Tage legte sich das Fieber; jetzt aber flehte er zu allen Heiligen, ihn aus diesem Leben hinwegzunehmen. Das machte der alten Marchesa das Herz weich. Schon stand ihr Frühstück auf dem Tische; sie schob aber das mürbe Kalbscotelette mit der Zitrone und auch das gebratene Hühnchen bei Seite, und aß nur zwei Sardellen mit einem Brotschnittchen, trank darauf ein Gläschen Liqueur, und verlangte dann nach ihrer Portechaise und ihrem Fächer. Luigi aber hatte gegen Abend schon zu verschiedenen Malen nach seiner Mutter gefragt, als sie endlich zurückkam und zu ihm ging. Er sprach mit

matter Stimme: „Theuere Mutter, die du mir Gutes gethan hast von dem Augenblicke an, wo ich zu meinem Unglücke geboren wurde, theuere Mutter, ich fühle, daß ich nunmehr der Natur den großen Tribut zahlen und sterben muß! Da ich nun auch gern in den Himmel kommen möchte, so laß' mir Saverio rufen, damit er mir die Sterbesacramente ertheile.". Ob nun gleich seine Mutter vor Thränen kaum reden konnte, so sprach sie ihm doch Trost zu. Luigi aber flüsterte mit sterbender Stimme: „Ach Mutter! meine Zeit ist gemessen!" Da machte sich die Marchesa von ihm los, und zog eine verschleierte Frauengestalt, welche in der halbgeöffneten Thüre stand, zu dem Krankenlager hin mit den Worten: „Hier ist noch Jemand, dem du die Hand zum Abschiede reichen kannst!" Der Jüngling hatte sich bei diesen Worten emporgehoben. Die Benedictinernovize schlug den Schleier zurück, und mit einem Schrei des Entzückens lag er in ihren Armen. „Die heilige Maria und die heilige Katharina mögen Euch segnen, meine Kinder!" rief die Matrone; „macht einander glücklich, und laßt mich nie bereuen, daß ich Solches für Euch gethan habe!"

Am anderen Morgen war Luigi — seht, Signore, die Macht der Liebe! — wieder frisch und gesund, und tanzte und sang im Hause umher, wie ein Vogel im April, wenn er das Nest baut."

Der Spielmann schwieg jetzt, trank den Rest des Orvietoweines mit einem wehmüthigen Spitzbubengesichte aus, und sprach dann: „Signore, der Wein war gut, und das war die Geschichte!"

„Weiter Nichts?" rief ich. „Nein!" entgegnete er phlegmatisch, und dehnte sich dabei unendlich faul, „Nichts, als daß Marchese Luigi mit seiner jungen Marchesa seit Jahr und Tag verheirathet war. Diesen Morgen fischte

aber ein Fischer die junge Marchesa aus dem Strome. Ihre Leiche habt Ihr vorübertragen gesehen." „Und wie viel hast du zu dieser Geschichte ihrer Liebe aus eigenen Mitteln hinzugethan?" „Signore," entgegnete der Spielmann, „nur so viel Butter, als nöthig war, die Maccaroni schmackhaft zu machen!" „Hat man denn gar keine Muthmaßung, wie es gekommen ist, daß sie ertrank?" fragte ich weiter.

„Muthmaßung? Ja! aber keinen Grund! keinen Grund! Wer weiß, wer weiß! Die Weiber haben hitziges Blut. Da solltet Ihr erst meine Peppina gekannt haben, wie sie jung war! Genäschig, wie eine Ziege! Da muß man Fünffingerkraut einreiben! versteht Ihr mich?"

„Hier ist ein Scudo für deine Mühe!" sagte ich; „du bekommst noch zwei Scudi, wenn du mir Aufschluß in dieser Sache verschaffen kannst!"

Der Alte nickte mit dem Kopfe, schnippte mit den Fingern und schob sich zur Thüre hinaus.

„O, ich merke," entgegnete Robert, „der Marchese wurde ihrer überdrüssig, und das Andere wurde echt italienisch abgemacht!"

„Falsch gerathen!"

„Nun, heraus mit dem Ende der Geschichte!" riefen Alle.

„Nein! Ihr sollt diese Geschichte eben echt italienisch genießen. Ihr wißt es vermuthlich, daß eine Art von Leuten sich in Italien ein Gewerbe daraus macht, dem müßigen Volke auf den Hafendämmen oder auf den öffentlichen Marktplätzen Geschichten zu erzählen. Wenn aber ihre Erzählung die Neugierde der Menge bis zum Aeußersten erregt hat, dann läßt der Erzähler die Mütze herumgehen, um die freiwilligen Gaben einzunehmen. Ist das geschehen, so läuft der Schalk fort, und schreit: „Morgen! morgen!"

Vergeblich suchen die wilden Männer den Erzähler zu halten; er reißt sich los, und ist — verschwunden. Also morgen! Ihr Lieben! Morgen!"

Mit diesen Worten nahm Johannes seine Mütze und empfahl sich.

Am nächsten Abende waren die Freunde wieder versammelt, um das Ende der Geschichte zu vernehmen; nur Johannes fehlte noch. Robert blätterte in den Werken Shakspeare's, welche auf der Tafel lagen, mechanisch herum. Er meinte: wie man an großen Strömen Maßstäbe angebracht hätte, um den Stand des Wassers zu jeder Stunde zu wissen, so könnte man den Shakspeare auch in den Strom der Zeiten stellen, und daran den Inhalt einer jeden Epoche abmessen. So lange man keine große Leidenschaft und Charaktere auf der Bühne sehen möge, könne auch im Volke weder das Eine noch das Andere sein. „Das ist ein wunderbares Wesen mit diesem Shakspeare!" entgegnete Schuber, der Maler. „Kommt es mir doch zuweilen vor, als wäre er der leibhaftige Geist der Nordsee, der Wasserneck mit dem rothen Käppchen auf dem Kopfe, der bald mit lautem Gelächter sich mit den Delphinen herumbalgt, kopfüber, kopfunter auf den Wogen närrisch sich herumpurzelt, und, wie ein wildes, ausgelassenes, nichtsnutziges Kind, den losen Nymphen Wasser in das Gesicht sprudelt, dann aber plötzlich hypochondrisch wird, die langen Haare über das Gesicht hereinhängen läßt, die Faust an die Stirne stemmt, und melancholische, abgerissene, geisterbeschwörende Worte in die Tiefe hineinstöhnt, bald aber plötzlich aufstürmt und wild und toll die Wogen an den Himmel und die

naseweisen Schiffe, welche ihm in den Weg kommen, an die Felsen wirft, daß Mann und Maus untergehen; dann aber wohl auch gar das Unwesen bereut, und nun mitleidig einen armen Jungen mit höchsteigenen Händen an eine schöne Insel trägt, und ihn dort mit einer schönen Fürstin verheirathet; zuweilen aber auch die Sonntagslaune anzieht, galant und in einem rothen, aristokratischen Sammetmantel, flammend in Edelsteinen, mit schöngekräuselten Haupt- und Bartlocken über das Meer hinschreitet, daß die ältesten Nymphen sehnsüchtig zu seinen Füßen aufseufzen, und dann gar in klaren Julinächten verliebt bis in die kleine Fußzehe mit der Harfe in der Hand hinüber nach Italien schmachtet, daß der ganze Himmel mit allen seinen Sternen den letzten Schleier von sich wirft und zu ihm in die Tiefe steigt, aber ebenso erschrocken wieder entflieht, wenn der böse Neck Mantel, Krone und Harfe wegwirft, und nun als echter Matrose sich in Punsch benebelt, flucht, Witze reißt und viel Dummheiten herausläßt; o wunderlicher Wassernеck der Nordsee, dein Name soll Shakspeare sein!" — „O wunderlicher Schuber," rief der Doctor, „dein Name soll Novellenfeind sein! Ich lobe mir aber diese lustigen Amphibien, die ebenso gut im Wasser der Reflexion, als auf dem festen Lande der Begebenheit leben. Ich lobe mir die Binnenländer! Ich lobe mir die Novelle! Und hier kommt eine noch ungedruckt!" Johannes trat eben zur Thüre herein.

„Komm', setz' dich her;" sagte Robert, „und erzähle! Es ist eine grundschlechte Novelle, aber erzähle!" „Ich würde mich schämen, ein guter Novellendichter zu sein," entgegnete Johannes. „Ich will Euch auch nur diese Geschichte kunstlos und der Reihe nach vortragen, wie sie mir das

Leben selbst erzählt hat." Die Freunde horchten auf, und Johannes begann:

„Ich dachte jenen Tag über nur an die Leiche, welche ich am Morgen vorbeitragen gesehen hatte. Tausend Muthmaßungen warf ich im Kopfe hin und her. Vergebens suchte ich vor den Marmorstatuen im Vaticane die Gedanken, welche, wie leidtragend, hinter der Ertrunkenen einherzogen, wieder fröhlich zu stimmen. Jede Venus, jede Diana mit ihren schlanken Marmorgliedern wandelte sich mir zur todten Katharina um. Abends litt es mich selbst in meinem Zimmer nicht; ich mußte hinaus in das Freie. Ich ging über das Capitol hinunter in das Forum; die Stimmen der alten Geschichte aber, welche ich sonst dort fast aus jedem Steine vernahm, schwiegen heute. Am Fuße des Palatins ging ich vorüber bis zum Triumphbogen des Titus. Im hellen Mondenscheine sah ich daran noch den siebenarmigen Leuchter aus Salomon's Tempel zu Jerusalem in Marmor ausgehauen. Drüben herauf düsterte das ungeheuere Colosseum mit seinen Quadern. Eine ganze, heimathlose Nation, die jüdische, arbeitete dieses Theater unter den Peitschenhieben der Weltherren empor! Unglückseliges Volk, das von ältester Zeit her genannt, fast kaum so lange sich der Heimath erfreute, bis es seinem Jehovah einen Tempel gebaut hatte, und herumgetrieben ward durch die alte und neue Geschichte bis auf diese Stunde. Das große, welterschütternde Rom durfte sich mit allen seinen Consuln, Tribünen und Cäsaren lebensmüde zu Grabe legen; aber der Ahasverus lebt noch immer, borgt den Königen Millionen, sitzt mit ihnen zu Rathe, und schachert mit alten Lumpen an den Straßenecken, — aber er bettelt nicht. Und wiederum dachte ich

an die arme Lea-Katharina. Ich ging wieder in die neue Stadt hinein, durch Straßen und Gassen, und stand auf einmal vor der kleinen Kirche der Sta. Caterina de'Funari. Hier war es, wo Luigi das gerettete Judenmädchen damals hinaufgeführt hat. So sprach ich und stieg die Stufen hinan, da auch jetzt die Kirchthüre offen stand. Ich trat hinein. Vor dem Altare, wo der düstere Schatten eines Mönchs zu knieen und zu beten schien, stand ein Sarg. Ich ging leise über die Marmorplatten der Kirche näher hinzu. Eine einzige Lampe hing am Altare herunter und warf einen matten Schein über den Mönch und den offenen Sarg. Eine verhüllte Gestalt, zusammengesunken, hockte mehr neben der Leiche, als daß sie dort geknieet hätte. Wenn ich nicht sehr irrte, so lag Katharina vor mir. Ihr zartes, junges, erbleichtes Gesicht auf weißen Kissen, ihr dunkles Haar mit weißen Bändern aufgebunden, lag die Mitleidswürdige hier dahingestreckt, wunderschön selbst im Tode. Ich konnte mich nicht enthalten, am Pfeiler, in dessen Schatten ich mich befand, hinzuknieen und für die Ruhe der armen Seele zu beten. — Es war mir in diesem Augenblicke, als wäre dieses Weib meine beste Freundin, ja, meine Schwester gewesen. Gebe Gott dir einen kurzen, sanften Schlummer in der Erde! Blumen auf dein Grab! Heitere Träume in deine Seele! Einst aber nehme dich der Engel der Liebe in seine warmen Arme und trage dich empor, eine Glückselige, zur Wonne der Unsterblichkeit!

In diesem Augenblicke aber wuchs die düstere Gestalt neben dem Sarge hoch empor. Ich sah ein verzerrtes, verzweifelndes Jünglingsangesicht. Es mußte Luigi sein! Jetzt hob er mit der Hand einen blitzenden Dolch em-

vor, seine Augen wetterleuchteten noch mehr. Ich sprang erschrocken auf. Bei dem Geräusche, welches ich verursacht hatte, verbarg er schnell das Messer, und sank am Sarge wieder zusammen. Der Mönch am Altare sagte jetzt dumpf und geisterartig in sich selbst hinein: „Amen!“ Ich schlich mich zur Kirche wieder hinaus.

Könnte ich Euch, Freunde, jetzt beschreiben, wie mir zu Muthe war! Immer verworrener wurde mir dieses Räthsel. Das mußte der Marchese gewesen sein! Aber wozu das Zucken des Dolches? Was wollten seine blitzenden Augen und die krampfhaft zusammengepreßten Lippen? Was hieß das Alles? So fragte ich mich selbst und suchte mir eine Antwort darauf zu finden. Daß das Andenken der bleichen Frau, der gestorbenen Lea, blutroth gefärbt werden würde, war mir gewiß.

Ich setzte meine ganze Hoffnung, etwas Näheres in dieser Sache zu erfahren, auf den Spielmann. Nach einigen Tagen kam er wieder zu mir. „Die zwei Scudi sind verdient, Signore!“ rief er; „aber — verrathet mich nicht; denn es ist ausgesprengt worden: die junge Marchesa sei aus Unvorsichtigkeit in der Tiber verunglückt. Sie hat ein christliches Begräbniß erhalten; denn die Geistlichkeit“ — hier machte er sein Spitzbubengesicht und pfiff. Dann fuhr er fort: „Deßhalb darf ich Euch, verehrter Herr, auch nicht den eigenen Hergang der Sache erzählen. Ich bekäm' eine Anstellung in der Engelsburg.“ Ich legte zwei Scudi auf den Tisch und fragte: „Willst du oder nicht?“ Er blinzelte das Geld an, drehte sich auf einem Absatze herum und drückte ein Auge zu, dann aber erzählte er:

„Unsere römischen Geschichten haben immer eine spanische

Wand. Guckt man dahinter, so findet man gewiß auch eine Tonsur.

„Ihr wißt, daß der fromme Mönch Saverio ein Jugendfreund des Marchese war. Da aber die Liebe keinen Stand verschont, am Allerwenigsten die armen Mönche, so wurde auch der fromme Saverio von ihr angesteckt. Ich habe Euch schon gesagt, daß viele Menschen, ohne daß sie es selbst wissen, den bösen Blick haben, und damit viel Unheil stiften. Wie aber Katharina früher den Marchese damit in Feuer gesetzt hatte, so geschah es jetzt auch dem guten Saverio. Vergebens aber lernte er die Sonette des Petrarca auswendig und declamirte sie der schönen Katharina vor, daß eine Feuerzange hätte weinen mögen; Katharina blieb ungerührt. Wie aber der Versucher dem armen Menschen immer beizukommen weiß, so erspähete er auch die schwächste Seite im Herzen der strengen Katharina. Als sie einst in der Strada de' Condotti an den Gewölben der Goldschmiede vorüberging, soll sie an dem Fenster einen goldenen Halsschmuck mit grünen Edelsteinen gesehen haben. Es soll der Schmuck gewesen sein, der ihrem Vater bei dem Auflaufe zugleich mit dem Leben geraubt worden war. Katharina konnte sich gar nicht von dem Anblicke dieses Schmuckes trennen. Es soll ihr gewesen sein, als hätten die grünen, funkelnden Steine ihr alle Sinne betäubt, und sie mit sehnsüchtigen Blicken bis in ihren Palast verfolgt. Wenn die Weiber ihre Männer zu Etwas verführen wollen, o! wie können sie da schmeicheln und kosen, bis sie das „Ja" herausgelockt haben. Damit darf mir aber meine Peppina nicht kommen. So oft sie freundlich wird, bin ich schon im Voraus verdrießlich; denn *dann will* sie mir auch Etwas ablocken; aber nein! Nichts

da! Aber heute ärgert's mich noch, daß ich ihr neulich den Scudo geben mußte, den ich von Euch bekommen habe. Ging es doch dem guten Marchese nicht viel besser! Mußte er nicht auch die Straße zwischen die Beine nehmen, und sich zu dem Goldschmied hintrollen? Unterdessen war schon der Iltis im Taubenschlag; denn kaum hatte er den Rücken gewendet, so kam Saverio zu der jungen Marchesa. Luigi kehrte jedoch sehr bald mit betrübtem Gesichte zurück, und erzählte, daß der Goldschmied diesen Schmuck nicht unter zehntausend Scudi verkaufen wolle. „O, meine süße Katharina," sprach er zu ihr, „so viel Geld kann ich in diesem Augenblicke nicht ausgeben; denn du weißt, wie viel uns neulich der Carneval gekostet hat!" Katharina war darüber fast untröstlich. Sie bat, sie weinte, sie herzte und küßte ihren Mann; aber Alles war vergeblich; denn wo kein Geld ist, da hört das Erbarmen auf. Katharina aber schlich sich jetzt, so oft es nur thunlich war, an das Fenster des Goldschmieds und liebäugelte mit dem Schmucke und seinen grünen Katzenaugen. Das wißt Ihr wohl selbst, daß in jedem Edelsteine ein verzauberter Teufel steckt. Wie sie nun diese Teufelchen immer ansah, so verkehrten sie ihr auch das Herz im Leibe. Kam sie wieder nach Hause, so saß sie wohl stundenlang in Gedanken, und wurde sie plötzlich angeredet, so fuhr sie, wie aus einem Traume, empor. Ihre Wangen erblichen, und ihre Augen wurden von Thränen roth. Das könnt Ihr glauben, Herr! wenn sich ein Weib einmal Etwas in den Kopf setzt, so muß es geschehen, und sollte darüber die Küche einfallen. Meine Peppina wäre gerade so, wenn ich ihr den Zügel schießen ließe. Ich kann es mir denken, daß Luigi jetzt oft im Stillen seufzen und denken mochte: „Wäre ich doch in Messina oder wo

der Pfeffer wächst!“ Da er nun weder Rath noch Hülfe wußte, so ging er zu seinem Freunde, dem Mönch Saverio, und klagte ihm seine Noth mit inständigen Bitten: seine Katharina mit Trostsprüchen aus der Religion aufzuheitern, oder ihr sonst den Kopf zurechtzusetzen, und sie tüchtig vorzunehmen. Am anderen Morgen, zur Stunde, wo Luigi gewöhnlich ausgegangen war, kam der Mönch zu Katharina. Sie war ganz allein. Saverio nahm Gelegenheit, mit brennenden Worten von dem schönen Schmucke in der Strada de' Condotti zu reden. „Es ist wahr,“ sagte er, „einen schönern Schmuck hat selbst nicht eine Königin. Das ist ein Feuer in diesen Smaragden, daß man nicht die Augen hinwegwenden kann! Und wie schön sind diese Steine gefaßt! Solche Juwelen könnten eine Heilige locken, einmal aus dem Himmel herunter zu gehen! Eine reiche Fürstin aus England, eine verdammte Ketzerin, hat gestern darum gefeilscht.“ Katharina seufzte tief auf. „Ich habe ihn gerettet!“ rief der Mönch, und hielt das funkelnde Kleinod vor der erblassenden Katharina empor. „O,“ rief Katharina, „ich wollte gern sterben, wenn dieser Schmuck nur ein einziges Mal wieder mein wäre!“ „Göttliches Weib! du Inbegriff aller meiner Sehnsucht, erhöre mich, so soll dieser Schmuck dein eigen sein! Ja, er ist es schon!“ Katharina war vor Freuden, wie rasend. Bald drückte sie den Schmuck, bald den Mönch an ihre Brust, bis ihr alle Besinnung verloren ging. Sollte man nicht die Weiber alle zusammen, und meine Peppina mit, in das Lotto setzen, daß man entweder alle zusammen gewänne und die Auswahl darunter, oder eine Niete hätte? Denkt nur, fremder Herr! als Luigi heimkam, fand er den heiligen Saverio in sittsamer Entfernung von der gebenedeiten Katha-

rina sitzen, und eine rührende Legende aus einem feinen Büchlein vorlesen. Katharina selbst aber saß, wie eine verklärte Heilige, mit selig niedergeschlagenen Augen am Fenster und zeichnete am Kopfe einer büßenden Magdalena. So fromm und sanft war ihm lange nicht das Gesicht seines Weibchens vorgekommen. O, wie glücklich war er! und wie dankte er im Herzen seinem frommen Freunde für den geistlichen Zuspruch, der so sichtbar bei seiner Katharina angeschlagen hatte! Er drückte dem Mönche herzlich die Hand, und bat ihn mit den freundlichsten Augen, im Vorlesen fortzufahren, indem er selbst sich zu seiner theuren Katharina setzte, und sie inbrünstig küßte, wie ein heiliges Gnadenbild; aber Katharina war auch so hingegeben, so ohne Widerstand, ihre Stimme so flötenweich, daß jeder Ehemann über so ein weißes Täubchen entzückt gewesen sein müßte. Gerade so war meine Peppina auch, wenn sie früherhin was Unrechtes gethan hatte, wie ein Kätzchen, das den Milchtopf zerbrochen. Aber da kam sie schön an! Husch! husch! hatte sie die zehn Gebote im Gesichte, und das sechste mit dem Daumen der linken Hand.

„Aber nun merkt auf! Während der fromme Saverio vorlas, und Luigi mit dem Ring an der Hand seiner Frau spielte, trat der Goldschmied von der Strada de' Condotti herein. Der schöne Mönch lachte höhnisch in sich hinein, die Marchesa aber wurde todtbleich, oder auch roth, das soll mir gleich sein. Der Goldschmied wendete sich aber zum Mönch mit den Worten: „Heiliger Bruder, es ist gut, daß ich Euch treffe, Ihr werdet mir behülflich sein, den Handel abzuschließen;" dann aber sprach er zum Marchese: „Excellenz! Ihr wollt also den schönen Schmuck behalten? Ihr thut sehr wohl; denn etwas Schöneres und

Billigeres findet Ihr nicht so bald zusammen. Per bacco! hätte ich Geld danach, ich behielt' dieses Kleinod selber! Es wäre mir um keine Grafschaft feil! Das ist eine Arbeit in Gold und Stein, wie sie heut' zu Tage gar nicht mehr geliefert werden kann. Benvenuto Cellini hätte die Steine nicht besser fassen können!" — Katharina war mehr todt, als lebend.

Luigi entgegnete: „Verehrter Meister, wohl habe ich neulich um Euren, allerdings sehr kostbaren Schmuck gefeilscht; aber seitdem habe ich mich anders besonnen. Meine Katharina mag Nichts mehr davon wissen; Ihr aber thut sehr unrecht, Euch mit Eueren Waaren den Herrschaften aufdringlich zu machen!"

Der Goldschmied machte ein zorniges und zugleich mißtrauisches Gesicht und sagte: „Nun, so gebt mir den Schmuck zurück, und damit soll es auch gut sein!" Katharina saß stumm und weiß, wie Kalk, im Armstuhle, ihre Hände zwischen die Kniee gepreßt; der Mönch aber schien ruhig im Buche fortzulesen. So hat mir Alles der Goldschmied Wort für Wort erzählt.

„Ich weiß von keinem Schmucke!" entgegnete Luigi.

„Was?" rief der Goldschmied; „wenn die Edelleute solcher Kniffe sich nicht schämen, was soll der Bürger thun? Aber hier" — er wendete sich zum Mönche — „hier sitzt mein Gewährsmann! An Euch halte ich mich."

„Da thust du auch sehr recht daran," erwiderte der Mönch ruhig und freundlich, „hättest du das längst gethan, so brauchtest du einen wackern Mann, den Herrn Marchese, nicht in Verlegenheit zu setzen. Ja, Meister! allerdings habe ich mir den Schmuck von dir anvertrauen lassen, oder vielmehr dich darum gebeten, um denselben noch ein-

mal der vortrefflichen Marchesa zu zeigen und vielleicht dennoch einen Handel abzuschließen; um diesen Preis ist er doch zu theuer! Marchesa wünscht nunmehr den Schmuck nicht."

„Thut Nichts! 's thut Nichts!" versetzte der Goldschmied, „nur bitte ich um meinen Schmuck."

„Katharina saß in sich selbst vertieft. Vergeblich fragte sie Luigi nach dem Orte der Aufbewahrung des Schmuckes, er erhielt keine Antwort; der Mönch aber sprach: „Laß' doch! hier im Schranke im dritten Kästchen links liegt er." Luigi zog das Kästchen heraus, und der Schmuck fand sich natürlich vor. Die Marchesa that einen hellen Schrei, als wollte sich die Seele von dem Leibe trennen. Kopfschüttelnd gab ihn Luigi, kopfschüttelnd nahm ihn der Goldschmied zurück, der sich nun in Begleitung des tugendsamen Saverio hinwegbegab.

„Theuere Katharina!" bat Luigi, „o, sage mir, wie bist du so traurig eines solchen Schmuckes wegen? Vielleicht kann ich in den nächsten Monaten eine bedeutende Summe einnehmen; dann, ja dann sollst du dennoch diesen Schmuck bekommen! Wie könnte ich denn mein süßes Herz so leiden sehen? Komm', kleiner Narr, und sei gut!"

„Katharina aber stieß ihn von sich und schrie: „Rühr' mich nicht an; ich bin pestkrank und aussätzig! ich Elende! ich Verworfene!" Sie warf sich auf den Boden, raufte sich die Haare aus und schrie, von heftigen Gewissensbissen gemartert, dann aber weinte sie wieder und schluchzte; wenn aber Luigi sie aufzuheitern suchte, begann sie von Neuem zu rasen. Gerade so macht es meine Peppina auch, nur daß ich ein Mittel dagegen weiß. Dort aber im Palaste ward bei einbrechender Nacht das Uebel schlimmer; sie

nannte laut den Mönch einen Teufel, ihren Verführer, so daß Luigi, wie ein Besessener, aus dem Saale herausstürzte und zu seinen Dienern schrie: „Nehmt Euch in Acht, daß ich Euch nicht stoße! Hängt mir ein Bret vor die Augen! O Jupiter, warst du doch auch ein Stier, als die Europa auf dir ritt, und hattest Hörner, wie ein Stier!“ Kennt Ihr die schöne Statua von dem Heiden Jupiter und der Europa? Steht sie nicht im Vaticane? An eine solche Statua aber dachte der arme Luigi. Aber bald war er still und zog sich in sein Betstübchen zurück, indem er die Thüre hinter sich zuschlug und verriegelte. Gegen Mitternacht klopfte Etwas leise an seine Thüre und winselte ganz erbärmlich. Luigi aber biß sich in die Fäuste und blieb still. Als er am andern Morgen bleich und wüst herauskam, meldete ihm ein Diener, daß die Marchesa verschwunden sei.

„Wie sie wiedergefunden worden ist, habt Ihr selbst gesehen! Seht,“ sprach nun lachend der alte Spielmann, „jetzt habe ich mein Versprechen gehalten!“ Ich lohnte ihn, und er ging stille fort, da er sah, wie traurig mich seine Geschichte gemacht hatte.

Ich habe nur noch hinzuzusetzen:

Einige Wochen darauf erging ich mich mit einem Landsmanne auf dem Monte Pincio in der ersten Frühlingsgrüne unfern der Villa Medici. Hier und da lachten blühende Bäume, wie fröhliche Mädchen, und hoch schwang der Lorbeer seine goldenen Federbüsche. An den grünen Abhängen krochen muntere Knaben nach Primeln und blauen Träubchen herum. Zu unserer Linken lag die ganze Stadt Roma mit ihren Palästen, Kirchen, Klöstern und tausend Straßen und Gassen hingebreitet, und schien sich selbst, wie

ein glückliches Kind, ein Liedchen zu summen, das leise zu uns herüberwogte. Hoch oben aber im azurnen Himmel jauchzte eine unsichtbare Lerche. Ich war so heiter gestimmt, daß ich allen Menschen hätte zurufen mögen: „Christ ist erstanden! und nun ist Alles gut! Wir Alle sind wieder Brüder worden!“ Bald wurde ich aber abgekühlt, als ich in einiger Entfernung auf der Stelle, wo man die ganze Piazza del Popolo übersehen kann, zwei langbeinige Engländer mit den Lorgnetten an den Augen so eingefroren dort stehen sah, daß mein Herz wieder tief in die Brust zurücksank. Mein Begleiter, welcher mir meine Gedanken vom Gesichte abgelesen haben mochte, sagte lachend: „Sieh' nur dort diese englischen Nationalgesichter mit schmaler Nase, langem Kinn, und dem offenen Munde, in welchem man immer das weiße Gitter der Zähne sieht, hinter welchem die arme englische Sprache eingesperrt ist und sich mißmuthig darinnen herumwälzt, weil sie kaum mit der Tatze herauslangen darf! Und doch ist vielleicht kein Volk voll so poetischer Gedanken, als dieses!“

„Der Engländer,“ entgegnete ich, „ist ein verwöhntes Kind der Geschichte, großartig und launisch, wie die Nordsee, seine Amme, tiefsinnig, wie seine Mutter, die einsame, große Insel, aber auch egoistisch und hartherzig, wie sein reicher Oheim, der Welthandel, bei dem er auf dem Comptoir arbeitet.“

Indem wir solche Gleichnisse schmiedeten, kamen wir weiter vor, wo wir gleichfalls die Piazza unten überschauen konnten. Dieser Platz des Volkes, wie er heißt, wird auch zum Rabensteine gebraucht. Ich sah dort zu verschiedenen Malen ein solches entsetzliches Schauspiel der Hinrichtung. Dort sah ich auch zwei römische Carbonari unter

der Guillotine Kopf und Leben verlieren. Die beiden Böſewichter ſtarben brav und altrömiſch. Jetzt war der Platz wieder mit neugierigen Gaffern angefüllt, aus ihrer Mitte ragte aber hoch das Gerüſte der Guillotine empor. Wie eine hungrige Natter, züngelte oben das heimtückiſche Beil. Das Getöſe von der Menge wuchs. Der Verbrecher, ein hoher, ſchlanker Mann, ſchritt zwiſchen zwei betenden, vermummten Brüdern des Todes empor zur gräßlichen Bühne. Seine Geſtalt ſchien mir einmal im Leben ſchon vorübergegangen zu ſein. Jetzt trat er zum Blocke, beugte ſich — Alles verging vor meinen Augen — ich wendete mich um, wie ein Schwert fuhr es durch meine Seele, ein dumpfer Schlag fiel, ich fuhr empor. Die Brüder des Todes und das ganze Volk ſchrieen: „Es lebe Maria! Betet! betet für die arme Seele!“

Wie vernichtet, ſtand ich oben. Mir war in dieſem Augenblicke die Welt ſo gleichgültig, ſo ein ſchändliches und erbärmliches Nichts, daß ich ſelbſt hätte ſterben mögen. Der alte Spielmann ging eben an mir vorüber und drückte mir einen Zettel in die Hand. Es war der gedruckte Bericht von der Verurtheilung des Verbrechers.

Erſt wie ich nach Hauſe kam, warf ich einen Blick darauf. Wie erſchrak ich aber, als mir die Worte: „Marcheſe Luigi Ponetti“ in die Augen ſprangen. Ja, er war es, der Unglückſelige, der unter dem Beile der Juſtiz den Nacken gebogen hatte! — Es war in dem Berichte kurz erzählt:

Am funfzehnten April dieſes Jahres ſei Luigi in das Benedictinerkloſter zu ..... gekommen, und habe begehrt mit dem frommen Bruder Saverio zu ſprechen. Dieſer wäre gekommen, worauf Beide im Kloſtergarten eine Zeit-

lang herumgegangen wären. Allda befinde sich unter anderen Heiligen auch eine kleine, marmorne Statue der heiligen Katharina. Dort angekommen, habe Luigi Ponetti den Mönch niedergeworfen und mit einem Messer drei absolut tödtliche Stiche, zwei durch die Brust, und einen in den Schädel hinein versetzt, so daß der unglückliche Saverio auf der Stelle sein Leben aufgegeben hätte. Die Klosterbrüder wären erschrocken herbeigerannt, Luigi aber habe sich noch mit dem Mordwerkzeuge in der Hand ruhig gefangen gegeben. Seines Verbrechens geständig, wäre er in der Hauptversammlung des Tribunals einstimmig zum Tode verurtheilt worden.

Einige Tage darauf reiste ich mit diesem Schlagschatten in meiner Seele von Rom ab.

Dies, Ihr Freunde, war die italienische Novelle!"

Als so Johannes seine Geschichte beendet hatte, trug der Abt darauf an: die von der Polizei verlangten Statuten der Gesellschaft zu entwerfen, um sie einreichen zu können. Mit Stimmenmehrheit erklärte sich die Gesellschaft dagegen. Doctor Docht, der Philosoph, welcher ein Journal in der sogenannten Weiterentwickelung der Hegel'schen Philosophie redigirte und dabei die ärgerlichsten Händel mit dem Censor hatte, da dieser weder das Erlaubte noch Unerlaubte zu verstehen vermochte, zeichnete sich dabei als Redner aus. Was die Polizei durch ihre Einmischung verhüten wollte, hatte sie gerade hervorgerufen: politische und religiöse Erörterungen. Docht ging so scharf heraus, daß er geradezu behauptete, man müsse dem Volke den Glauben an ein Jenseitiges und an die Unsterblichkeit der

Seele austreiben, um alle seine Wünsche in dem Diesseits zu concentriren. Da dieselbe Debatte seitdem den weitesten Kreis im Publikum eingenommen hat, so mag sie dort auch ihre Erledigung finden. Johannes, welcher seit einiger Zeit Alles auf die dramatische Poesie bezog, war mit Benedict darüber einverstanden: daß aus dem Kampf der geschichtlichen Gegensätze in der Theorie sich zunächst das Ideale davon in dem Drama abspiegeln müsse, bis die harte Wirklichkeit diese Gegensätze in die eigene, schwielige Hand nehmen werde. Die Gesellschaft war, als sie heute auseinander ging, ernster gestimmt als je; denn Jeder fühlte, daß ihr harmloses Novellen- und Idyllenleben sich dem Ende zuneige.

Unser Bekannter, Doctor Erdmann, der Arzt, welchem wir die Geschichte der Helena Vallisneria zum Theil verdanken, hatte an diesem Abende lebhaft Theil genommen, sie aber, wie es schien, nicht sehr sich zu Gemüthe geführt; denn kaum hatte er sich daheim zu Bette gelegt, so lag er auch schon im tiefsten Schlafe. Wie er gerade am Süßesten schlief, wurde er vom Läuten der Nachtklingel geweckt und eiligst zu Doctor Docht gerufen.

Erdmann warf sich in seine Kleider und eilte zu ihm.

Was dem vortrefflichen Docht widerfahren ist, sollen wir im nächsten Convent der Benedictiner erfahren.

Docht erzählte den Unfall, welcher ihm zugestoßen war, so:

Der Scheintodte.

Mir träumte, daß ich im Sterben läge, ich fühlte plötzlich einen Stich im Herzen, der mich lang ausstreckte, Eiskälte zog über alle meine Gebeine, ich war todt, um mich wogte es, wie ein dunkles, schauerliches Meer. Wie aus weiter Ferne, drang zu mir das Weinen und Stöhnen meiner Frau; doch wußte ich, daß ich wirklich todt war. Es war mir, als wäre meine Seele aus dem Leibe herausgetreten, aber doch nicht getrennt von ihm; denn ich konnte meine Leiche sehen, auch die Hände der Leichenwäscherin bemerken, ja sogar allmälig vernehmen, auch ohne eigentlich zu hören, was um mich gesprochen wurde. Ich war gar nicht übel aufgelegt, mit meiner Frau zu zanken, als sie schluchzend sagte: „Nun hat er mir auch den Glauben an das Jenseits und auf das Wiedersehen nach dem Tode geraubt, wie will ich nun den Gedanken der ewigen Trennung von ihm ertragen?“ Ich hätte ihr das Alles gern ausein-

andersetzen mögen, aber ich hatte ja kein Mittel mehr, mich ihr verständlich zu machen. „Schnurren! Nichts, als Schnurren!“ wollte ich ihr zuflüstern, „aber wie? Ich versuchte die Kinnbacken meiner Leiche zu rühren, aber es half Alles Nichts: „Wenn sie nur auf den Einfall kämen,“ dachte ich bei mir, „mich zu galvanisiren, dann wollte ich schon den rechten Moment benutzen, und mich mit Worten bemerklich machen.“ Ich lief, wie eine Spinne, auf dem Gewebe meiner Nerven herum, aber es waren und blieben nur Fäden, nichtsnutziges Zeug. „Ich wollte, daß' sie den Kerl da verbrennen ließen,“ dachte ich, „so käm' ich doch von ihm los; oder das Bischen dumpfe, dumme Denken, welches noch übrig ist, verrauchte!“ Doch in dem christlichen Staate wird die Sache mit Fäulniß abgemacht; meinetwegen auch. Wenn ich dabei nur hätte schlafen können; ich wachte in Einem fort. Fast hätte ich lachen mögen über die ganze Vorstellung, daß Schlaf und Tod so ziemlich auf Eins hinauslaufen sollten! Dabei hatte ich doch ein unnennbares Grauen vor dem Begrabenwerden. Ich ging noch einmal alle Gefäße in meinem Leibe durch und fand durchaus keine Ursache an einen Scheintod zu glauben; denn die Verwesung begann. Ich hatte eine rechte Freude darüber. Endlich brach der Begräbnißtag heran; es kam mir höchst schnurrig vor, daß mich der Barbier vorher rasirte, und die Leichenfrau mir ein langes, weißes Kleid mit offenem Rücken anzog. „Schöne Würmertoilette das!“ seufzte das Ding, das noch immer bald bei, bald in der Leiche das Bewußtsein fortsetzte. So lag ich denn in einem Sarge. Da gelang es mir — ich weiß nicht, wie? — das linke Augenlied ein wenig in die Höhe zu schieben! „Pfui, wie das aussieht!“ sagte die *Leichenfrau und* drückte es wieder zu; ich gab mir nun

vergebliche Mühe, irgend Etwas anzufangen und anzudeuten, daß sich die absolute Idee noch immer in mir zum gemeinen Bewußtsein bringe. Es half Alles Nichts, ich war einmal gestorben. Ich wurde ungeduldig, als endlich die Nachbarsleute und viele andere Bekannte kamen, um meiner Leiche die letzte Visite zu machen. Ueber Sie, lieber Doctor, ärgerte ich mich am Meisten; Sie sagten zu einem unserer Freunde, indem Sie mir auf die kalte Nase tippten: „Nun freue dich, Alter, daß du an dir selbst die Unsterblichkeit der Seele widerlegen kannst!“ „Daß dich!“ dachte ich, „als wenn ich jetzt klüger wäre, als früher!“ Nun kamen meine Frau und die Kinder und nahmen von mir Abschied auf ewig. Jetzt aber gerieth das fort und fort glimmende Bewußtsein in eine gräßliche Angst; denn der Deckel wurde auf den Sarg genagelt. Ich wurde die Treppe hinuntergetragen, auf den Leichenwagen gesetzt, und der Zug ging vorwärts, langsam, langsam dem Kirchhofe zu. „So fahre ich denn zum letzten Male spazieren,“ dachte ich; aber die Angst stieg, indem das denkende Ding im Sarge fragte: „Wie, wenn der Leib nur scheintodt wäre und ich lebendig begraben würde?“ Wie eine kluge Maus, kroch es bei diesem Gedanken durch alle Höhlen und Gänge im Leibe umher, und kam auf kein anderes Resultat, als das: „Der Kerl ist wirklich todt!“ Der Wagen hielt an. Er war auf dem Kirchhofe angelangt. Nun trat eine lange, lange Pause ein. Es mochte der Pfaffe draußen den Leuten eine Rede über meine Tugenden halten. Der Sarg, welcher jetzt in den Seilen über dem Grabe hing, kam in ein Schaukeln; jetzt schnurrte es an den Wänden und es war, als ob meine Leiche dabei umgekehrt würde, auf den Rücken oder die Seite. Pumps! stand der Sarg

auf dem Boden des Grabes fest. Da schlugen und pochten die Erdschollen von Oben herunter auf den Sargdeckel; es war schändlich mit anzuhören. „Eine schöne Geschichte!“ dachte das Ding in mir; „entweder bin ich todt — gut, — so will ich auch Nichts mehr von allen diesen Geschichten wissen, oder meine Seele lebt noch, so will ich hinaus an Licht und Luft, und wäre es nur als Gespenst!“ In der Furcht, daß ich nun von der Oberwelt ganz geschieden sei, war selbst das Rollen der Erdschollen auf den Sarg herunter, das Klingeln der Schaufeln, welche sie herabwarfen, noch tröstlich; hörte ich doch auch zwischendurch die Stimmen der Todtengräber, welche sich vom Mäßigkeitsverein unterhielten, soviel ich verstehen konnte. Doch die dumpfen Klänge der Schaufeln und das Rollen der Erde wurde immer unvernehmlicher, die Stimmen drangen nicht mehr herunter, endlich war es ganz still, wie man sagt, todtenstill. So war es vorbei mit der Außenwelt. Nun hatte ich die schändlichste Langeweile. Ich nahm meine Erinnerung und mein Gedächtniß in Anspruch, es wollte Nichts dabei herauskommen. Selbst die Gedichte eines Lebendigen, welche ich auswendig weiß, wollten mir nicht mehr gefallen. „Nun, ich kann wohl abwarten, wie dieses Räthsel sich löst,“ dachte ich bei mir. Es sollte mir gelöst werden. In einem fürchterlichen Moment kam es mir vor, als unterhielten sich zwei denkende Wesen neben an:

„Weißt du, wer hier unten in der Verdammniß liegt?“

„Als er lebte, hieß er Docht!“

„Er ist zu schwer „an sich und für sich,“ nun liegt er darin, wie ein Bleiklump; der wird noch froh sein, wenn er auch nur wieder als Kröte aus seinem Schädel in die *schlechte* Endlichkeit hinauskriechen kann.“

„Sahst du gestern die Geflügelten auf der Fahrt zum Morgenstern?“

„Nein! aber heute gelang es Mirabeau wieder, als Kind geboren zu werden.“

Da war Alles wieder still; ein seltsames Zittern fuhr durch alle meine Nerven; ich hatte geträumt, und, wie ein vom Untergang Geretteter, stöhnte ich auf: „Ich lebe noch! ich lebe!“ Der Schlaf war da von mir gewichen, alle meine Sinne waren wieder wach, vorzüglich das Gefühl, denn mich fror unsäglich. Bald besann ich mich, daß ich mich ruhig zu Bett gelegt hatte, ich wollte die Bettdecke von mir heben, und — denk' dir — gräßlich, furchtbar! meine Hände trafen oben an den bretternen Sargdeckel. Also hatte ich nicht geträumt, ich war wirklich lebendig begraben! Hülfe! Hülfe! Ich schlug mit beiden Fäusten an die hallenden Breter; da hörte ich die Stimme meiner Frau: „Docht! mein lieber Docht! was ist dir?“

„Hilf mir aus dem Sarg heraus!“

„Du träumst! du träumst!“

„Ich habe ja die Augen offen, ich weiß Alles!“

Da sah ich Licht, Licht! Licht! Es war das Nachtlicht, mit welchem meine Frau unter das Bett leuchtete, denn im Traume war ich herausgefallen, hatte mich gedreht, war so unter das Bett gerathen, und so war Alles erklärt. Kinder, ich freue mich, daß ich noch lebe und bei Euch bin! Das wäre ja die niederträchtigste Geschichte, wenn man in der schlechten Endlichkeit und dazu im Grabe unsterblich bleiben sollte! Ein Hund hätte es da besser, als Unsereiner; puh!“

Docht's Abenteuer hatte die Gesellschaft ernsthaft gestimmt. Es ging ihr, wie der ganzen Zeit, von welcher sie wenigstens ein blühender Grashalm war. Sie wurde, ohne zu wissen, wie? aus dem Novellenleben hinausgerückt. Der Horizont der Zeit hatte sich mit schwülen Wolken bedeckt, aus welchen die Blitze politischer und religiöser Fragen auch in das blödeste Auge zuckten.

Bereits war man in den ernsthaftesten Streit über die Beweise vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit gerathen. Benedict hatte jetzt das Wort. Er behauptete: sähen wir in jedem einzelnen Naturding sich eine Idee darstellen, so verhalte sich die sichtbare Natur von selbst, wie ein Gedicht zu dem Dichter, der sich darin ausspreche und verkläre; daher sei es ein Wahnsinn, an der schaffenden Vernunft vor dem Webebaum der Natur und der Menschengeschichte zu zweifeln.

„Das poetische Gemüth des Dichters," fuhr Johannes fort, „kann von seiner Bethätigung nicht getrennt gedacht werden. Es genießt in der immer neuen Schöpfungsthat sein Bewußtsein, indem es sich in allen möglichen Gegensätzen auseinander legt, und Contrast zu Contrast, Rose und Schierling, Fisch und Schlange, Adler und Taube, Wolf und Schaf hervorgehen läßt, und dann alle Gegensätze in der Natur in einem Knoten, in der Brust des Menschen zusammenfaßt, und zu einer neuen Gestaltung unerbittlich drängt, — zu der Schöpfung des freien Menschengeistes, in welchem Gott sich selbst gegenübersteht."

„Johannes, du wirst," rief Erdmann, „zu hochbeinig, wir armen Dachse kommen nicht mit fort."

„In alten Zeiten," fuhr Johannes fort, „nannte man einen gottähnlichen Menschen: Gottessohn! Das durch die

Größe einer solchen Erscheinung gereizte, niedere Gemüth des Volkes wird einen solchen Gottmenschen so oder anders vernichten, um dann in Reue und Entsetzen über den Frevel das Gewand der Fabel zu werfen, und die Leiche als Gott anzubeten."

Bei diesem offenherzigen Poetenbekenntniß brach ein unermeßlicher Lärm in der Gesellschaft aus, besonders fühlten sich die Maler verletzt, welche in Düsseldorf in die fromme Sinnesart ihres Meisters Schadow eingeweiht waren; die Bildhauer hielten es mehr mit dem Poeten.

Der Abt schaffte endlich Ruhe, und fragte: „Soll jetzt die Erörterung geschlossen sein?" „Nein! Nein!" rief es von allen Enden.

„Gewiß sind wir," nahm Herrmann das Wort, „auf den Punkt gerathen, wo wir auch den mythischen Theil der Religion für das nehmen, was er ist, aber es ist dennoch schlimm genug, daß uns Keppler mit seinen Weltgesetzen den schönen Himmelssaal mit den Engeln und Harfen geraubt hat, und wir uns nun mitten in einem Weltmeere befinden, ohne zu wissen: wo hinaus? Wir mögen uns sträuben, wie wir wollen, die Menschheit bedarf eines anderen religiösen Hintergrundes! Wir müssen eine neue Offenbarung von Gott und Unsterblichkeit haben!"

„Es ist eine recht wunderbare Zeit," versetzte Benedict, „sie läßt zunächst nichts Großes aufkommen, ihr Geist zersprengt noch immer das Gefäß. Der Mann, welcher vielleicht eine solche neue Offenbarung entdeckt hat, ist schon gestorben. In seinen nachgelassenen Papieren hat man Nichts gefunden, als ein Blatt mit hieroglyphisch bezeichneten Bildern der Sonne und der Planeten:

„Uranus mit dem Bilde eines Polypen, Saturn mit

der Schildkröte, Jupiter mit dem Fische, Vesta, Juno, Ceres und Pallas mit Käfern, Mars mit der Eidechse, die Erde mit einer Robbe, die Venus mit dem Vogel, den Mercur mit dem Hirsche, die Sonne mit einem Glorien-gesichte."

„Und was soll dein mystischer Philosoph beweisen?" fragte Erdmann.

„Ich erinnere mich," versetzte Benedict, „noch eines Gespräches kurz vor seinem Tode, in welchem er behauptete:

„Wenn schon auf jeglichem Planeten alle Gattungen der Geschöpfe unserer Erdennatur in Individuen angedeutet wären, so könne doch nur diejenige bestimmte Gattung auf jedem einzelnen vorzugsweise ausgebildet sein, in welcher die eigene Natur des Planeten am Bestimmtesten und Individuellsten sich ausprägen könne; die Planeten verhielten sich jedoch, wie die Klassen des Thierreichs, zueinander. Ein jeder Planet habe die Natur einer Thierklasse an sich, so der Mercur das heiße, brennende, feinorganisirte, gedrängte, feste Wesen des Säugethiers; die helle, glänzende Venus mit ihrer sonnigen, leichten Atmosphäre als ein himmlisches Reich des Gesanges und Klanges die Natur eines Vogelwesens; die Erde, mehr Wasser, als Land, wäre eine arme Seerobbe, welche nur den Kopf aus dem Meere herausstreckt, diese arme Undine, deren Kinder wir sind, mit der ruhelosen Sehnsucht nach einer unsterblichen Seele und einem geflügelten Dasein; dann folge ihr nächster Verwandter, der Mars, mit dem glitzernden Eidechsenauge in seiner trüben, schwülen Atmosphäre, weiter hinter ihm die kleinen, brennenden Käfer, die Asteroïden, dann der große *Schlamm*- und Wasserplanet Jupiter, der buntgestreifte Fisch

mit seiner schnellen Umdrehung, nun weit hinten Saturn mit dem weichen Kern und dem harten Schutzring, diese augenlose Schnecke in dem Schalengehäuse, während auf dem dunkelgrauen, eisigen Uranus nur noch ein polypisches Dämmerleben Statt finden könne! Man könne daher von einem Gemsen-, Vogel-, Robben-, Eidechsen-, Käfer-, Schnecken- und Polypenmenschen sprechen, je nachdem man das höchste Geschöpf auf diesem oder jenem Planeten bezeichnen wolle. Betrachte man nun das ganze Sonnensystem als eine einzige Welt und die Klassen der Wesen in ihr als Steigerungen zum höheren Leben, „vom Frosch zum Apollo," so müsse der Tod des höchsten Geschöpfes auf einem Planeten, in welchem er sich selbst zum Bewußtsein gebracht, die Geburtsstunde für die höhere Wesenreihe im darauf folgenden sein. Analogieen fänden sich genug; es gäbe Larven im Wasser, aus welchen das verklärte Wesen als Käfer zu Licht und Luft sich emporschwinge. So wäre unsere Erde der Himmel für die Bewohner des Mars, die Venus aber für die unsterbliche Menschenseele."

Johannes reichte dem Freunde die Hand und legte in einen Druck derselben seine ganze Seele mit den Worten:

„Die Erkenntniß, welche uns den Himmel, Gott und Unsterblichkeit geraubt hat, wird die Menschheit in einem neuen Glauben erlösen, welcher zugleich ein Wissen ist, und in ihm werden die Gegensätze der alten Natur- und der christlichen Religion von selbst in Eins zusammenfallen. Wie alle Gedanken und Träume der alten orientalischen und abendländischen Völker endlich sich im Christenthume zu einer Religion vereinigten, welche die Welt überwand, so wird auch der von Christus verheißene Tröster kommen

und mit ihm die Religion der Freiheit und der Freude, der rebenbekränzte Dionyſos der Zukunft.“

So ſchloß der Convent an dieſem Abende mit dem Ernſt, welcher wie ein dumpfes Brauſen dem deichdurchbrechenden Meere vorangeht.

Judica.

Die Benedictiner waren in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage wieder in ihrem Casino versammelt. Dem Doctor Docht war die Concession zur Herausgabe seiner Zeitschrift entzogen worden, weil die Regierung immer bestimmter das Ziel in das Auge faßte: die Gemüther des Volks von der Politik auf die Religion in ihrer hergebrachten Fassung zurückzuwenden, während Docht dagegen immer entschiedener in seiner Zeitschrift den Gedanken hervorkehrte: daß eine Religion, welche kein Diesseits habe, dem Menschengeschlecht Tugend und Freiheit raube. Beide Richtungen, die diplomatische, wie die philosophische, hatten sich gegenseitig hervorgelockt, gewiß ohne die Ahnung, daß sie blos dazu dienen würden, einen politisch-religiösen Dämon mitten aus dem Volke heraufzubeschwören. Docht hatte jedoch den Entschluß gefaßt, die Heimath zu verlassen und nach Paris auszuwandern. Da er, um sich die Sache bequem zu machen, auch das Ideal der Nationalität und des Vaterlandes jetzt im Convente für eine romantische Schnurre erklärte, so erhob sich in der Gesellschaft ein bitterer Streit, welcher sich nicht eher schlichtete, bis der Abt den Convent schloß und dadurch Vielen Gelegenheit gab, sich in die um-

stoßenden Zimmer zu entfernen. So zertheilte sich die Gesellschaft in verschiedene Gruppen.

Hermann, Benedict, Johannes und Andere blieben einige Zeitlang schweigsam, bis Hermann das Wort ergriff: „Immer näher rückt mir der Gedanke, daß unser Novellenleben am Ende sei; die eherne Wirklichkeit wird die Poesie aufzehren, ehe wir es uns träumen mögen. Laßt uns daher diese wenigen, kurzen Stunden noch pflegen, wie Blumen, welche nur um so schöner, je vergänglicher sie sind. Johannes hat auf meine Bitten eine Novelle zur Unterhaltung mitgebracht; er trägt sie uns wohl vor!“ Da die übrigen Freunde in diesem Wunsche übereinstimmten, so zog Johannes das Buch aus der Tasche und las vor:

Das Heimweh.

An der voigtländisch-böhmischen Grenze, in einem düstern Tannicht zieht sich aus einem Quellbrunnen ein Wasserfaden durch Moos und Heidelbeergesträuch hinunter in das Thal, wo er, mit anderen Wasserfäden verbunden und zu einem reichen Bache angeschwollen, an dem schönen Dorfe Elster vorüberzieht und von ihm seinen Flußnamen annimmt, welchen er zugleich seinen Thalgründen schenkt, so weit er an Dörfern, Schlössern und Städten vorübergeht, bis zum Grabe Poniatowsky's bei Leipzig — und seinem eigenen hinter Merseburg in der Saale. Der immergrüne Tannenwald, in dessen Wurzelarmen die Elster zuerst ihre hellen Augen aufgeschlagen hat, giebt ihr auf ihrer Wanderschaft in die Niederungen so weit das Geleit, als er auf *den Hügelketten* in ihre Thäler herunterklettern kann.

Selbst da, wo die rodende Axt den Wald stundenweit zurückgedrängt hat, verschwindet er nicht ganz aus dem Gesichtskreise, und ehe man es meint, rückt er wieder über die Hügelrücken zu seinem geliebten Kinde herunter.

Dadurch kommt es, daß dieses kleine Ländchen, welches in alten Zeiten dem jedesmaligen deutschen Kaiser gewissermaßen als Schatullengut, mehr aber noch seinen Voigten angehörte, großentheils aus Wald bestanden hat, ehe die treulose Elster sich zur Holzflöße gebrauchen ließ. Doch ist trotz der vielen Rodungen der Feldbau noch heute im obern Voigtlande von geringem, von größerm Ertrage aber Wiesenbau und Viehzucht, und noch immer finden sich Bloche für die Sägemühle, Harz für die Pechsiederei, Fichtenrinde für die Rußhütte und auch zartgeädertes Tannenholz für die Geigenmacher im obern Voigtlande; denn noch giebt es meilenlange Waldstrecken, in deren düsterem Schatten der Kreuzschnabel sein geheimnißvolles Lied singen kann. Auch findet noch immer dort der Bergmann die reichen Eisenerzgänge im Schooße der Berge für die Hochöfen in Morgenröthe und Rautenkranz.

Die Menschen, welche in Berggegenden und an den Quellen der Flüsse wohnen, hegen in sich einen wunderbaren Widerspruch: daheim plagt sie die Wanderlust und in der Fremde das Heimweh. Das Eine kann man durch die Fernaussicht von den Bergen hinunter in die Fremde und aus der damit verbundenen Sehnsucht, das Fremde sich kennen zu lernen, vielleicht erklären; zeigt doch oben der Zug der Wolken aus den Wäldern hinunter in die Niederungen, und unten der wanderungslustige Strom den Weg aus den Pforten der Thäler hinaus. Doch das Heim-

weh bleibt unerklärlich, wie die Wanderschaft der Vögel im Herbste und ihre Heimkehr im Frühling.

Die Voigtländer halten es aber nach ihrer Art; sie sind die sächsischen Tyroler, nur genügsamer, nur regsamer, nur hartnäckiger in Verfolgung ihres Zieles, doch eben so bieder, wenn auch derber.

Gemischt aus deutschem und slawischem Blute, haben sie das Gute von beiden Arten, wie aus der Kreuzung verschiedener Völker immer ein drittes und vorzüglicheres Geschlecht entsteht; denn die Natur nimmt wenig Rücksicht auf die romantische Idee vom ursprünglichen, unverfälschten Blute; Mesalliance ist eben, was sie will. Daher mag es kommen, daß selbst ein gestähltes Herz, welches daheim den Jungfrauen des Landes glücklich Trotz geboten hat, in der Fremde der Liebe anheimfällt.

Dieselbe Erfahrung hatte ein amerikanischer Kaufmann, Arthur Notham, gemacht, zur Zeit, wo Nordamerika noch unter dem britischen Scepter sich entwickelte. Er hatte eine Reise nach Deutschland unternommen, um sein bedeutendes Handlungsgeschäft, welches er in Newyork hatte, durch unmittelbare Verbindungen mit den deutschen Kaufleuten und Fabrikanten noch mehr zu erweitern, denn er war, wie alle Amerikaner, ein Kind der Speculation. Sein ganzes Gemüth war in seine Contobücher aufgegangen.

Er stand in dem Vollsaft einer überseeischen Gesundheit, ohne daß ein Funken verächtlicher Schwärmerei durch seinen wattirten, von oben bis unten zugeknöpften Rock in ihn hätte eindringen können; daß keine von innen herauskam, dafür sorgte er selbst. So war er nach Gera gekommen und verweilte dort länger, als er früher gedacht hatte. Seine Handelsfreunde hielten dafür, daß ihn das

gute Rindfleisch gefesselt hätte; sein Aufenthalt hatte aber eine tiefere Ursache; denn sah sein Gesicht sonst immer aus, wie ein schöner, langweiliger Sonntagsnachmittag im Monat August, welcher gar kein Ende nehmen will, so schlich sich jetzt allmälig eine faltige Wolke nach der andern über seine Stirne. Vergeblich hatte er sich zum besonderen Comfort einen zweiten Stuhl zugelegt, auf welchen er seine transatlantischen Reisestiefel beim Sitzen legen konnte, vergeblich nahm er eine Cigarre nach der andern aus dem Etui und hüllte sich in Nebel, die Wolken wollten nicht aus seinem Gesichte schwinden. Fast täglich rief er seinen Diener John, welcher mit ihm herübergekommen war, und hieß ihn die Koffer zur Abreise packen. John war der treueste Diener von der Welt, nur hielt er auf seine christliche Freiheit, welche darin bestand, daß er im Zimmer und überall den Hut auf dem Kopfe behielt. Er stand im Gerede, daß er auch mit ihm, wie in uralter Zeit ein König mit der Krone, zu Bette gehe. Böse Jungen sagten ihm nach, er trüge darunter einen Vogel, welcher fortfliege, wenn er ihn lüfte.

Trat der alte John mit seinem breitkrämpigen Hute früh an das Bett seines Herrn mit der Meldung, daß Alles zur Abreise bereit sei, so hieß es immer: „Pack' wieder aus!" Brummend und kopfschüttelnd ging John an die immer neue Arbeit.

So vergingen ein Herbst und ein Winter, Arthur aber blieb in Gera im Gasthof zum deutschen Hause in seinen Gedanken sitzen.

Er ging wenig aus, nur einen Tag um den andern nach Leimnitz, einem nahen Dorfe, wo ein alter kaiserlicher Rittmeister wohnte, welcher im östreichischen Erbfolgekriege lahm geworden war und sich mit seinem Dreimaster und

dem mächtigen Haarzopfe dorthin zurückgezogen hatte. Man vergißt selten den Ort, wo es Einem wohl geworden ist, und der Rittmeister Lazarus von Thossenfeld war nicht undankbar. Er hatte bei einem Bauer in Leimnitz in Quartier gelegen und Bekanntschaft mit dessen Tochter Theresia gemacht, und nur, wie er vorgab, aus Anhänglichkeit an seine Kaiserin, deren Namensschwester sie war. Doch mochte diese Anhänglichkeit weiter gegangen sein, als es ihrem Vater lieb sein konnte. Eines Morgens stand dieser vor dem Bette des Rittmeisters mit einer Holzaxt und tippte ihm mit ihrem Schaft auf die Schulter, daß der arme Junker vor Schrecken emporfuhr, als hätte ihn die ganze französische Armee überfallen. Der Bauer aber nahm die Axt wagerecht in die Hand und sagte: „Die Therese ist mein einziges Kind und erbt einmal mein schönes Bauergut mit Waldung, Wiese und Feld, Zu- und Einbehör, wie Alles liegt und steht; verstanden? — Und das Mädel darf mir keine Schande machen, verstanden? — Und sollte es anders sein, so habe ich gestern meine Axt geschliffen! Was meint der Herr Rittmeister zu dieser Affaire?“ Lazarus von Thossenfeld machte ein langes, einfältiges Gesicht, während er doch langsam im Kopfe einen guten und klugen Gedanken herumdrehte. Als er so bei sich bedachte, daß die Maria Theresia freilich keinen adeligen, doch einen kaiserlichen Namen besitze und mit der Aussicht auf die väterliche Erbschaft überhaupt eine Parthie sei, fragte er halb verschmitzt, halb verdutzt: „Und wenn ich sie nun heirathen wollte?“ — „Topp, es gilt!“ rief der Bauer; „Herr Pastor, liebe Nachbarn, tretet herein! komm', Therese, es ist Alles gut!“ — Und die Gerufenen, welche der kluge Bauer draußen vor der Thür postirt hatte, kamen feierlich herein. Der Pfarrer führte Maria Theresia

zu dem Rittmeister, welcher im Bette, wie in einer Mausefalle, stak, legte Hand in Hand und verlobte Beide miteinander mit väterlicher und ihrer eigenen Einwilligung.

An demselben Tage, wo der Rittmeister Marschordre erhielt, fand auch die Hochzeit Statt. Der Abschied der Neuvermählten war herzbrechend genug; denn der Rittmeister zog in den Krieg, die Frau Rittmeisterin aber mußte bei ihrem Vater zurückbleiben und ihre Niederkunft abwarten.

Sie genas eines Töchterleins, welches Johanna getauft wurde. Da der Rittmeister zuletzt aus Eger geschrieben hatte, so wurde ihm dorthin die Nachricht gesendet; der Brief kam aber zurück mit dem Bemerken, daß der Inhaber der Adresse irgendwo in der Lombardei stationirt sei. Wir können es zur Schande des Rittmeisters nicht verschweigen, daß er bei seinen Kriegsabenteuern beinahe die Namensschwester seiner Kaiserin vergessen hatte, als ihn an der spanischen Grenze eine Kartätschenkugel invalid machte und an Leimnitz erinnerte. So kam er mit einem natürlichen und einem künstlichen Bein, auf welches er freilich nunmehr eine kleine Pension bezog, nach zehn Jahren zu den Seinen zurück. Sein Schwiegervater war unterdessen verstorben, Maria Theresia aber ihm treu geblieben, wie er selbst seiner Kaiserin.

Es bedurfte für den invaliden Rittmeister nur kurze Zeit, um ihn zum bravsten Ehemann und Vater zu machen. Er wurde mit seiner kleinen Tochter Johanna fast wieder zum Kinde. Sichtbar entwickelte sich das Mädchen zu einer seltenen Schönheit. Von ihrem Vater hatte sie die schönen, schwarzen Augen, von ihrer Mutter das reiche, blonde Haar, welches sie freilich als Standesauszeichnung Sonntags gepudert tragen mußte. In dem rothsammetnen

Corsettchen und gründamastenen Reifrock, den weißen Strümpfen mit silbergestickten Zwickeln und den hohen Stöckelschuhen mit rothen Absätzen hätte sie sich auch mit jeder adeligen Dame der damaligen Zeit messen können, wenn nicht das blühende Gesicht mit den hellen Augen und den frischesten aller Lippen das Dorfmädchen verrathen mußte. Sie war der Stolz ihres Vaters, welcher es an keiner Gelegenheit fehlen ließ, sie zu verhätscheln; er hatte es ihr zu oft gesagt, daß sie das schönste Mädchen sei, warum sollte sie es nicht glauben? Und als sie größer wurde und von den jungen Honoratiorensöhnen in Gera dasselbe hörte, warum sollte sie nicht davon überzeugt sein? Das hätte wohl noch hingehen mögen, denn welches Mädchen hält sich nicht in seinem sechszehnten Jahre vor dem Spiegel für unwiderstehlich? Viel gefährlicher für ihr Gemüth war es, daß Herr Rittmeister Lazarus ihr allen Willen ließ, und sie, wie früher ihre Mutter, doch mit mehr Recht, seine Kaiserin hieß. Ihre Mutter war mit dieser Erziehung ganz einverstanden, zumal er sie versicherte, daß sie so ganz adelig sei.

Er vermied keine Gelegenheit, seinen Juwel der Welt zu zeigen, so weit sie vornehm und in Gera zu finden war. Es konnte drüben kein Fest ohne den Rittmeister und seine Familie gefeiert werden; kein Jahrmarkt ging vorüber, welchen er mit ihr nicht besucht hätte. Sein Absteigequartier war das deutsche Haus am Markte, wo damals österreisch gekocht, ungarisch getrunken wurde. Zu solcher Zeit fanden sich dort zum Frühstücke die vornehmen Familien aus der Umgegend ein, und nirgend gefiel es dem Rittmeister so, wie dort in der traulichen Weinstube, zumal der Wirth es nie versäumte, ihn unter dem Thorwege mit der Sammetmütze

in der Hand und der Anrede: „Hochwohlgeborner Herr Rittmeister, Dero unterthäniger Knecht!“ zu bewillkommnen.

An einem Michaelisjahrmarkte saß dort in der Honoratorenstube der amerikanische Handelsherr Arthur Notham, den rechten Fuß in der linken Hand und seine brennende Cigarre in der rechten. Beide Gegenstände fielen ihm jedoch aus den Händen, als der Rittmeister mit Fräulein Johanna hereintrat. Er fühlte, daß ihm in diesem Augenblicke Etwas widerfahren war, was über alle Bilance hinausging und in Soll und Haben zusammenfiel. In dieser Verlegenheit wußte er zuletzt mit seinen leeren Händen Nichts anzufangen; bald legte er sie über das rechte, bald über das linke Knie, bald fuhr er wieder mit der einen oder andern in die Weste: nur seine Augen wußten, wohin sie blicken sollten, denn es war ihm unmöglich, von der schönen Johanna, welche mit ihren Aeltern gegenüber an der zweiten Tafel sich niedergelassen hatte, einen Blick abzuwenden. Damit wäre er zu Stande gekommen, nur mit seinen Händen nicht; in dieser Verlegenheit hatte, ihm unbewußt, die Linke die Taschenuhr herausgenommen, die Rechte aber mit dem Uhrschlüssel sie so ungeschickt aufgezogen, daß die Kette zersprungen war, wie er freilich erst am andern Morgen bemerkte. Der dienstfertige Wirth hatte unterdessen der rittmeisterlichen Herrschaft das Frühstück servirt. So appetitlich, wie Fräulein Johanna, hatte Notham noch keine Person ein gebackenes Huhn essen sehen, so, wie sie, verstand ja kein Mensch mehr, Messer und Gabel zu handhaben. Sie war aber auch mehr, als sonst, reizend, ja verführerisch; denn der Schalk hatte nur zu bald bemerkt, welchen Eindruck ihr Figürchen auf den Fremden gemacht hatte. Wie wußte sie doch so anmuthig ihrem Vater das Kelchglas vollzuschenken! der Schnee

ihrer Händchen wetteiferte mit der weißglänzenden Tischwäsche, es war, als wenn sich blühende Apfelbaumzweige zum alten Schnurbart hinüberneigten; und wie blitzten bei ihrem anmuthigen Lächeln die Zähnchen aus dem Rosenkelche ihrer Lippen vor; — und wenn sie nun gar den schlanken Nacken wendete, daß der Puder von den Locken ein wenig aufstäubte, und beide Grübchen in den Wangen sich tiefer bohrten, hätte Notham völlig Schiffbruch gelitten, wenn er nicht zuvor schon beide Hände in den Rocktaschen untergebracht und sich an sich selbst, wie um einen Mast, geklammert gehabt hätte.

Auch der Rittmeister hatte endlich die Blicke des Fremden bemerkt; er stieß den Stumpf fester in das Loch auf der Diele, welches er allmälig im Laufe der Jahre hier gebohrt hatte, und fragte den Wirth, welcher die Teller wechseln ließ und eine Tafel Pfeffernüsse in einem Dessertkörbchen auf den Tisch stellte, mit unwilliger Neugierde: „Wer ist denn der Feuerwerker dort, der uns bombardirt?“

„Euer Gnaden zu dienen,“ versetzte der Wirth, „ein steinreicher Engländer aus New-York, Sir Arthur Notham! — Das obere und das untere Voigtland schickt an ihn seine Waaren; — er ist reicher, als ein Millionair, und kann sich wohl mit den Fürsten von Greiz, Schleiz und Lobenstein miteinander messen!“

„He da!“ entgegnete der Rittmeister, „aber wie mit meiner Kaiserin? Daß ihn das Höllenelement!“ —

„Meinen unterthänigsten Respect!“ antwortete der Wirth und schob die Sammetmütze auf das linke Ohr.

„Frag' Er einmal,“ befahl der Rittmeister, „den Sir Arthur, ob er nicht lieber mit mir ein Glas Tokayer trinken will, statt mich mit seiner Ocularinspection zu incommodiren!“

Der Wirth überbrachte Notham den Auftrag, und von diesem Augenblicke an war dieser — so wunderbar ist die Fügung Gottes —! Hausfreund des Rittmeisters.

Der Einladung, die Familie in Leimnitz zu besuchen, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, folgte der erste Besuch, diesem der zweite und endlich knüpfte sich daran eine solche Kette von Besuchen, daß sie an keinem Tage abriß.

Doch trotz dieser Zerstreuungen begann Arthur's sonst so taktfeste Gesundheit, mehr noch sein Gemüth zu leiden. Das Carmoisin seiner Wangen wollte mit ihnen selbst hinwegschmelzen, und von dem anmuthigen Doppelkinn, welches, wie ein detachirtes Fort, eine Belagerung herauszufordern geschienen und ihm so wohl gelassen hatte, war kaum noch eine Spur vorhanden. Nur seine großen, himmelblauen Augen hatten einen gewissen sentimentalen Blick erhalten. Mochte an diesem krankhaften Zustande das europäische Klima oder die veränderte Diät in Gera Schuld sein, er war nicht mehr der Mann, der hierher gekommen.

Hätte man geglaubt, daß er in Johanna verliebt, unglücklich verliebt gewesen wäre, so würde man doch daran zweifelhaft geworden sein, wenn man seine Selbstgespräche mit angehört hätte. Die mildeste Benennung, mit welcher er sie belegte, war immer noch: „Blutjunges Ding!" — Freilich hieß sie, wenn er mit ihr sprach, dafür ein Mal um das andere: „Lady!" — was ihr besonders wohl gefiel.

Plötzlich aber nannte er sie bei sich heimlich — auszusprechen ist der Frevel nicht, doch leicht niederzuschreiben — eine ausgesuchte Närrin! — Sie hatte ihm das Haus verboten, wenn er nicht in einer Perrücke und einem rothdamastenen Fracke, wie er damals Mode war, das nächste Mal erscheinen würde. Vierundzwanzig Stunden lang

trotzte er dem Verhängniß, da ließ er den Schneider und Friseur kommen. — Tags darauf galt es, die Frage zu beantworten, wer der ausgesuchteste Narr war, er oder sie? Als Arthur mit der riesenhaftesten Perrücke, welche in Gera aufzutreiben war, und in dem rothdamastenen Fracke herauskam, wollte sich Johanna fast todtlachen. Sie sank vor ihm muthwillig auf die Kniee und bat ihn um ein Andenken. Mit tausend Freuden sagte er zu, er mußte sein Ehrenwort darauf geben, ihr den Wunsch zu erfüllen. Mit der heiligsten Betheuerung legte er die Hand auf sein Herz und sagte: „Was Sie wollen, Lady Johanna!“

„So gieb mir deine abscheuliche Perrücke,“ rief sie, „damit du wieder einem Menschen ähnlich wirst.“

Er riß sie vom Kopfe und sie flog damit zur Thür hinaus. Eine Weile darauf kam seine große Dogge, mit der prächtigen Haarwolke geschmückt, in das Zimmer.

Notham war beleidigt; sein empörter Männerstolz ließ ihn den Besuch abbrechen und zurück nach Gera eilen.

„John, es wird eingepackt, morgen früh abgereist!“ rief er dem Diener zu; dieser ging unverdrossen an das Werk. Heute hieß Johanna eine kleine Hexe. Damit machte er freilich jede Unbill, die ihm widerfahren war, quitt; er brachte sich um das tragische Mitleid, welches ihm hier vielleicht zu Theil geworden wäre.

Aber auch im Hause des Rittmeisters war heute kein gutes Wetter. Die Frau Rittmeisterin hatte sich ein Herz gefaßt und ihren Mann gefragt: was denn aus den Besuchen des fremden Herrn oder den Unarten ihrer Johanna herauskommen solle?

„Will's Gott, eine Heirath!“ antwortete der Ritmeister.

„Ihr wollt doch nicht,“ versetzte die Rittmeisterin, „das

Mädchen da weit hinaus weggeben, daß man sie lebenslang nicht mehr wiedersieht? Und wie viele Meilen sind denn von hier nach Amerika? — Ueber Leipzig liegt es doch ganz bestimmt hinaus!"

„Aber wenn sich die beiden Leute nun lieb haben?" versetzte der Rittmeister, „he, wie dann? Was sich neckt, liebt sich! Er ist ein Mann von Stande, von seinem Urgroßvater her ist er englischer Baron."

„Baron hin, Baron her!" rief Frau Maria Theresia, „ich frage nur, wie viele Meilen nach Amerika sind?"

„Es werden wohl über einige zwanzig sein!" versetzte kleinlaut der Rittmeister; „aber Sir Notham ist eine reiche, sehr reiche Parthie; und dann wißt Ihr ja, meine Gnädige, daß Fräulein Johanna auch einen Willen hat."

„Freilich," versetzte Frau Maria Theresia, „doch sprecht mit ihr darüber, aber wie ein Mann! Ich habe mich heute über ihre Aufführung geschämt, ja in das Herz hinein!"

Dieser Auftrag war für den Rittmeister eine große Aufgabe. Er sah es freilich ein, daß er ein ernstes Wort mit seinem unartigen Mädchen reden mußte, aber es fiel ihm schwer, denn Johanna ertrug keinen Widerspruch.

Um seinen alten Muth beisammen zu haben, zog er seine östreichische Offizieruniform an und stülpte sich den Dreimaster auf den Kopf. Jetzt stampfte er dreimal mit dem hölzernen Beine auf die Diele, womit er Johanna gewöhnlich aus der untern Stube zu sich nach der oberen rief. Wie ein Wirbelwind, war sie da.

„Was befiehlt mein gestrenger Herr Papa?" fragte Fräulein Johanna und küßte ihm die Hand.

„Man hat mit Ihr zu sprechen, Fräulein Tochter! Sie ist — hm! hm!"

„Was? mein Herr Papa?“

„Sie ist heute wirklich unartig zu Sir Notham gewesen, ja beinahe ungezogen; Sie hat meiner Education keine Ehre gemacht.“

„Nein, lieber Papa!“

„Sir Notham ist ein Ehrenmann und soll als solcher behandelt werden.“

„Was habe ich ihm denn gethan?“

„Was hat Sie denn mit seiner Perrücke vorgenommen?“

„Pfui über das garstige Ding! Ich habe sie seiner Dogge aufgebunden; der Hund sah zum Todtlachen aus.“

„Sieht Sie denn nicht ein, daß Sie den edeln Herrn fortwährend kränkt und beleidigt?“

„Nein, mon cher papa!“

„Warum nicht? — Sie stellt sich dümmer, als Sie ist! Ach, liebes Kind, komm' Sie mir anders, ich bitte sehr! Will Sie mit mir ihren Spaß haben? Weiß Sie, daß ich kaiserlicher Offizier bin? — Weiß Sie, wie man sich zu benehmen hat?“ —

Der Rittmeister war im Gesichte vor Zorn blutroth geworden, seine schwarzen Augenbrauen, welche seltsam von dem weißen Schnurrbart abstachen, zogen sich bei der Nasenwurzel zusammen, als gälte es, in den Feind einzuhauen. Johanna konnte den Zorn ihres Vaters, welchen sie hier zuerst auf sich hereinbrechen sah, nicht ertragen, sie fiel ihm um den Hals und rief: „Papa, nur wieder gut sein! — Ich will ja Alles thun, was Sie wollen! Ich will nicht mehr lachen und immer ernst aussehen! — Ja, ich fühle es selbst, daß ich ein unerträgliches Geschöpf bin, daß ich allen Leuten zuwider sein muß! — Auch mein Papa verstößt mich jetzt und nun will ich ganz verzweifeln!“

Der Rittmeister merkte nicht, daß sein Goldkind erst jetzt recht unartig war; es stürzten ihm vielmehr selbst die Thränen aus den Augen, indem er sagte: „Sprich nur nicht so, Jeanette! Wir haben dich ja Alle lieb, ja recht sehr lieb! — Gräme dich darüber nicht! — Aber sage mir einmal recht ernsthaft: wie gefällt dir Sir Arthur Notham? Wenn er dir nicht gefällt, — denn er sieht es bei uns auf eine Mariage mit dir ab, — so wollen wir mit ihm den Verkehr abbrechen."

„Warum denn, Papa?" fragte mit schalkhaftem Lächeln Johanna; „du meinst ja selbst, daß er ein Mann für mich sei. Freilich ist er nicht allzu jung, aber doch nicht mehr so dick, als früher! Ich hatte meine Lust daran, ihn ein Bischen abzuärgern, da er doch dadurch nur schlanker und hübscher und für das Frauenzimmer umgänglicher wird. Nun habe ich gar Nichts mehr gegen ihn, vielmehr freue ich mich jedesmal darauf, wenn er herüberkommt und mir immer eine kleine Aufmerksamkeit beweist."

„Und wenn er," fragte der Rittmeister, „ernstlich um dich anhalten sollte?"

„Wenn er hier bei uns künftig für immer bleiben will," versetzte mit niedergeschlagenen Augen Johanna, „so werde ich Alles thun, um der Ordre meines Herrn Papa zu folgen!"

„Du liebes Herzenskind!" rief der Rittmeister, „komm' an mein Herz! ja du bist die frömmste und beste, auch die klügste Tochter, die es giebt, von hier bis nach Hispania hinein — so weit ich gekommen bin."

Er rief jetzt die Frau Rittmeisterin herein und theilte ihr den Inhalt seiner Unterredung mit; die gute Frau war mit Allem einverstanden.

Als am andern Morgen der Wagen Notham's mit den Extrapostpferden vor dem deutschen Hause hielt und er nur noch einige Zeilen zum Abschiede an den Rittmeister von Thossenfeld schreiben wollte, jedoch damit, trotz der fünften Cigarre, welche er angebrannt hatte, nicht zu Stande kommen konnte, erhielt er selbst ein Billet aus Leimnitz, das allererste von der kleinen Hexe. Er erbrach es, aber die Buchstaben flimmerten vor seinen Augen. Endlich las er:

„Mon cher ami!

Papa und Mama schicken Ihnen einen Gruß und ich ein Kußhändchen mit einem unterthänigen Knix und der Bitte um barmherzige Verzeihung wegen der häßlichen Perrücke, welche sich nun zwischen uns, wie ein Truthahn, aufplustert und uns auseinanderjagen möchte. Den Spaß müssen wir ihr von Grund aus verderben, wenn Eure amerikanische Gnaden mir beistehen wollen. Heute Abend kommt der Cantor aus Gera mit seinen Töchtern zu uns und wir wollen das kleine Lied singen, das Ihnen gefällt, wie Sie mich dessen versicherten. Ich werde mir auch Mühe geben, nach Ihrem Recepte eine Bowle Punsch zu verfertigen. Was soll nun ein armes Mädchen mehr thun, um einen brummigen Hausfreund wieder gut zu machen? Wissen Sie noch was, so bitte ich um gnädige Buße.

Jeanette."

„Wer kann der possirlichen Person gram sein?" sprach Notham bei sich und rief dann laut: „Es wird abgespannt und abgepackt, John! hörst du, John?"

„Hab' es gedacht!" brummte John und schritt gravitätisch hinunter zum Wagen. Notham aber ging ungeachtet des schönen Frühlingstages, welcher mit Duft und Farbe

über dem Elsterthale lag, bis spät Nachmittags in der Stube herum; denn er war daran, einen ernsten Entschluß zu fassen. Jetzt kleidete er sich an, einfach, aber kostbar, wie er gewohnt war. Dann nahm er ein Etui aus dem Schranke, in welchem sich ein kostbarer Juwelenschmuck befand. Er hatte ihn in Leipzig gekauft, ohne eigentlich zu wissen, warum? Vielleicht dachte er dabei an eine andere Speculation, als an die, welche er jetzt damit machen wollte. Er bestand aus Halsband und Ohrgehängen von großen, prächtigen Diamanten vom reinsten Wasser. Mit einem Seufzer, welcher halb den Ducaten, die der Schmuck gekostet hatte, halb der schönen Johanna angehörte, schob er das Etui in die Tasche, setzte den Hut auf den wohlfrisirten Kopf, nahm das hohe Bambusrohr zur Hand, stellte sich noch einmal vor den Spiegel, um seine Zufriedenheit mit sich selbst zu bezeigen, und schritt dann gravitätisch hinaus auf die Straße.

Die Sonne war eben im Untergehen und die Nachtigallen begannen in den Büschen umher zu schlagen. Notham bemerkte von Allem Nichts, denn seine Gedanken sangen und klangen durcheinander so betäubend, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Auch hatte er keine Aufmerksamkeit auf die schlimmen Zeichen oder kleinen Unfälle, welche ihm auf dem Wege nach Leimnitz begegneten. Dreimal fiel ihm das Bambusrohr aus der Hand, er hob es auf und ging weiter; er wurde selbst nicht zurückgeschreckt, als ein langarmiger Birnbaum bei seinem Eintritte in das Dorf über einen Gartenzaun herüberlangte und ihm den Hut vom Kopfe herunterschlug; er hob ihn auf, stäubte ihn ab, behielt ihn jedoch in der Hand, und ging weiter. Vergeblich warnte ihn ein losgeketteter Hofhund, welcher ihn so lange bellend

umkreiste, bis ihn ein geschickter Hieb mit dem Bambusrohr von seiner Prophetengabe hergestellt hatte.

Die Verliebten haben wunderliche Launen; es war ihm, als er an das Gehöfte des Rittmeisters kam, unmöglich, den geraden Weg hineinzugehen; — er war in Deutschland Romantiker geworden, ehe vor ihm einer noch genannt worden war. Es gefiel ihm, um das Gehöfte hinum und durch den daranstoßenden Obstgarten zu gehen.

Die Verliebten theilen oft wunderliche Sympathieen; als wenn Johanna von diesem romantischen Anfluge ihres Anbeters gewußt hätte, war sie in den Garten hinausgeschlichen und hatte sich auf die Rasenbank gesetzt, um den Staaren zuzuhören, welche über ihr das Abendlied pfiffen, oder, um die Grashalme vor ihren Füßen zu zählen.

Die Verliebten machen oft eigene Erfahrungen, welche andere Menschen nicht erleben. Noch ehe Notham durch die kleine Pforte trat, welche in den Obstgarten führte, blieb er davor stehen und Thränen traten in seine Augen. Er suchte sich zu fassen, er hatte aber nicht das geringste absolute Bewußtsein mehr; die Thränen nahmen ihren Weg.

So erging es zugleich Johanna, auch sie weinte still für sich hin; denn an diesem süßen Frühlingsabende schwoll auch ihr Herz vor Sehnsucht, wie eine Blumenknospe, auf, daß es nur eines linden Hauches bedurfte, um es aufblühen zu lassen.

An Gelegenheit, welche bei der ersten Liebe Alles ist, sollte es nicht fehlen. Ihr unbemerkt stand schon eine Weile Notham vor ihr; jetzt sank er, von ihrer wunderbaren Schönheit überwältigt, auf das Knie, wie ein Füsilier im ersten Gliede beim Feuern, und flüsterte: „Jo-

hanna!“ — Mehr hätte er nicht sagen können, und wenn es auf Schuldig oder Nichtschuldig vor einer Jury angekommen wäre.

Johanna wußte kein Wort zu entgegnen; sie hatte beide Hände auf seine Schultern gelegt und blickte in seine Augen, als wollte sie in seiner Seele lesen. Nun hob er, wie von selbst, seinen Arm um ihren Nacken und ein Kuß vereinigte Herz und Herz.

Da trieb ein böser Dämon den armen Notham, in diesem Augenblicke Johanna's Herz und sein Glück zugleich zu vergiften. Er drückte ihr das Etui in die Hand, und bat es zu öffnen.

Die Thräne, welche sich aus Johanna's Auge drängen wollte, wurde von der Neugierde aufgesogen; als ihr aber die Diamanten in vielfarbigen Blitzen in die Seele funkelten, begann schon das Herzblatt ihrer Liebe zu welken.

Sie konnte sich nicht satt sehen an den köstlichen Steinen, fast wie zum Halbdank rief sie: „O du prächtiger Notham, komm' doch herein zum Vater und zur Mutter!“ Notham war entzückt; Arm in Arm traten Beide in die Wohnstube, wo der Rittmeister und seine Frau die Gäste erwarteten.

„Mädchen! Mädchen!“ rief der Rittmeister und schwang lachend seinen Krückenstock, „was bist du für ein absonderliches Wesen! — Da seht Ihr es selbst, Sir Arthur, ihr kann man nicht böse sein!“

„Vater! Mutter!“ sagte verlegen Notham, „dürfen wir um Euern Segen bitten?“

„Ei, ei!“ versetzte die Mutter, „ist das eine Art für ein adeliges Fräulein, sich ohne Vorwissen der Aeltern zu versagen?“

„Still doch!“ versetzte der Rittmeister, „Sir Arthur hat mein Jawort unter der Bedingung, daß er sich hier bei uns ansässig macht, denn Johanna ist unser einziges Kind. So ein hübsches Rittergütchen in der Nähe findet sich schon, wo Ihr Euer Nest bauen könnt.“

„Arthur thut es um mich!“ rief Johanna, „er hat es mir schon versprochen, nicht wahr, du hältst dein Wort?“

Notham war bei diesen Worten bleich geworden, er dachte an sein Handelshaus, seine Geschäfte und an Newyork; er konnte, er wollte das Alles nicht aufgeben, und doch wollte und konnte er nicht nein sagen; fast vergingen ihm seine Sinne.

Er war aber zweierlei, einmal ein Amerikaner, und ein Handelsherr zugleich; Beides reichte hin, um eine halbe Nothlüge zu sagen und dabei einen halben Vorsatz zu fassen, welcher sie und ihn mit der Liebe ausgleichen sollte.

„Allerdings,“ sagte er, „habe ich den Entschluß gefaßt, mich hier in oder bei Gera niederzulassen; es versteht sich jedoch wohl von selbst, daß ich erst in Newyork mein Vermögen aus dem Handel ziehen und baar machen muß. Dazu gebrauche ich einige Zeit, welche ich sehr abkürzen kann, wenn mir dabei meine Hausfrau das Hauswesen in Ordnung bringen hilft.“

„Arthur! mein Arthur!“ rief Johanna und sie lag an seinem Herzen; „ein Jahr lang will ich mit hinüberziehen, dann führst du mich wieder hierher zurück, dann bleiben wir immer hier! Du versprichst es mir?“

„Mann und Wort!“ rief Notham.

„Alles in Ordnung!“ meinte der Rittmeister; „nächsten Sonntag ist das erste Aufgebot; und nun, Johanna, mache

dich schmuck, unterdessen soll Arthur deine Mutter trösten, welche sich ja die Seele ausweint."

Johanna eilte in ihre Stube und kleidete sich an; ihr standen prächtige Kleider; sie wußte es und hatte natürlichen Geschmack. Als sie den blitzenden Schmuck angethan hatte und vor dem Spiegel stand, wurde es ihr klar, warum sich der fremde, vornehme Herr so viele Mühe um sie gegeben hatte. Sie stieg bei sich ungemein im Preise. Die kindliche Unbefangenheit und kindische Laune wischte sich jetzt aus ihrem Gemüthe hinweg, wie Staub von Schmetterlingsflügeln.

Unterdessen hatte Notham seine künftige Schwiegermutter zu erheitern gesucht. Er hatte ihr eine Fahrt über das Meer, wie eine Gondelfahrt auf der Elster, zu schildern gewußt. Beinahe hätte sie selbst Lust bekommen, ihre Tochter nach Newyork zu begleiten, nur der Gedanke an ihren guten Rittmeister, welcher bei seiner von den Kriegsstrapazen zerrütteten Gesundheit der Pflege zu sehr bedurfte, konnte sie zurückhalten. Doch mußte ihr Notham mit Herz und Mund versprechen, wenigstens zum nächsten Frühjahr wieder in Gera einzuziehen.

Allmälig fanden sich auch die Gäste ein, der Pfarrer und Cantor mit ihren Familien, der Förster des Fürsten und der Schöffer mit seinen fünf alternden Töchtern.

Johanna aber, das juwelenflammende Mädchen, stand oben noch immer vor dem Spiegel, ein seltsam gespanntes Lächeln um ihren Mund und einen wunderlichen, starren Blick in ihren Augen.

Notham eilte hinauf, um sie zu rufen; sie trat ihm unter der Thüre mit der Lampe entgegen; — er schrak ein

wenig zurück, so groß, stolz und schön stand sie vor ihm. Er fühlte sich von seiner Wahl geschmeichelt.

Als er mit ihr hinunter zur Gesellschaft trat, machte Johanna Allen denselben Eindruck. Sie benahm sich so würdig, wie eine Fürstin; ihre Freundinnen vergingen vor Bewunderung und Neid.

Sie hatte plötzlich den Tact gefunden, sich als liebenswürdige Wirthin zu benehmen, ohne ihrer Erscheinung das Geringste zu vergeben.

Selbst gegen ihren Verlobten war sie gütig und streng zugleich, fast herablassend. Ihr Vater, welcher die große Welt kennen gelernt hatte, unterdrückte kaum seine Bewunderung. Nur ihre Mutter fand sich zu ihr fremd gestimmt.

Als Notham mit einem ihm gegönnten Handkuß und der Schwarm der Gäste Abschied genommen, auch Johanna sich in ihre Stube zurückgezogen hatte, fragte der Rittmeister, während er die Schlafmütze über die Ohren herunterzog, seine Maria Theresia: „Hm, wie hat dir heute unsere Johanna gefallen? Weiß sie nicht eine Dame zu spielen? Heh?"

„Es wird schon so sein!" entgegnete die einfache Frau.

Nach dieser Unterredung gingen Beide schlafen. Notham aber lag drüben in Gera im deutschen Hause am Marktplatz fast die ganze Nacht durch am offenen Fenster und schaute dem deutschen Vollmond, dem uralten Träumer, in das Gesicht.

„Ich sollte meinen," sagte er zum zwanzigsten Male, „daß ich heute ein gutes Geschäft gemacht hätte!" und rieb sich dabei vor Freude die Hände. „Mit dem Comptoirzuschließen und Wiederkommen mag es seine Weile haben. Als wenn das so schnell abgethan wäre, wie Stiefelausziehen!" —

Nach Mitternacht begab auch er endlich sich zur Ruhe und schlief bis tief in den nächsten Tag hinein. Als er aufstand, war es ihm, als hätte er ganz und gar die alte Selbstzufriedenheit, nur in schönerer Form wiedergefunden. Auch das Frühstück, welches John gebracht hatte, schmeckte ihm wieder und fast besser, als früher. Mit einem Worte, Notham fand sich wieder in seinem alten Dasein zurecht; er zweifelte auch keinen Augenblick daran, daß er seine schöne Verlobte ebenso darin glücklich unterbringen werde.

„Ja, ja, guter John!“ sagte er lächelnd zu seinem Diener, „über acht oder vierzehn Tage reisen wir ab.“

John hätte vor Schrecken beinahe die Teller, welche er abräumte, aus der Hand fallen lassen; denn aus dem frischen Ton der Worte seines Herrn errieth er den baaren, wirklichen Ernst derselben.

„Aber wir werden eine Reisegefährtin haben,“ fuhr Notham fort; „rathe einmal!“

John sperrte die Augen auf und hörte, was weiter kommen würde.

„Ich will mich verheirathen“

„Euer Vater hat das auch so gehalten.“

„Aber wen?“

„Hm?“

„Du wirst es wohl erfahren!“

„Freilich!“

Mit dieser Auskunft konnte John das Weitere sich denken, zumal er so gut, wie Einer, um die Ursache der Wallfahrten seines Herrn nach Leimnitz wußte, und seit diesem Zwiegespräche mit seinem Herrn als Brieftäuberich des Tages zwei- auch dreimal hinüber- und herübereilen mußte.

Wie der Rittmeister zugesagt hatte, so fand das erste Aufgebot am nächsten Sonntag statt. Notham hatte der Familie mitgetheilt, daß er gleich nach der Trauung mit seiner Braut abreisen würde. Er hatte mit einer Einsicht, welche einem erfahrenen Familienvater Ehre gemacht hätte, alle Gegenstände des einfachsten Bedürfnisses, worin die Ausstattung seiner Braut bestehen dürfe, mit ihr besprochen und der Ordnung nach aufgeschrieben. Nur in der Leibwäsche wollte er sie nicht beschränken, weil er selbst darin den Ueberfluß liebte.

Während seine Braut alle Nätherinnen der Stadt in Thätigkeit setzte und selbst das Bräutigamshemde nach altem Gebrauche nähte, dabei aber am Wenigsten Zeit für den Austausch der Gefühle mit ihm hatte, eilte er selbst auf zwei Tage nach Leipzig und kaufte dort einen geräumigen Familienwagen zur Reise und die Trauringe ein. Beide Ringe waren sich gleich, jeder stellte das Symbol der Ewigkeit in einer zusammengeringelten Schlange vor, deren Köpfchen ein Rubin bildete. In den einen Reif ließ er „Arthur," und in den andern „Johanna" graviren. Es gelang ihm auch, einen besonders herrlichen Seidenstoff zu dem Brautkleide und einen feinen brüsseler Schleier aufzutreiben. Dabei vergaß er nicht ein Reisenecessaire für sich und seine Braut. Er hatte auch Geschenke für seine Schwiegerältern ausgewählt, für den Rittmeister eine große, emaillirte Spieldose zum Schnupftaback, welche bei jedesmaligem Oeffnen den Choral: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!" spielte und für die Frau Rittmeisterin ein nürnberger Spinnrädchen von der schönsten, zierlichsten Schnörkelarbeit, übermäßig mit Silber und Perlmutter verziert. So hatte er in der möglichst kurzen Zeit dieses und sonst Alles, was die Schwie-

geräumen und die Braut erfreuen und was die Reise bequem machen konnte, bedacht und besorgt. Im schwerbepackten, neuen Wagen kehrte er nach Gera zurück.

Dort erwarteten ihn in der letzten Woche seines Brautstandes neue Geschäfte, welchen er sich auf Bitten seiner Braut und seiner zukünftigen Schwiegereltern nicht entziehen konnte; denn es verstand sich von selbst, daß das Brautpaar bei den adeligen Familien auf den umliegenden Schlössern und den Honoratioren der Stadt den Abschiedsbesuch machen und sich recensiren lassen mußte.

So war der Sonntag herangerückt, Notham stand mit seiner Braut vor dem Altare und auf der Agende in der Hand des Pfarrers lagen die Trauringe. Er steckte ihr den Arthurring und sie ihm den Johannaring an, und Beide sanken einander an die Brust.

Vor der Kirche hielt der Reisewagen.

Als sie heraustraten, stand John mit den Mänteln und Reisemützen an der Thüre. Arthur schlug den einen um seine Braut, hüllte sich in den andern, streckte seinen nachtretenden Schwiegereltern die Hände entgegen und rief: „Verzeiht, daß ich den herben Abschied kürze! Ade, Schwiegervater! ade, Schwiegermutter! Johanna, nimm Urlaub!“

Vater und Mutter standen wie erstarrt vor dem Gedanken der so schnellen Trennung; daß sie so nahe, so entsetzlich sei, hatten sie doch nicht recht sich vorgestellt, obschon sie damit einverstanden, oder dazu von Notham überredet worden waren.

Johanna lag, in Schmerz aufgelöst, in den Armen ihrer Mutter; Notham gab dem Postillon einen Wink, dieser hob das Horn und schmetterte eine lustige Melodie in den glänzenden Tag hinaus. Johanna wandte sich, ihr

Vater hielt ihre Hand gefaßt, mit einem Aufschrei stürzte sie ihm an die Brust; denn nun ward ihr Alles klar, sie liebte nur ihn vor Allen und Niemand sie so, wie er!

Mit zarter Gewalt hob Notham die Halbentseelte aus den Armen ihres Vaters in den Wagen, er sprang zu ihr hinein, die Kutschenthür flog zu, John hinauf in das Cabriolet und, wie im Sturmwind, der Wagen mit seiner Beute von hinnen.

Der gute, alte Rittmeister hatte mit seiner Tochter die Blume seines Lebens verloren. Er war bis zum Tode verstimmt. Er ging auch nicht mehr täglich in die Stadt und zu dem Wirthe in das deutsche Haus, um dort seinen Stelzfuß in das Loch, welches er getreten hatte, tiefer hineinzubohren und eine Flasche Tockayer auszustechen, zumal auch seine Maria Theresia seit dem jähen Abschied kränkelte. Vielleicht wäre er gar nicht mehr in die Stadt gekommen, wenn er nicht wenigstens zweimal wöchentlich auf der Post nach Briefen von seiner Tochter gefragt hätte, obschon er wußte, daß keiner dort liegen blieb, denn er belohnte den Briefträger jedesmal mit einem Zwanzigkreuzer außer dem Porto dafür. Den ersten Brief erhielt er aus Bremen, wo sich Notham nach Amerika eingeschifft hatte, Johanna schrieb vergnügt, sie mußte sich ganz glücklich fühlen. Im Herbste darauf kam ein zweiter aus Newyork, in welchem sie sich über die dortigen Menschen, Sitten und Gebräuche lustig machte. „Sie laufen Alle herum, wie Noten, die mit den fünf Linien nicht zufrieden sind und dafür einen Strich durch den Kopf bekommen.“ So schrieb sie; unter Anderm erwähnte sie auch Notham mit den kurzen Worten:

„Ich bin sein Papagei, den er mit Zuckerwerk füttert und mit dem er sich Spaßes halber unterhält, wenn er aus seinem Comptoir abgestanden hereinkommt! Er läßt sich kratzen und beißen, ich bleibe doch immer sein Joli!“ Dreimal hatte sie denselben Satz geschrieben: „Im nächsten Frühjahr kommen wir wieder zu Ihnen, mein herzlieber Papa und meine gute Frau Mama! — denn was Notham verspricht, das hält er.“ Auch schilderte sie mit der prächtigsten Laune von der Welt eine Gesellschaft von Sägeböcken und Haubenstöcken, welche sie bei sich gesehen hätte. „Ich habe dir eine Langeweile, die noch über das französische ennui hinausgeht. Wenn nicht das Bissel Musik wäre, stürb' ich daran.“

Einige Tage später hatte sie den Brief fortgesetzt. Sie beschrieb darin einen Schaukelstuhl, welchen ihr Notham angeschafft habe und worin sie sich den ganzen Tag wiege, wie ein Kind; — „denn denken Sie nur, Papa, die Qual! ich darf gar Nichts arbeiten, als nähen, mit der Nähnadel soll ich mich durch die lange, lange Zeit durchfechten; essen kann ich, soviel ich will, und davon werde ich Hamsterbacken bekommen, wie die Leute hier haben. Auch mein Mann ist so ein Bischen Hamster mit; was der knurrig sein kann im Hause umher! Doch zu mir ist er immer freundlich, wie Hirsemus mit zerlassener Butter und Pfefferkuchen darauf. Wer doch die Mannsleute auskennen lernte! Wenn ich ihn nur draußen in Gera habe, da muß er mir wieder ein Mensch werden. Jetzt will er mich fromm machen, gestern hat er mich die Psalmen lesen lassen, heute kommt das hohe Lied Salomonis d'ran. Hab' ich dir schon gesagt, daß ich dem alten Cantor in Gera für die Arien, welche er mich singen gelehrt, noch im Grabe danken werde?

Kauf' ihm doch feines, schwarzes Tuch zu einem Rock und Sammet zu einer Weste, bring' es ihm selbst und grüß' ihn schönstens von mir. Die Arie, die wir zusammen gesungen und wovon wir nur den ersten Vers auftreiben konnten, will ich weiter machen, daß ich Platz darin habe. Da mag Alles drinnen sein, was mich zu Ihnen zieht, außer Sie und Mama; denn ich muß zu viel weinen, denke ich an meine Aeltern, und da ist es mit der Reimerei ganz vorbei. Wenn ich doch mein Reimbüchelchen da hätte! Es muß in meinem Puppenschranke bei den Noten liegen. Schick' mir doch Alles herüber!"

Das war das Wesentlichste, was in diesem Briefe stand. Der alte Rittmeister las ihn so oft vor, bis er ihn auswendig wußte. Er bestellte auch gewissenhaft den Auftrag bei dem Cantor. So schwer ihm das Schreiben wurde, doch saß er täglich in seinem Lederpolster am Pulte und berichtete getreulich seinem lieben Kinde über das Weltmeer hinüber von den wichtigen Vorfällen im reußischen Voigtlande. Er vergaß selbst dabei nicht, daß der Fuchs ihre Lieblingshenne, die schwarze mit der weißen Mütze, geholt habe; nur von der Krankheit ihrer Mutter, welche täglich bedenklicher wurde, schrieb er Nichts, um Johanna nicht zu betrüben.

Im März bekam er wieder Nachricht, aber eine so sonderbare, daß er ein Mal über das andere den Kopf schüttelte. Sie schrieb:

„Grüß' Sie Gott, Herr Vater und Frau Mutter! Da schicke ich für Sie und den Cantor das Lied, das Alles sagt, was ich freilich länger und breiter schreiben könnte; denn ich gehe nun Notham mit Thränen Tag und Nacht *an, mich in* meine Heimath zu bringen, wie er versprochen

hat. Es müßte keinen Gott mehr im Himmel und kein redliches Herz auf Erden geben, wenn er sein Wort brechen sollte. Das Kind, das sich unter meinem Herzen regt, soll, so Gott will, kein amerikanischer Hamster werden. Es ist, als wenn tausend Hände hinter den Tannenwäldern herüber über das Meer aus den Wolken heruntergriffen und mich in die Heimath zurückzögen. Nun, da hast du mein Lied und mein Leid! Es geht nach der Melodie des Cantors, ein Vers, wie der andere!

Wo auf hohen Tannenspitzen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstohlen sitzen,
Weiß und roth die Moose blüh'n,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Wo in's Silber frischer Wellen
Schaut die Sonne hoch herein,
Spielen heimlich die Forellen
In der Erlen grünem Schein,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo tief unten aus der Erde
Eisenerz der Bergmann bricht
Und die Zither spielt am Heerde
In der kurzen Tagesschicht,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Heerde zieht,
Wo mich alle Felsen kennen,
D'rüber hin die Wolke flieht,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Wo so hell die Glocken schallen
Sonntags früh ins Land hinaus,
Alle zu der Kirche wallen,
In der Hand den Blumenstrauß,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Doch mein Leid ist nicht zu ändern;
Zieht das Heimweh mich zurück,
Hält mich doch in fremden Ländern
Unerbittlich das Geschick!
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Aber ich will mit dem Geschicke schon fertig werden, ehe noch dem armen Vogel die Flügel ganz lahm geworden sind, daß er nicht mehr den Weg durch die Luft zu seinem Neste machen kann. Jeanette."

Dies war der letzte Brief, welchen der gute, alte Rittmeister von seiner Tochter lesen sollte. Als er ihn seiner kranken Maria Theresia vorgelesen hatte und sie Nichts darauf sagte, leuchtete er mit der Lampe in das Bett. Sie lag darin mit gefalteten Händen und einem seltsam verklärten Gesichte. Sie war eingeschlafen, um hier nicht wieder aufzuwachen. Der Rittmeister fuhr ihr mit der flachen Hand über das Gesicht; es war marmorkalt. Er warf sich lautlos über sie und lag so eine Stunde lang fast sinnlos, dann sammelte er sich zum Gebete, welches endlich zu vernehmbaren Worten ward:

„Barmherziger Gott, hier liegt vor dir ein alter, zerschossener Kriegsknecht und dankt dir für alle Gnade, welche du ihm in Standquartier und Campagne geschenkt hast. Ich hatte mit meiner Bravour, die ich zu verschiedenen

Malen zu beweisen Gelegenheit hatte, nur meine Pflicht gethan, du aber hast mir das Alles, ja selbst die Sünde meiner Jugend, zum mérite angerechnet, und mein Lebensglück mit der seligen Maria Theresia so recht grundgut an den Hals geworfen, und da ich beinahe an ihr ein Hallunk geworden wäre, mir das Bein wegschießen lassen und mich armen Krüppel hierher nach Leimnitz commandirt, um Weib und Kind zu finden und auf meinen Lorbeeren mit gloire und pension auszuruhen. Lieber Gott, mein allmächtiger Commandeur, warum hast du mich nun den Meinen als Quartiermeister nicht vorangehen lassen? Bedenke ich da in meiner Niedrigkeit, daß bei dir mein Bischen alter Adel und mein Offizierpatent dummes Zeug sein mögen, wie denn auch dem Hauptmann von Kapernaum nur sein Glaube half, so wirst du es wohl auch jetzt mit dem Rittmeister von Leimnitz gut gemeint haben; denn ich habe wohl noch in meinem alten Mantelsack ein Packetchen alter Sünden, die du mit bestem Willen mir nicht ganz vergeben kannst, es müßte denn eine so gute, reine Seele, wie meine selige Maria Theresia, mir hinter dem göttlichen Kriegsrecht Pardon auswirken. So gehe denn hin, meine Maria Theresia, und bitte nur das Eine, daß der alte Rittmeister von Leimnitz bei dir sein darf; denn du hast doch eine Stätte im Paradies. Kannst du für mich bei Petrus, der am Besten weiß, wie es kommt, daß man darein haut, ein Uebriges thun, so lass' mich im Leben nur noch einmal unsere Johanna sehen! Und hilft das Alles nicht, so mag mich mein Herrgott lieber ein Bischen in die Hölle Ordonnanz reiten lassen, wenn nur das liebe Kind dabei glücklich wird."

Nachdem sich der Rittmeister ausgeweint hatte, pochte

er Knechte und Mägde auf und schickte zur Leichenfrau und zu seinen Nachbarn, damit der Eine oder der Andere mit ihm die traurige Nachtwache theile.

So lange die Leiche sich im Hause befand, behielt der alte Rittmeister noch ziemlich seine Fassung; nachdem er aber die drei Hände voll Erde auf ihren Sarg geworfen hatte, überkam ihn eine so namenlose Sehnsucht nach seiner Tochter, daß er von Tag zu Tag einem ruhelosen Schatten immer ähnlicher wurde. Man hörte ihn bei Tage, wie bei Nacht, mit seinem hölzernen Beine treppauf, treppab, hinaus vor das Thor und in das Haus stampfen, ohne Jemand Rede zu stehen. Nur zuweilen sagte er, wie im Irrsinn: „Wir müssen sie holen, ja, ja!“ — Er war auch nicht im Stande, ihr die Todesnachricht zu melden, sein Freund, der Cantor, schrieb für ihn den Trauerbrief.

In der Zwischenzeit war das Verhältniß zwischen Notham und Johanna immer gespannter geworden. Wie er immer mehr den flüchtigen Gedanken der Rückkehr nach Europa aufgab, desto heftiger drängte ihn Johanna, bis er endlich ungeduldig wurde und ihr einmal und für immer erklärte, daß um so weniger daraus werden könne, je mehr ihre hoffnungsreichen Umstände es ihr verböten.

So ungeschickt Notham es auch angefangen hatte, ihr die Zurückkehr in die Heimath auszureden, so wäre die junge Frau doch noch darüber hinausgekommen, wenn nicht gerade zu dieser Zeit der Brief mit der Nachricht von dem Tode ihrer Mutter eingetroffen wäre.

Notham hatte ihr Vertrauen verloren; er war zu sehr mit seinen Handelsangelegenheiten und seinen Speculationen auf Millionen beschäftigt, als daß er sich weiter darum *hätte bekümmern* sollen.

Johanna aber sendete heimlich an ihren Vater einen Brief ab, welcher später an Notham zurückkam und ihn zu spät einen Blick in das Herz seiner Frau thun ließ. Sie hatte geschrieben:

„Die Botschaft von dem Heimgange meiner Mutter hat mir ein Messer in das Herz gestochen, der Gedanke aber an Dich es dreimal darin umgewendet und den Notham ganz todtgestochen. Sein Wortbruch hat mich von ihm geschieden, und so bin ich wieder Dein, ganz Dein, Du herzallerliebster Vater! Ich will Dein kummerschweres, graues Haupt in meinen Schooß nehmen und darunter meine Hände legen, daß es warm ruht. Alles ist mir möglich zu ertragen, nur das Eine nicht, Dich allein und hülflos zu wissen in der Welt. Wer soll Dich pflegen bei Deinen Leiden, wenn Dir die vielen Wunden brennen, wer Dich führen, wenn Dein armer, hölzerner Fuß strauchelt? Wer soll Dir das Kopfkissen in der Nacht zurechtlegen, wer bei Dir wachen, wenn Dir unwohl ist, wer Dir beim Ankleiden behülflich sein, wer alle die kleinen Dienste vollbringen, an welche Du gewöhnt bist, da die Mutter todt ist und ich mehr, als todt, hier im fremden Krämerlande? Gott wird mir verzeihen, wenn ich Notham in Kummer stürze, er kann, wie ich meine, etwas davon ertragen, denn er ist ein harter, kalter Mann! — Wenn er mich, wie ein Kind, behandelt, so mag er daran denken, daß ich Dein Kind bin und bei Dir sein will. Vater! Vater! warum hast Du mir damals meinen Willen gelassen, als ich Notham versprach, ihm hierher zu folgen? —

Heute schreibe ich nicht mehr, doch morgen! —"

Tags darauf, Vormittags.

„Vater! Vater! — Was ist Dir geschehen? — Ge-

wiß biſt Du krank, oder es ſteht Dir noch ein Unglück bevor. Ich habe in der verwichenen Nacht von Dir einen Traum gehabt, es war mehr eine Todesangſt! — Mir kam es vor, als wenn ein Schacht von oben herunter aus Europa zu uns nach Amerika ging. Eine lange, lange Leiter lief herab, — aber ſie reichte kaum bis über die Mitte herein. Nun ſah ich Dich oben hereinſteigen; Du hielteſt eine Kirchenkerze in der Hand, rückteſt herunter und ſtiegſt behutſam mit dem geſunden und dem hölzernen Fuße von Sproſſe zu Sproſſe, immer tiefer und tiefer bis an das Ende der Leiter; — nun ſtandeſt Du auf der letzten Sproſſe — Du merkteſt es nicht — jetzt hobſt Du wieder den hölzernen Fuß hoch auf, um herunterzutreten und warſt doch noch thurmhoch über mir, ich breitete die Arme aus und ſchrie vor Schreck auf. Da war ich erwacht und lag in Angſtſchweiß gebadet."

Nachmittags.

„Heute geht ein Holländer mit ſeinem Schiffe „Hirundo" ab, und mit ihm der Brief. In den nächſten Tagen will ich den armen Notham verlaſſen. Ich habe den Schiffscapitain Simm aus Portsmouth mit Geld gewonnen, ſein Schnellſegler lichtet, ſobald ich an Bord bin, die Anker — von Portsmouth eile ich zu Dir. Vater! Vater! ich werfe mich Dir um den Hals und weine mich todt. — Du kannſt nicht glauben, wie leicht mir iſt, da ich daran bin, in die Heimath zu Dir zu kommen. Nun wird es ſich zeigen, ob Notham mich lieb hat. Sobald ich bei Dir bin, ſchreiben wir ihm, — dann wird er ſchon nachkommen! — Bete für Deine

Jeanette."

Tags darauf war sie aus dem Frühstückszimmer in ihre Stube zurückgekehrt. Notham war dort noch geblieben, wie gewöhnlich, in einer Zeitung lesend und eine zweite unter dem Arm. Er hatte sich in sein Reisecostume geworfen, ohne ihr über sein Vorhaben Etwas mitgetheilt zu haben.

Sie hatte sich jetzt auf ihrem Zimmer in den Armstuhl an's Fenster gesetzt und spielte in Gedanken mit dem kopfwackelnden Chinesen von Porzellan vor ihr, ohne daß sie auf ihn Acht hatte.

Wer die schöne, junge Frau hier in diesem prächtigen und doch gemüthlichen Zimmer nur auf einen Augenblick gesehen hätte, würde sie für eine der glücklichsten Frauen gehalten haben.

Bis auf den silbernen Griff am Thürschlosse war Nichts vergessen, was bequem oder reizend war. An der Wand zwischen den Fenstern prangte im goldenen Rococcorahmen der silberreine Spiegel, welcher die großen Sonnenblumen und Arabesken des Teppichs am Fußboden, die kleinen Blumentische umher, welche in allen Farben blühten und dufteten, und alle die tausend gefälligen Kleinigkeiten auf den Mahagonigestellen in den Ecken, die Alabastervasen, die ciselirten Silber- und Goldarbeiten, die Paradiesvögelchen, welche an seidenen Fäden schwebten, und dazwischen seine schöne Herrin abspiegelte.

Johanna wurde jetzt durch Notham's Eintritt in das Zimmer aus ihren Gedanken aufgeschreckt.

„Ich verreise auf mehre Tage," nahm er das Wort, „in Geschäften nach Philadelpia; kann ich Euch dort Etwas bestellen?"

„Ihr wißt, Notham," versetzte sie, „daß ich nur einen

Wunsch hege, den Ihr mir erfüllen könnt, nicht aber in Newyork, sondern durch unsere Zurückkehr zu unserem Vater, der jetzt so große Rechte auf mich hat, da er allein ist."

Nach dieser Anrede versuchte Johanna noch einmal, Notham zu erweichen. Sie begann alle Saiten seines Herzens anzuschlagen, um ihnen einen Ton der zusagenden Liebe abzugewinnen, aber es prallten alle ihre Worte von ihm ab, wie Hagelkörner von einem Gepanzerten, ohne ihn im Mindesten zu rühren.

Er wiegte sich vor ihr bequem im Schaukelstuhle und blickte mit ruhigen, fast neugierigen Augen sie an. Er hatte sich auf eine solche Scene vorbereitet und die Rede, welche er seiner Frau halten wollte, in Bereitschaft.

Johanna hatte mit feinem Gefühl ihn errathen; sie hielt in beleidigtem Stolze ihre Thränen zurück.

Als sie mit ihren Bitten zu Ende war, lüftete Notham ein wenig sein Halstuch, legte die flachen Hände auf seine Kniee und sprach im Tone eines puritanischen Predigers, fast näselnd, um desto würdiger zu erscheinen:

„Was Ihr da sagt, läßt sich Alles gut anhören, es geht ihm nur ein guter Grund ab. Unterbrecht mich nicht, denn ich muß mich weiter darüber auslassen. Ihr müßt das Land der Träumerei und Phantasterei, ich meine damit Deutschland und zum Theil auch England, nicht verwechseln mit dem Norden von Amerika; denn hier ist Alles practisch, wie es sich für Männer schickt. Hier soll, will es Gottes Gnade, erst ein neues Völkerleben begründet werden; es giebt noch Wälder auszuroden, Sümpfe auszutrocknen, Häuser und Städte zu bauen und durch Schifffahrt und Handel alle tausend Fäden mit der alten Welt

anzuknüpfen, um mit ihr allmälig in das Gleiche zu kommen. Dazu brauchen wir den klaren Verstand und die thätige Hand. Wir müssen wachen und arbeiten, wie ein junges Volk; Ihr drüben schlaft und träumt, wie man es dem Alter gönnen kann. Alte Leute haben mancherlei Grillen und drüben werdet Ihr schon alt geboren. Diese können wir hier nicht gebrauchen; sind sie da, so müssen sie sich mit einflechten, ohne die Arbeit zu stören. Oder ich will mit Euren eigenen Worten dieses Verhältniß Euch auseinandersetzen. Ihr habt mir oft geklagt, daß die Menschen hier kein Gemüth hätten. Da müssen wir nun erst zusehen, was hinter diesen Worten steckt.

„Man umfaßt, wie mir's scheint, damit alle niedern Seelenkräfte, welche die Werkzeuge für die höchste Kraft des Menschen, für den Verstand, sind, um damit zu arbeiten. Da aber diese Werkzeuge, wie die Knechte und Mägde in einem Hause, lebendig sind, so fangen diese, wenn sie keinen Befehl auszurichten und keine Aufsicht haben, sehr bald an, sich unnütz zu machen und das Hauswesen zu zerstören. In einem solchen Falle würdet Ihr sein, wenn Ihr nicht meine Frau wär't und ich nicht den Verstand für Euch hätte. Eure Phantasie, welche Ihr nicht im Zaume halten könnt, malt Euch in müßigen Stunden das Leben in der Heimath nur zu reizend vor, daraus entsteht die Sehnsucht danach; diese will sich gegen meinen Verstand, welcher hier den Oberbefehl hat, mit Macht geltend machen. Dagegen kann ich denn freilich nur: Nein! sagen."

Notham schwieg mit wohlgefälligem Lächeln über die gelungene Rede, Johanna aber gab sich keineswegs gefangen. Indem sie erwog, daß bei den Ansichten Notham's das Recht der Empfindung kaum zur Anerkennung zu brin-

gen war, griff sie ihn plötzlich auf einer Seite an, wo er es am Wenigsten gedacht hätte.

Sie hatte dazu um so eher die nöthige Ruhe gewonnen, als sie den Entschluß zur Abreise oder vielmehr zur Flucht schon gefaßt hatte, und nur noch einmal einen Versuch machte, Notham zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen, um sich später sagen zu können, daß sie vor dem letzten Mittel jedes andere versucht habe.

Mit Eiskälte fragte sie daher obenhin: „Also ist Euer Handelswesen nur Verstandessache?"

„Ganz gewiß!"

„Und das Gemüth hätte Nichts darein zu reden, wenn es später merkt, daß es bei einem Vertrage, den Ihr mit einander gemacht habt, beeinträchtigt sei?"

„Ganz und gar nicht!"

„Und wenn der Verstand noch mehr daran auszusetzen hätte?"

„Mann und Wort!"

Jetzt richtete sich Johanna mit edlem Zorne hoch empor und sagte mit unterdrückter, gemessener, seelendurchbohrender Stimme:

„Mann und Wort, du Wortbrüchiger! Was hast du mir, was meinen Eltern versprochen, ehe wir zusagten? Mann und Wort, du verständiger Mann? Warum brichst du uns dein Wort, Amerikaner? — Ich will es dir sagen: weil die niedere Leidenschaft, die auch zum Gemüthe gehört, der Eigennutz, der Herr deines Verstandes geworden ist!"

Sie faßte ihn bei beiden Schultern und rief: „Mann, besinne dich auf dich selbst, achte dich selbst und in dir dein Weib, das du mit Füßen trittst."

Notham war vor dieſer Wendung der Sache bis in das Innerſte ſeiner Seele erſchrocken; die ſchöne Röthe ſeiner Wangen hatte ſich bis an die Ohren zurückgezogen, ſeine Naſe war kreideweiß geworden, ſeine Augen hingen an den Spitzen ſeiner Stiefel, welche ſich, wie zum Zwiegeſpräch, zueinander bewegten.

Endlich ſprang er empor und ſagte in tödtlicher Verlegenheit, doch trotzig und beleidigend:

„Ich bin hierher gekommen, um auf einige Tage von Euch Abſchied zu nehmen, nicht um mit Euch über Eure Pflichten zu plaidiren.“

Er drehte ſich um und zog die Klingelſchnur; John trat ein.

„Mylady,“ rief er ihm zu, „wünſcht den Herrn Pfarrer Spencer zu ſprechen; er möchte ſeine vortreffliche Predigt über den Text: „Ein Weib ſei unterthan ihrem Manne,“ welche er vor vierzehn Tage gehalten hat, mitbringen und ihr vorleſen!“

John trat ab; Notham ging noch einige Male die Stube auf und ab; denn gar zu gern hätte er ein Wort gefunden, welches ſeine Niederlage ein wenig beſchönigt hätte; es war ihm unmöglich.

„Mylady,“ ſagte er endlich, „lebt wohl! Auf Wiederſehen! Künftigen Sonntag werde ich wieder hier ſein!“

Johanna gab ihm die Hand, ohne ihn anzublicken; er küßte ſie und ging nach der Thür.

Ein weiches Gefühl flog jetzt durch Johanna's Seele; ſie eilte ihm nach und hing weinend, wie ein Kind, an ſeinem Halſe.

„Leb' wohl! leb' wohl, Notham!“ rief ſie, „vergiß mich nicht und verzeihe mir Alles, Alles!“

„Wie sollte ich nicht?“ versetzte Notham; „beherrsche nur dein Gemüth und Alles ist gut!“

Johanna ließ langsam die Arme herabsinken; sie hörte Notham die Treppe hinuntersteigen, vor der Thüre dem Pferde gebieterisch zusprechen; nun sprengte er die Straße hinauf.

„Es sollte nicht anders sein,“ sprach sie und ihr Entschluß war unabänderlich gefaßt.

Notham hatte bei Bruder Jonathan in Philadelphia seine Geschäfte beschleunigt; eine Unruhe, welche er noch nie gekannt hatte, trieb ihn zurück nach Newyork.

Als er in dem Boote auf dem Flusse Raraton hinunterschwamm, überwältigte den verständigen Amerikaner eine unermeßliche Angst um sein Weib, sein Haus, oder um — Gott weiß was!

Auf großen Wellen liefen sie jetzt in den Hafen von Newyork ein.

Sonst stand er, kam er von Philadelphia hierher zurück, mit untergeschlagenen Armen auf dem Verdeck, die Brust gehoben von Stolz auf die schönste Tochter Altenglands, seine Vaterstadt. Heute war sein Auge trüb.

Wenn er sonst an den grünen Inseln, welche, wie Schildwachen, vor der Stadt stehen, vorüberkam und die täglich wachsende Größe und Pracht von Newyork übersah, nahm er seinen Hut herunter, blickte über die Schulter und flüsterte vor sich hin: „Gott segne meinen König Georg den Zweiten!“ Heute unterblieb Gruß und Spruch.

Wenn er sonst sich der südlichen Spitze der Manhattainsel näherte, welche den Hafen in den nördlichen und öst-

lichen Fluß theilt und die Stadt Newyork auf ihrem Rücken von Norden meilenweit zwischen den beiden Strömungen heranträgt an die See, nickte er immer mit dem Kopfe und sagte, zum Steuermann Hancock gekehrt: „Es wird, es wird schon werden!“

„Mein' es auch,“ entgegnete dieser.

„Es ist unser Neuvenedig!“

„Gott geb' uns sein Gedeihen!“

Heute lauschte Hancock vergeblich nach dem alten Gespräche; Notham blieb stumm, düster hinausblickend nach den Häusergiebeln von Broadway.

Ebenso schweigsam zahlte er das Fahrgeld im Hafen und bog in die mächtige, schnurgerade, von der südlichen Spitze an durch die Stadt laufende Broadway ein; denn fast in der Mitte auf einem zurückweichenden Grasplatze zwischen einzelnen Bäumen stand dort ein Haus, von tiefbraunen Jersey-Quadersteinen gebaut, von welchen die grünen Jalousieen so schön abstachen.

„Da bin ich endlich!“ sagte er, und ihm wurde leichter um das Herz, als der Neger Poll, welcher Thürhüter war, ihm, wie ein liebkosender Hund, entgegensprang.

„Alles in Ordnung, Poll?“

„Massa?“

„Nichts vorgefallen?“

„Weiß Nichts, Massa!“

„Lady Patroneß?“

„Sehr fromm! ist vor drei Abenden in die Kirche gegangen und noch nicht heim.“

„Ha!“

Mit einem krampfhaften Griff hatte Notham den Neger gefaßt und weit hinein in den Grasplatz geschleudert.

Ihm war es, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen.

Plötzlich aber richtete er sich in die Höhe, bog die Schultern zurück, daß sie krachten und die Brust weit vortrat. Die Unterlippe eingebissen, daß Blut unter den Zähnen hervorrieselte, trat er mit festen, hallenden Schritten in das Haus.

Seine Hausslaven hatten sich in die Winkel umher zusammengeduckt, ohne sich zu bewegen, und ihre Augen rollten ihm überall unstät und ängstlich entgegen.

„Wo ist John?"

„Hier!"

Beide sahen sich einander lange an. John ließ endlich den Schlüsselbund klimpern.

„Woher hast du die Schlüssel?"

„Von Lady Patroneß!"

„Gieb her!"

Er schritt die Treppe hinauf zum Zimmer seiner Frau. Er schloß es auf; die grünen Jalousieen lagen vor den Fenstern. Er stieß sie auf und sah in den Armen des porzellanen Chinesen einen versiegelten Brief mit seiner Adresse liegen.

Lange drehte er ihn in der Hand hin und her; dann warf er ihn unerbrochen auf den Tisch und seinen Hut darüber, als hätte er damit das Unglück, das er nicht fürchtete, sondern mehr noch wußte, ungeschehen machen können.

„John!"

„Sir!"

„Bring' Licht!"

Die Sonne war allerdings im Untergehen, doch war es *im* Zimmer noch hell genug, um einen Brief zu lesen.

Das Licht kam; er winkte John zum Hinweggehen. So war er wieder allein.

Er lüftete sich den Rock vor der Brust, drückte sich wieder den Hut in die Stirn, nahm den Brief und fand die Worte:

„Lieber Notham!

Nur wenige Worte; denn zu viel sind diese für ein empfindendes Herz, und noch mehr immer noch zu wenig für den kalten Verstand.

Meine Pflicht ruft mich zur Pflege an das Krankenbett meines Vaters, der Raum zwischen hier und dort kann sie nicht aufheben. Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich auf der Fahrt in die Heimath. Im Uebrigen bleibe ich Deine treue und gehorsame

Jeanette."

Wie bei Völkern, welche noch eine Zukunft haben, so wirkt bei dem Einzelnen, welcher noch einen Kern in sich hat, ein heftiger Schlag eines zertrümmernden Schicksals, wie der geschwungene Hammer eines Erzgießers auf die Lehmform; diese zerspringt, aber aus den Trümmern hervor tritt das höhere, eherne Gebild eines Gottes.

Indem Notham in diesem Augenblicke sein ganzes, gegenwärtiges Leben zertrümmert sah, fühlte er fast einen höheren Menschen, als der frühere war, in ihm sich emporrichten.

Er las die Abschiedsworte von Johanna noch einmal und sagte endlich laut: „Sie hat recht gethan! — Nach ihrer Art!" — setzte er hinzu, — „möge sie Gott sicher zu ihrem Vater hingeleiten und mir auch einst eine solche Tochter schenken!"

Bei diesem Gedanken trat ein anderer an die Hoffnung, welche Johanna unter ihrem Herzen trug, in seine Seele, und die Hände vor die Augen gedeckt, sank er auf seine Kniee.

Nachdem er seine tiefsten, schmerzlichsten Sorgen in Gottes Hand gelegt hatte, suchte er den Kummer so weit zu beherrschen, daß er seine bürgerliche Ehre zu decken suchte.

Er zog sich in seine Stube zurück und schrieb die ganze Nacht durch Briefe. Am andern Morgen klingelte er seinem John und sagte:

„Schicke alle Briefe an ihre Adressen aus! Alle meine Sklaven sollen sich auf die Beine machen. Meine Frau, welche ich zur Pflege ihres todtkranken Vaters über Meer habe reisen lassen, hatte keine Zeit, sich zu verabschieden.

„Da, hier diesen Brief zuerst an Mrs. Austin, die Vorsteherin des Frauenvereins zur Besserung verwahrloster Kinder; hier ist Geld zu einem Dutzend Taschentücher, welche mit dem Briefe übergeben werden. Dieser an Master Spencer, welcher in der Frauenbetstunde für ihre glückliche Reise beten soll; dabei werden fünf Hüte Zucker in seine Küche abgegeben! Da, diesen Brief an ihre Putzmacherin, Mrs. Paulding; die Rechnung wird gleich bezahlt. Hier, hier die andern Briefe! — — Mach' schnell!

„Hast du die Sklaven abgesendet, dann mache dich selbst auf die Beine und frage im Hafen nach, welche Schiffe in diesen Tagen nach England oder einer deutschen Hansestadt ausgelaufen sind? Hörst du?"

John entfernte sich so gemessen ernsthaft und schweigsam, wie er eingetreten war; nur unter der Thüre sagte er halblaut für sich: „Sehr wohl!"

Notham setzte sich wieder an das Schreibepult und machte

eine dritte Abschrift von einem Brief an seinen Schwiegervater, den K. K. Rittmeister Lazarus von Thoffenfeld in Leimnitz bei Gera in Deutschland, in welchem er ihn beschwor, sofort ihm zu melden, wenn Johanna bei ihm eingetroffen sei.

Dann schrieb er Briefe an seine Freunde in den englischen und deutschen Seestädten, indem er Aufschrift und Raum für die Namen ließ, welche alle dahin lauteten:

„Meine Frau hat sich zwar mit meinem Willen nach Europa eingeschifft, um ihrem todtkranken Vater töchterliche Pflege zu bringen, hat jedoch im Drang der Abreise während meiner Abwesenheit in Philadelphia vergessen, das Schiff zu nennen, mit welchem sie abgereist ist. Ausgelaufen ist am ..... Capitain ..... Ich bitte, auf Rechnung für mich alle Mittel aufzubieten, sie ausfindig zu machen und sicher nach Sachsen zu befördern.

Arthur Notham."

Nach einer Weile kam John aus dem Hafen zurück mit der Meldung von den nach Europa in den letzten Tagen ausgelaufenen und den zunächst dorthin abgehenden Schiffen.

Notham füllte die Adressen in den Briefen an die befreundeten Häuser in den verschiedensten Seestädten mit der Angabe der dorthin abgegangenen Schiffscapitaine und Schiffe aus und ließ sie und die gleichlautenden Briefe an seinen Schwiegervater durch drei verschiedene Schiffsgelegenheiten der Sicherheit wegen bestellen.

So hatte er zunächst Alles gethan, was der Augenblick ihm geboten hatte. Er kleidete sich nunmehr frisch an und ging, wie gewöhnlich, auf das Comptoir, ließ sich von seinen Buchhaltern Bericht abstatten und begab sich dann auf die Börse.

Wenn nicht die Bleichheit seines Gesichts, sonst konnte Nichts an ihm seine innere Bewegung verrathen.

Die Nachricht von der Abreise seiner Frau war durch seine ausgeschickten Briefe bereits in der Stadt herum. Er ließ sich gern den Tadel verständiger Männer gefallen, daß er seine Frau allein die große Reise habe antreten lassen. Andere suchten ihn weiter auszuforschen, er wußte aber so gut zu manövriren, daß alle vorwitzigen Fragen auf den Sand liefen.

Zu Sommersausgang erhielt er von einem Handelsfreunde aus Portsmouth die Nachricht, daß Lady Johanna vor Eintreffen seines Briefes mit Capitain Simm eingelaufen, jedoch Tags darauf mit dem Packetboot nach Hamburg abgegangen sei.

„Gott sei Dank!" rief er, „so ist sie doch allem Vermuthen nach glücklich nach Hamburg gekommen!"

Später erhielt er auch dorther Antwort, jedoch keine andere Auskunft, als daß im Laufe des Frühjahrs und Sommers kein hamburger Schiff gescheitert sei.

Der Herbst kam und ging vorüber, Notham hatte noch keine Nachricht aus Leimnitz erhalten. Die Zeit, wo Johanna's Niederkunft erwartet werden konnte, war längst verstrichen. Gegen Weihnachten traf endlich ein Brief aus Gera ein. Er war schwarz versiegelt.

Der dortige Bürgermeister schrieb ihm:

„Ihr Brief an den seligen Herrn Rittmeister von Thossenfeld ist bei mir, seinem Testamentsvollstrecker, abgegeben worden. Als solcher hielt ich mich für berechtigt, ihn zu eröffnen, so wie ich es mit dem von Dero Frau Gemahlin einige Tage zuvor angelangten Briefe gethan hatte. Dero Erblasser war aber schon am ... Mai ....

in Folge eines sonst unbedeutenden Sturzes gestorben; er hatte eine fast übermächtige Sehnsucht nach seiner Tochter, so daß ihre Ankunft ihm zu gönnen gewesen wäre. Dero Frau Gemahlin ist aber bis dato hier nicht eingetroffen, werde aber nicht verfehlen, sofort davon Meldung zu thun, sobald die gnädige Frau hier präsent sein sollte, wie ich denn gar nicht zweifle, daß sie selbst einige Zeilen dazu schreiben wird. Vorläufig möchte eine Vollmacht auf Antritt und Uebernahme der Erbschaft, welche Eure Gnaden als Testamentserben zusteht, für Dero Geschäftsfreund, wozu ich unvorgreiflich den hiesigen Gerichtsdirector Schindler vorschlage, hierher einzusenden sein. Sonst zur besondern Instruction lege ich die von mir eröffneten Briefe von Dero Frau Gemahlin an Herrn Vater mit bei."

Sein Auge hatte die Zeilen des Briefes verschlungen; er sah nach dem Datum des Briefes; der Testamentsvollstrecker hatte sich mit seiner Nachricht Zeit genommen; Johanna hätte damals längst schon in Leimnitz sein müssen, wenn ihr unterwegs kein Unglück zugestoßen war. Mit dem Angstschrei: „Mein Kind!" welcher ihm fast die Brust zersprengte, stürzte Notham in die Arme seines alten, treuen Dieners, welcher das Briefpacket gebracht hatte.

Mit Mühe schleppte John den Besinnungslosen auf das Sopha. Nach einer Weile überfiel Notham ein Frost, welcher alle seine Glieder schüttelte. Vergeblich warf John Matratzen und Teppiche auf ihn, vergeblich suchte er ihm Thee einzuflößen, das Zähnklappen und Händezittern hörte nicht auf. Um Mitternacht begann der Kranke zu glühen, das Nervenfieber war ausgebrochen. Kaum gelang es den herbeigerufenen Aerzten, mit heroischen Mitteln Notham's unbändige Natur zu brechen. Vielleicht retteten sie ihn vom

Tode, sie hatten aber dabei auch seine Lebenskraft für immer gedämpft. Als er das Krankenbett wieder verlassen konnte und zum ersten Male am Fenster stand, prangten die Bäume vor dem Hause wieder im Schmucke des Laubes und der Blüthen. Der Frühling war zurückgekommen, nur nicht für sein Herz.

Im Monate Juni war er so weit wieder hergestellt, daß er sich wieder um die Angelegenheiten seines Hauses kümmern konnte. Sein Entschluß war gefaßt. Mit einem londoner Kaufmanne, welcher seinen Sohn in Newyork etabliren wollte, schloß er einen Kauf über die Häuser und Waarenlager ab.

Mit den nöthigen Creditbriefen versehen, schiffte er sich nach Hamburg ein. Dort und überall auf den Straßen und Wegen suchte er Nachrichten über Johanna einzuziehen. Obschon er keine Mühe und kein Geld scheute, sie auszukundschaften, so hatte doch Alles nicht den geringsten Erfolg. Vielleicht wäre er in jetziger Zeit bei geordneteren Verhältnissen in Deutschland glücklicher gewesen. So kam er hoffnungslos und trübsinnig in Gera an. Er hatte Niemand bei sich, als seinen John, welcher von Allen, wie sein Herr, auf den ersten Blick von Niemand wiedererkannt wurde, so sehr hatte sich dieser verändert. Notham bezog wieder sein altes Quartier im deutschen Hause. Seine einzige Beschäftigung bestand darin, daß er sich zum Frühstücke auf die Stelle an der Tafel, welche früher so oft der alte Rittmeister eingenommen, und seinen Stock in das Loch setzte, welches dieser dort in die Diele getreten hatte, und dann, daß er ebenso, wie vor Jahren, einen Spaziergang um die Stadt, und nach dem Mittagstische seinen Weg, wie früher, in das ererbte und verpachtete Gut machte.

Manchmal begleitete ihn dorthin der Cantor aus Gera, der alte Musiklehrer seiner Frau, welcher ihm auf dem alten Claviere in dem ehemaligen Zimmer seiner Schwiegeraltern die Lieblingslieder der Verschollenen und darunter ihr Lied vom Heimweh vorspielte. Abends saß er gewöhnlich mit John, welcher nun ganz sein Freund geworden war, im Zimmer zusammen bei einer Tasse Thee und ließ sich von ihm die Englische Zeitung vorlesen. Blieb sie ja einmal einen Posttag aus, so spielten sie mit dem einen oder andern Bekannten eine Whistparthie.

Nichts macht die Zeit kürzer, als Langeweile. So barock diese Behauptung klingt, doch ist sie wahr. Man gehe nur einige Wochen auf Reisen, wo man immer etwas Neues erleben muß und fast jede Stunde mit einer neuen Begebenheit füllt, und vergleiche dann einen gleichen Zeitraum, welchen man daheim in müßigem Hinschlendern zugebracht hat: — die Wochen der Reise mit ihren Erinnerungen werden zu Jahren und die Jahre des Müßiggangs zu Secunden zusammenrinnen. Der Jugend dehnt sich ein Jahr unendlich aus, dem Alter, welches keine frischen Eindrücke mehr in sich aufnimmt und verarbeitet, beginnt die Zeit immer schneller zu laufen.

Als Notham mit John an einem schönen Sommernachmittage von drüben nach Gera zurückkehrte und die Blicke auf die untergehende Sonne richtete, fragte er: „Wie lange ist es nun seit unserer Zurückkehr nach Gera her?“

„Hm, lange her!“

„Wie oft ist denn drüben geerntet worden?“

„Siebzehn Mal — ja ja, siebzehn Jahre sind es her!“

„Die Zeit geht schnell!“

„Mit Leid und Lust!“

„Für mich mit Leid, ich gönne dir die Luft!“

„Sir, theilt Ihr nicht mit mir, mag ich davon auch Nichts haben!“

„Ich denke heute wieder einmal recht lebhaft an meine Frau. Sie geht mir immer ſo ſchlank vor den Augen vorüber und nickt mir ſo freundlich zu, wie in unſern ſchönſten Tagen. Wenn mir doch wer den Weg zu ihrem Grabe zeigen könnte!“

Als er kaum noch dieſe Worte ausgeſprochen hatte, hörten ſie eine kräftige Stimme ſingen:

„Wo auf hohen Tannenſpitzen,
Die ſo dunkel und ſo grün,
Droſſeln gern verſtohlen ſitzen,
Roth und weiß die Mooſe blüh'n,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.“

Da verhallte die Stimme und über einen Straßengraben hinüber ſprang ein junger, ſchlanker Mann in Jägertracht und zog mit weiten Schritten den Fußſteig hinunter auf die Stadt zu.

Notham fühlte von dieſem Liede die zarteſte Saite ſeines Herzens berührt, welche immer noch nachklang, als der junge Wanderer ſchon längſt verſchwunden war.

Langſam und ſchweigend ſetzten ſie ihren Weg fort und kamen in der Abenddämmerung im deutſchen Hauſe an.

Sie traten in die kleine Honoratorenſtube ein, wo für Beide der Abendtiſch gedeckt war. Da ſie im Sommer Abends dort ſelten Geſellſchaft trafen, ſo kam es ihnen faſt fremd vor, einen Gaſt am Tiſche bei einem Kruge Bier und einem ſpärlichen Eiergerichte zu finden.

Als Notham sich seinem gewohnten Sitze näherte, welchem zunächst der Gast Platz genommen hatte, glaubte er in ihm den jungen Wanderer und Sänger, dessen Lied ihn so nahe anging, wiederzuerkennen.

Er setzte sich zu ihm, John zu seiner Linken, ohne daß der Eine oder der Andere ein Wort gesprochen hätte.

Der Wirth brachte Schinken, Salat und Eier und wartete unter der Thüre auf weitere Befehle.

Der dritte Gast, welcher weniger ernst, als trüb, vor sich hinblickte, drückte jetzt heimlich einen Fingerring an seine Lippen.

Notham hatte einen Blick darauf geworfen und ließ ihn erbleichend auf dem Ringe haften. Es war eine zusammengekrümmte Schlange, deren Kopf ein Rubin bildete, es war der Zwillingsring von dem, welchen er selbst trug.

„Es ist dein Sohn!“ schrie es in ihm mit tausend Stimmen empor; — „vielleicht auch nur ein Dieb oder ein Mörder!“ flüsterte der Argwohn dagegen. Er sah ängstlich forschend dem Jüngling in das Gesicht, zwei große, dunkle, ehrliche und doch verwunderte Augen blickten ihm entgegen. „In ihm ist kein Arg!“ sagte er bei sich selbst; — „sollte es auf der Welt nur zwei Ringe derselben Art geben?“ warf die Klugheit dagegen ein.

Notham konnte diesen Widerstreit der Gedanken und Gefühle nicht länger ertragen; — er eilte hinauf in sein Zimmer, lief darin, wie außer sich, hin und her und rief ein Mal um das andere: „Wenn er es doch wäre!“

Jetzt sah er John in der dunkeln Stube stehen; er faßte seine Hand, beugte sich an sein Ohr und sagte: „Schaff' mir Gewißheit!“

„Worüber?“

„Der junge Mann unten trägt einen Ring, wie ich meiner Frau am Altar gegeben habe, wie ich den zweiten, ganz ähnlichen, noch trage.“

„Seltsam!“

„Wir dürfen uns nicht übereilen.“

„Nein!“

„Was thun wir?“

„Ihn aushorchen!“

„Wenn es mein Sohn wäre!“

„Freilich!“

„Gehe hinunter zu ihm — nein! Bestelle bei dem Wirthe Tokayer und drei Gläser!“

„Drei?“

„Und bitte den jungen Menschen, mit mir einigen Flaschen den Hals zu brechen; ich wäre ein alter, lustiger Kumpan aus Amerika!“

„Lustig, wie gesagt.“

John ging hinunter und kam mit Licht, Wein und Gast in wenigen Augenblicken zurück.

Notham musterte den jungen Gesellen von Kopf zu Fuß; er glaubte nirgend einen schönern, kräftigern Jüngling gesehen zu haben. Er gab ihm die Hand, es war ihm, als wenn aus dem Händedruck ein Feuerstrom ihm nach dem Herzen dränge.

„Guten Abend, Herr!“ sagte der Fremde, „ich bin Hermann Tannhof, oben von Reichenbach her, und wer sind Sie? Denn es ist das Kalte und Warme durcheinander, mit Vergunst gesagt, gegen meine Liebhaberei!“

„Aeltere Leute sind vorsichtig, deshalb nicht kälter, als jüngere; ich bin aber Notham aus New-York, und der da ist John, mein Freund und Helfer.“

„Das lasse ich passiren!“ versetzte Tannhof, „und da Sie aus Amerika sind, so ist es mir recht lieb, denn dorthin möchte ich und kann dabei allerlei guten Rath gebrauchen.“

„So werden wir viel miteinander zu besprechen haben,“ entgegnete Notham; „nehmen wir uns Zeit dazu. Der Wirth hat uns mit einem guten Trunk Wein bedacht, setzen Sie sich zu mir!“

Notham schenkte ein und stieß mit Tannhof auf glückliche Bekanntschaft an.

Tannhof leerte das Glas und rief: „Gott segne Jedweden, der solchen Wein liebt und giebt!“

Notham gab John einen Wink und John verstand ihn zu gut, um dem jungen Gast nicht wacker zuzutrinken.

„Warum wollen Sie,“ fragte Notham dazwischen, „nach Amerika auswandern? Gefällt es Ihnen nicht mehr in Ihrer Heimath?“

„Gefallen, ja gefallen thäte es mir hier wohl, aber damit kommt man lange noch nicht aus!“

„Was sagen denn Ihre Aeltern dazu?“

„Freilich, wenn sie noch lebten!“

„Sind sie schon lange todt?“

„Ich habe sie nicht gekannt; ich bin von dem Pfarrer in meinem Dorfe, Günther heißt er, halb und halb erzogen worden.“

In Notham's Seele wogten Furcht und Hoffnung durcheinander.

„Wissen Sie,“ fragte er weiter, „ganz genau, daß Ihr Vater Tannhof hieß?“

„Könnt Ihr Amerikaner alle so ausfragen? Ich möchte doch wissen, was Ihr hinter mir sucht?“ versetzte Tannhof lustig.

„Nun, so erzählen Sie," entgegnete Notham, „was uns und Sie erheitern kann."

„Mich macht Nichts mehr froh," seufzte Tannhof, „denn ich bin ein unglücklicher Mensch!" Er leerte dabei das Glas bis auf den Boden und sagte: „Aber das Getränk da bleibt freilich etwas Gutes!"

„Ihr Liebchen soll leben!" sagte Notham und stieß an.

„O zehntausendmal, du liebe Maria!" rief Tannhof mit feuchten Augen und stieß an. „Und denken Sie nur," sprach er mit gelöster Zunge, „ihretwegen muß ich die Heimath ewig meiden; ich habe es dem Pfarrer versprochen, nicht eher wiederzukommen, bis ich Maria nach Stand, Ehren und Auskommen heirathen kann — das heißt nun nimmermehr! und Ade, du Berg und Thal! Ich habe eigentlich Nichts gelernt, als das, was ein Junker braucht — ein Bischen Geographie, welche mich auf Amerika gebracht hat, ein Bischen Geschichte und Mathesis; — nun ja, Lesen, Schreiben und Rechnen versteht sich! Werde ich damit in Amerika auskommen?"

„Man gebraucht drüben einen hellen Kopf und eine rege Faust!"

„Donnerwetter, die hab' ich und wäre der Pfarrer nicht gewesen, so wäre ich jetzt preußischer Husar! Es wird auch das Beste sein! Es ärgert mich nur, daß ich als Bürgerlicher kein Offizier werden könnte!"

„Aber wer hat denn dem Pfarrer so viel Recht über Sie gegeben?"

„Weiß ich es denn? — Aber freilich, wenn er nicht gewesen wäre, sie hätten mich aus der alten Burg auf die Straße gesetzt, ehe ich laufen gekonnt!"

„Wie hieß Ihre Mutter?"

„Johanna! Sie war aber nicht aus der Umgegend, ich dächte, von Hamburg her; mein Vater, der ein verschuldetes Gut besaß, hat sie so weit hergeholt. Sie starben, wie gesagt, in meiner frühen Jugend kurz hintereinander her, und der Pfarrer hat sich meiner angenommen, mir allerlei beigebracht, und wer weiß, was er sonst gethan hätte, wär' er nicht dahintergekommen, daß wir uns so lieb haben, ich Marie, und sie mich!"

„Johanna?" fragte Notham bei sich; mit der innigsten Vaterliebe blickte er Tannhof an; er mußte sein Sohn sein. Sein Herz schlug ungeduldig dem Augenblick entgegen, wo jeder Zweifel gelöst war und er ihn mit dem Freudenruf: „Ich bin dein Vater!" an sich reißen konnte.

Schon jetzt hielt ihn nur der alte John von einem übereilten Schritte zurück mit der Frage, welche er an Tannhof that: „Wie viel baares Geld habt Ihr denn zu einem guten Anfange drüben?"

„So viel, als ich zur Ueberfahrt gebrauche, bekomme auch wohl, wenn das Gut verkauft ist, noch ein Stück Geld heraus, das mir der Pastor hinüberschicken will."

„Da habt Ihr wohl ein Bischen übel gewirthschaftet, da das Gütchen Euch durch die Finger fällt?"

„Wäret Ihr nicht ein alter, gewichster Mann, so möchte ich Euch auf meine Art antworten; fragt Euch aber Jemand darum, so sagt nur: Wenn man vom Vater her ein verschuldetes Gut bekommt und der Blitz schlägt in die Scheuer, daß es wegbrennt, so muß man es mit Schulden wieder aufbauen, und ehe man sich umsieht, gehört Einem nicht mehr der Ziegel auf dem Dache! Freilich, kann man sein Lebelang seine Beine unter fremden Tisch stecken, so ist es keine Kunst, eine Sparbüchse zu sein!"

John verzog das Gesicht, Notham aber lachte über die Abfertigung, wie noch nie.

„Weiß ich nur erst, wie Ihnen zu helfen ist," wandte sich Notham zum jungen Tannhof, „so kann ich Ihnen vielleicht selbst unter die Arme greifen."

„Sie sind wohl sehr reich?" fragte Tannhof mit klugem Augenzwinkern.

„Wie viele Thaler könnten Sie in einem Jahre in einzelnen Stücken aufzählen?"

„Ich weiß es nicht."

„So müssen wir es einmal versuchen."

„Daß dich der Blitz! — Da wäre ein Kauf mit Ihnen zu machen; — es wäre Schade um meine Waldung, wenn ein habsüchtiger Barbier darüber her sein dürfte! — Ich hatte wohl immer meine Gedanken auf den Pfarrer und dachte, er sollte mir unter die Arme greifen, wenn ich um Marie bei ihm anhalten würde; denn wir beiden Liebesleute waren miteinander schon einig. Wie das neue Gutsgebäude in die Höhe und ausgebaut war und Alles so aussah, als wenn eine junge Frau es sich schon bei mir gefallen lassen könnte, besprach ich mich mit Marie. Sie sollten das herzige Mädel sehen! — Und wir warteten vorigen Sonntag die Zeit ab, wo die Leute eben die Kirche verlassen hatten und der Pfarrer auf den Altar ging, um in der Agende die Stellen einzuzeichnen, die der Cantor Nachmittags in der Betstunde vorlesen sollte.

„Diesmal fand er gar kein Ende mit Blättern; er mochte wohl bemerkt haben, daß wir Beide hinter ihm standen, und sich das Uebrige denken.

„Endlich mußte er sich doch umkehren. Ich hatte eine so hübsche Anrede einstudirt, als nur eine sein kann; —

als er aber seine großen, hellen Augen auf uns herabsenkte, waren meine Worte schlechte Soldaten, sie wollten nicht marschiren, wußte er es doch so gut, als wir, was uns am Herzen lag.

„Tannhof," sagte er, „daraus kann vor der Hand Nichts werden; ich habe dich und Marie zu lieb, als daß ich Euch in das Unglück stürzen sollte."

„Wir sind ganz und immerdar glücklich," rief ich, „wenn Marie mit mir Freud' und Leid theilt!" „Das stellt sich Alles leicht vor," versetzte er, „aber es ist doch anders. Hat der Blitz dir in das Gut geschlagen und es weggebrannt, so denke: Gott hat deine Absicht auf Marie nicht gemocht; denn, laß' dir es frei heraussagen, obschon ich dich damit nicht kränken will, eigentlich bleibt dir für Gut und Waldung kaum Holz zu einem Bettelstabe übrig. Heute machtest du Hochzeit und führtest die junge Frau in das Haus, morgen kämen die Gläubiger und jagten Adam und Eva aus dem Paradiese! — Was nun anfangen?"

„Wir Beide weinten bei diesem Vorhalt bitterlich, sanken auf die Kniee und erklärten aufrichtig, daß wir gern hacken und spinnen wollten miteinander.

„Der Pfarrer aber schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Es kann nun einmal nicht sein, ergebt Euch mit Fassung in diese erste, große Prüfung, welche Gott Euch auferlegt hat."

„Der Pfarrer dort," bemerkte Notham, „scheint ein verständiger Mann zu sein!"

„Wenn nun," entgegnete Tannhof hitzig, „Alles und Jedes der Verstand ausmachen und abmachen soll, so sehe ich gar nicht ein, wozu der liebe Gott noch da ist; —

so habe ich dem Pfarrer gesagt, und seht, Ihr klugen Leute, er erschrak dabei und lenkte ein."

Auch Notham war betroffen; ihm trat die letzte Unterredung mit seiner verschollenen Frau in das Gedächtniß; — doch hielt er an sich, um seinen Sohn, wofür er den jungen Gast hielt, immer mehr ungestört sich aussprechen zu lassen und vielleicht dabei Mittheilungen zu erhalten, welche ihm bestimmteren Aufschluß über das geben könnten, was er so sehnlich wünschte.

Er glaubte um so behutsamer sein zu müssen, als der junge Gast offenbar in dem Glauben stand, ein geborner Tannhof zu sein.

„Wie mich nun," fuhr der Erzähler fort, „der Pfarrer ansah, so sah ich ihn wieder an. Ich muß Euch noch sagen, daß es vorige Sonnabendnacht stark gewittert hatte, wie vielleicht hier unten um Gera auch, und der Sonntagvormittag noch in Wolken und Regen sich herumbalgen mußte. Als jetzt mein Schicksal von einem guten Worte des Pfarrers abhing, brach auf einmal am Himmel die Sonne, wie mit einem Hurrah, durch die Wolken und warf durch das Kirchenfenster einen breiten Strahl herein auf den Altar, daß der Heiland mit der goldenen Auferstehungsfahne, die silbernen Leuchter und Altargefäße auf dem rothsammetnen Altartuche, oben die Engel mit ihren Flügeln durcheinanderflatterten und selbst Marie mit ihren Thränen, wie eine Rose mit Thauperlen, funkelte.

„Das mochte Alles zusammenkommen, um den Pfarrer milder zu stimmen. Ich sah es ihm an und sagte: „Hochwürdiger Herr Pastor! Sie hätten mir gewiß Marie zur Frau gegeben vor dem Brande meines Schlößchens und Hofes, nun trat das Unglück ein und trennt uns, kann

denn nicht auch einmal das Glück bei mir einschlagen? — Ich bin jung und gesund, wer weiß, ob es mir nicht einmal begegnet, zugreifen will ich schon!"

„Marie umschlang bei dieser Anrede die Kniee des Pfarrers, sie war aber zu verschämt, um ein Wort dazu zu geben, sonst wär' es vielleicht noch besser geworden.

„Gebt Euch die Hände, Kinder!" rief darauf der Pfarrer, „unter der Bedingung, daß Tannhof binnen hier und drei Tagen das Dorf hinter sich läßt und sein Glück draußen in der Welt sucht, sollt Ihr Euch fünf Jahre lang unverbrüchlich treu bleiben; — ist Marie aber dreiundzwanzig Jahre alt geworden und du hast noch kein ordentliches Auskommen für sie, dann soll Eins von dem Andern geschieden sein."

„Damit trennte er uns, ich mußte voran zur Kirche hinausgehen, er aber hielt Marie zurück und hat dort noch viel zu ihr gesprochen, bis sie wieder Muth gefaßt hat, so daß wir nun alle Beide das Beste hoffen."

„Wie aber kommen Sie, lieber, junger Freund," fragte Notham forschend, „auf den Gedanken, nach Amerika auszuwandern? Ist Ihnen vielleicht gesagt worden, daß Sie dort nahe Anverwandte fänden? Oder haben Sie vielleicht meinen Namen Notham einmal gehört? Oder fällt Ihnen sonst Etwas ein, was Sie darauf gebracht hat?"

Notham hielt gespannt den Odem an sich, aber ein Seufzer entstieg seiner Brust, als Tannhof den Kopf schüttelte und fortfuhr:

„Da ist ein Buchdrucker aus Plauen, der drüben in Philadelphia ein reicher Mann geworden ist; und nicht nur dieser, auch mancher Andere ist arm hinübergegangen und dort zu Mitteln gekommen. Wo sollte ich nun weiter hin?"

Notham sah den jungen Mann schwermüthig an, hin- und hergeworfen zwischen Vermuthungen und Wünschen.

„Als Sie uns heut' Abend vor dem Thore begegneten, fragte er nach einer Weile, „sangen Sie die Strophe eines mir besonders theuren Liedes. Darf ich fragen, von wem Sie es gehört haben?"

„Da ist ein Dorf mit einem verfallenen Schloß, das liegt da droben von Weida her, das Mosen heißt, dort hat es mir ein guter Kamerad vorgesungen heute Mittag beim Kruge, ehe ich geradenwegs herunter nach Gera ging."

Es blieb Notham nur das Einzige übrig, den Ring, welchen Tannhof am Finger trug, näher zu prüfen.

„Erlauben Sie mir, junger Freund," fragte er jetzt Tannhof, „Ihren Ring hier mit dem meinen zu vergleichen?"

Tannhof zog den Ring ab und sagte: „Ich habe mich auch schon gefreut, daß ich gerade so einen Ring habe, wie Sie, der reiche Herr aus Amerika."

Notham hatte das Licht an sich gezogen, indem er den Ring der Flamme näherte und inwendig betrachtete. Es war eine Schrift darin eingegraben, seine Hände zitterten, seine Augen umwölkten sich. Er heftete den Blick schärfer darauf und las: „Arthur. 17..!"

Lange stand er da, überstürzt von allen Wonnen der Vaterfreude, endlich breitete er seine Arme aus und rief mit erstickter Stimme: „Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!" „Hurrah!" jauchzte John und schwenkte seinen Hut.

Tannhof hatte jedoch eine andere Meinung; trotz der Berechtigung seiner Gefühle, welche er dem Verstande gegenüber bei dem Pfarrer geltend gemacht hatte, vergönnte er dem Letzteren jetzt den Vortritt.

Er hatte sich schnell genug das, was er hier erfahren hatte, im Kopfe zurecht gelegt, um sich zu sagen, daß es sich hier um ein Geheimniß handle, aus welchem sein Glück aufblühen könne.

„Das kommt mir Alles zu jäh," versetzte er, Notham's beide Hände festhaltend, „um mit mir einig zu sein. Wollen Sie mich denn auch immer als Ihren Sohn ansehen, wenn sich auch ergeben sollte, daß ich es am Ende nicht bin? Oder wenn ich nun eine andere junge Person herbrächte und sagte: „Da sieh' zu, das ist vielleicht dein Kind!" — welchen Habdank würde ich dann haben?"

„Yankee!" rief John, „nimm dich in Acht, Bruder Jonathan über dich!"

„Junger Mann," versetzte Notham bestürzt, „daß du mein Sohn bist, muß ich so lange glauben, als ich den Ring hier in Händen habe; aber, Gott sei mein Zeuge, wärst du es nicht und schenktest mir das Kind, vielleicht auch die Mutter, du solltest sein Bruder sein; ich hätte für Euch Beide genug, um Euch glücklich zu machen!"

„Mann und Wort!"

„Und bei diesem Ausrufe erkenne ich noch einmal Johanna's Sohn!" versetzte Notham.

„Den Ring hier," erzählte Tannhof zögernd, „habe ich erst seit vorgestern, Marie hat mir ihn bei dem Abschiede gegeben; es ist der Trauring ihrer Mutter."

„Sie ist es!" rief jetzt John; „nun sind wir auf dem rechten Weg!"

„Sie ist aber des Pfarrers Tochter?"

„Pflegetochter."

„Wie heißt ihr rechter Vater?"

„Arthur!"

„Mein Gott! mein Gott!“ rief Notham, „es ist mein Vorname; und ihre Mutter?“

„Weiß nicht; die ist schon lange begraben.“

„Johanna! meine Johanna!“

„Der Pfarrer muß sie gekannt haben,“ fuhr Tannhof fort, „denn er sagte einmal, Marie habe die Haare ihrer Mutter.“

„Beschreibe mir das Kind!“

„Denkt sie Euch so schön, als Ihr wollt, sie ist immer noch schöner! Schlank ist sie, wie eine junge Tanne; ihr Gesicht, ja, Ihr solltet einmal hineinsehen, wenn sie lacht! — und die Grübchen auf beiden Seiten werden tiefer und die kleinen, weißen Zähne blitzen um die Wette mit den großen, freundlichen, schwarzen Augen! Damit sie nun erst recht schön ist, hat sie blonde Haare; blonde Haare und schwarze Augen, als sollte man erst recht in sie vernarrt werden! Und was für wunderliche Einfälle sie hat!“

„Von wem sprichst du?“ fragte Notham mit starrenden Augen, — „du schilderst meine verstorbene Frau, meine unglückliche Johanna!“

„Nun, da ist Marie ihre und deine Tochter!“

„Meine Tochter?“ sprach lächelnd und mit tonloser Stimme Notham vor sich hin und faltete die Hände. Bei der Gewißheit, daß er ein Kind besitze und es glücklich wiederfinden solle, zog das Gefühl des Glücks so gewaltig in sein Herz ein, daß es ihm so weh that, als müßte es zerspringen.

„Soll ich den Wagen anspannen lassen?“ fragte John.

„Ha!“ rief Notham; „auf die Post, Wagen und Pferde vor, und du — ach! es ist zu viel für einen Menschen, *was mir zu* Gemüthe will! und du wärest — Mariens

Verlobter? — und so am Ende doch noch mein Sohn? Jetzt drücke ich dich erst recht an mein Herz!"

„Nun kann ich es auch aufrichtig thun," versetzte Tannhof, „denn es wird schon so sein, wie wir Alle denken!"

„Ich kann dir nicht helfen," entgegnete Notham, „du mußt mit uns zu Marie und ihrem Pflegevater fahren; wir fahren die Nacht durch."

„Da sind wir morgen Nachmittag bei ihr! Ich kenne die nächsten Wege! — Und wenn Marie Euere Tochter sein sollte, — dann könnte ich doch auch zum Pfarrer sagen: „Da bin ich und das Glück hat bei mir eingeschlagen!"

„Wie es Gott auch fügt, so lange du diesen Ring besitzest, bin ich dein Vater!"

„So oder so!"

Während sich Notham und Tannhof auf diese Weise verständigten, kam die Extrapost vorgefahren.

Kaum gönnte sich Notham Zeit, seinen Mantel umzuwerfen; ehe er sich noch recht besonnen, rollte der Wagen mit ihnen in die schöne, klare Julinacht zum Thore hinaus.

Am andern Nachmittag pochte Jemand an die Studirstube des Pfarrers Günther; er rief: „Herein!" und Tannhof stand verlegen lächelnd vor ihm.

„Du bist ein wortbrüchiger Mensch!" rief zornig der Pfarrer; „hältst du so dein Gelöbniß, welches du mir vor dem Altare abgelegt hast?"

„Ja, ich meine so!"

„Also gilt dir der Frieden eines gutgearteten Mädchens Nichts in der Verblendung deiner Leidenschaft?"

„Ihr Vater hat es mir nun einmal erlaubt und mich wieder zu Ihnen geschickt, hochehrwürdiger Herr Pastor.“

„Ihr Vater?“

„Ich denke, Arthur Notham aus New-York.“

„Arthur?“

„Das ist sein Vorname, der auch im Ringe steht, welchen mir Marie zum Abschied gegeben hat.“

„Wo ist er?“

„Still! still! Marie weiß noch Nichts davon. Ich habe ihn zum Thore hinein in den Kirchhof zu dem Grabe ihrer Mutter geführt. Dort wünscht er mit Ihnen zu sprechen.“

„Hat dich Marie schon gesehen?“

„Nein, Herr Pastor!“

„Gottes Schickungen seien gepriesen; doch rauben sie mir vielleicht das Kind meiner Pflege und die Freude meines Alters! Doch führe mich zu dem fremden Mann, damit ich seine Ansprüche höre und prüfe!“

Von der Pfarrwohnung führte eine hohe Treppe hinauf in den Kirchhof, in dessen Mitte die Kirche stand.

Der Pfarrer hatte seine Amtstracht angelegt und schritt feierlich die Stufen hinauf, Tannhof folgte ihm mit der Mütze unter dem Arme nach.

Unfern des Haupteinganges in die Kirche war ein Grab mit einem einfachen, steinernen Kreuze und der Aufschrift: „Aus der Fremde in die Heimath!“ Am Kopfende befand sich eine steinerne Bank unter einem breitästigen, blühenden Lindenbaum.

Dort saß Notham, da John bei dem Wagen zurückgeblieben war, einsam, versunken in die Erinnerung an die Vergangenheit. Seine Augen ruhten mit so schmerzlichem

Ausdrucke auf dem Hügel, als sollten sie die Todte auferwecken.

Wie reich und doch so arm ist ein Menschenherz, da es so viele, so gewaltige Gefühle nacheinander durchempfinden kann und doch keinen Raum hat, zwei auf einmal in sich ausklingen zu lassen.

Wie Notham hier am Grabe saß, erfüllte ihn der Schmerz um Johanna so mächtig, daß die Hoffnung, sein und ihr Kind vielleicht in der nächsten Viertelstunde schon an sein Herz zu drücken, davon zurückgedrängt wurde.

Aus diesem betäubenden, schmerzlichen Hinträumen weckte ihn der Pfarrer, welcher mit Tannhof herangetreten war.

„Selig sind, die in dem Herrn ruhen!“ sagte der Pfarrer mit einem Blick auf das Grab.

Notham war aufgestanden und reichte ihm die Hand mit den Worten:

„Vielleicht stehe ich vor dem Manne, dem ich Alles verdanke, was ein Mensch dem andern jemals schuldig sein kann. Seit achtzehn Jahren von Gottes Hand zu Boden geschmettert, neigt er sich in Ihnen erbarmend zu mir nieder. Auch selbst dann, wenn die wunderbare Hoffnung, welche mir die Brust erfüllt hat, wieder zerrinnen sollte, schmälert sich nicht mein Dank; denn ich habe doch mittelbar durch Sie die Bekanntschaft hier mit Tannhof gemacht, welcher mein Sohn sein und bleiben will.“

Unter diesen Worten hatten sie sämmtlich auf der steinernen Ruhebank bei dem Grabe Platz genommen.

Auf die Bitte des Pfarrers, ihm den Zusammenhang der Begebenheiten bis zu seiner Ankunft hier in dem Kirchhofe mitzutheilen, erzählte Notham in kurzem Abrisse Das, was wir bereits wissen.

Mit der größten Spannung hörte der Pfarrer zu. Als Notham seine Leidensgeschichte beendet hatte, sagte er:

„Es waltet kein Zweifel mehr ob, daß dieses Grab Ihre selige Frau in sich schließt. Die Zeit ihrer Ankunft im Orte, oder vielmehr ihres Sterbens trifft mit Ihren Angaben genau zusammen, rechnet man die Zeit hinzu, welche sie zu ihrer Herreise gebraucht hat. Im Herbste, nun bald vor achtzehn Jahren, wurde ich in der Nacht hinaus in das Hirtenhaus gerufen mit der Nachricht, daß die Hirtenfrau, welche dort wohnte, bei ihrer Heimkehr aus dem Walde, wo sie Holz geholt hatte, auf der Straße in der Dunkelheit der Nacht eine Frau in Kindesnöthen gefunden, sie in ihre Hütte gebracht und dort entbunden habe; das Kind wäre am Leben, die Wöchnerin aber ohne Besinnung und dem Tode nahe.

„Ich eilte, so schnell ich konnte, in das Hirtenhaus; die Fremde lag bereits im Verscheiden. Als ich ihr meine Hand auf die Stirn legte, sprach sie das erste und letzte Wort: „Mein Kind!"

„Ich ließ es ihr zeigen; ein eigenes, glückliches Lächeln spielte um ihren Mund, dann suchte sie sich emporzuheben, um, wie es schien, noch Einiges zu sprechen: aber schon fuhr ein Schauer mit Blässe über ihr Gesicht, sie faltete die Hände mühsam zusammen, sank todt zurück in die Kissen, ich drückte ihr die Augen zu.

„Nachdem ich ihre Seele dem Vater im Himmel empfohlen hatte, wandte ich meine Gedanken zurück auf die nothwendigsten Erörterungen über ihre Herkunft.

„Hatte nun die Verstorbene in ihren schweren Leiden des Augenblicks nicht die Besinnung gehabt, der Hirtenfrau die nöthigen Mittheilungen zu machen, oder hatte diese, eine

schwachsinnige Frau, nicht recht darauf gemerkt, sie wußte nur sich mit Mühe zu erinnern, daß sie von Meer und Schiff und Noth gesprochen. Da Ihr nun Notham heißt, so erklärt sich Alles von selbst. War sie auf der Reise beraubt oder mittellos geworden, sie hatte Nichts bei sich, als die Kleider, welche sie anhatte. Diese waren fein und zeugten von vornehmem Stande.

„Ich zog ihr den Trauring ab, weil häufig darin der Name des andern Gatten zu finden ist. Es ist der Ring, welchen Sie bei Tannhof gesehen."

„Doch das Kind? Wie wurde das Kind erzogen?"

„Da meine Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, so hielt ich das Kind der Fremden für ein Geschenk des Himmels. Ich ließ meine Frau rufen, welche Sie kennen lernen werden, und trug ihr bei der Leiche der Unglücklichen meinen Wunsch vor. Sie war mit mir einverstanden. Das Kind, ein Mädchen, wurde „Marie Arthur" getauft und von uns bis zu dieser Stunde erzogen. Gott hat unsere Mühe reichlich belohnt. Mit Dank für die vielen Freuden, welche er uns mit und in ihr gewährt hat, aber auch mit herben Schmerzen über ihren Verlust geben wir das Kind ihrem Vater zurück mit der Ueberzeugung: daß wir Alles für sie, unsere Marie, gethan haben, was nur immer ihre leiblichen Eltern für sie hätten thun können."

„Edler deutscher Mann," rief Notham, „wir müssen uns hier das Herz in die Hände fassen, soll es Stand halten in dieser großen Stunde! Günther, laß' mich so bei deinem Namen dich nennen, du bist mein Bruder für Zeit und Ewigkeit!"

Beide Männer umarmten sich, verbunden mit einander durch jedes Band, welches zwei Seelen vereinigen kann.

„Und nun, Günther," sagte Notham, „stille auch du deinen Kummer; wir bleiben, so lange wir leben, hier zusammen! Ich werde hier bei unserm Sohne wohnen!"

„So geh' denn, Tannhof, hinunter zu Marie," unterbrach ihn der Pfarrer, „theile ihr Alles mit, was du gehört hast; von dir, dem sie bald auf immer angehören soll, mag sie den Vater zum Brautgeschenke erhalten!"

Mit drei Sprüngen war Tannhof an der Treppe; wie ein Sturmwind, eilte er hinunter.

Während der Pfarrer von der Erziehung des Kindes, seinem vortrefflichen Herzen, seiner Liebe zu seinen Pflegeältern, und dann von Tannhof, welchen er von Jugend auf kannte und immer mehr lieb gewonnen hatte, seinem neuen Freunde und Bruder erzählte, kam auch John herbei. In wenigen Worten theilte ihm Notham die glückliche Lösung seines Verhängnisses mit.

Es verging eine ziemliche Zeit, während sie auf Johanna's Kind warteten.

So schnell Tannhof hinunter in die Pfarre geeilt war, so vorsichtig hatte er Marie auf das Wiederfinden ihres Vaters vorbereitet.

„Am Grabe deiner Mutter," sagte er nach Hin- und Herreden, „sitzt ein alter Mann und weint. Wer mag es sein?" —

Marie hing sich bestürzt an ihre Pflegemutter.

„Mag er sein, wer er will!" versetzte die Pastorin, „mir soll Niemand mein Kind nehmen, das ich mir erzogen habe!" —

„Aber der Herr Pfarrer sitzt mit ihm zusammen und sie haben viel miteinander zu verhandeln."

„Ich möchte doch in aller Welt wissen," warf die be-

sorgte Frau ein, „wer nach beinahe achtzehn Jahren ein Recht auf das Kind haben sollte, wenn nicht wir?“

„Wenn es nun mein Vater, mein Vater wäre!“ schluchzte Marie.

„Ich mußte ihm den Fingerring geben, welchen du mir neulich geschenkt hast, weil darin der Vorname des guten, alten Herrn steht!“

Marie sank in die Kniee, raffte sich aber wieder in die Höhe und rief: „Ich will ihn sehen!“

„Deshalb bin ich auch hergeschickt worden, um dich und die gute Pflegemutter hinaufzuführen, denn dort — ja wirst du dir auch ein Herz fassen — wenn ich es dir sage?“

„Es springt mir entzwei!“ seufzte sie mit erstickter Stimme.

„So laßt uns hinaufgehen!“ versetzte Tannhof und trat mit Beiden den Weg an.

Er trug Marie mehr, als daß er sie führte, die Treppe hinan.

„Stütze dich nur fest auf mich; siehst du den schönen, alten Mann, welcher dort neben deinem Pflegevater sitzt?“

Notham erblickte seine Tochter; — er breitete die Arme aus, Marie wankte, von Tannhof gestützt, näher und sank in die Arme ihres Vaters Arthur Notham, des Handelsherrn aus Newyork.

Die Sonne war im Untergehen, ein purpurrother Schein breitete sich über die Gruppe und die Abendglocke begann zu läuten.

Es war spät in der Nacht geworden, als Johannes mit dem Vorlesen zu Ende kam.

„Wir können unserem Freunde," nahm Benedict das Wort, „nicht besser danken, als mit einem Trinkspruche, die Gläser zur Hand und Heil verkündend laßt sie aneinderklingen: Das deutsche Vaterland und seine Zukunft hoch!" —

In dieser frischen, heitern Gemüthsstimmung trennten sich an diesem Abend unsere Freunde; Bernhard, welcher immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben hatte, die verlorene Tochter der Gräfin Elisabeth von Steinfelden aufzufinden, hatte sich, neuangeregt, an Johannes auf dem Heimwege angeschlossen. Behutsam forschte er, ob dieser seine geheimnißvolle Geliebte noch nicht wiedergesehen habe?

„Mein junger Freund Cecil," versetzte Johannes, „hat mir versprochen, mich bei ihr einzuführen, sobald sie von ihrer Reise zurückgekehrt sei!"

„Ich möchte sie wohl auch kennen lernen," entgegnete Bernhard, „du brauchst nicht eifersüchtig zu sein, seitdem auch ich meine unbekannte Schöne vom Maskenballe entdeckt und mich mit ihr verlobt habe. Es ist möglich, daß ich ihr etwas höchst Wichtiges zu verkünden habe, vielleicht auch nicht! Gute Nacht! Auf Wiedersehen im nächsten Convente!"

Palmarum.

Der Abend vor diesem Sonntage sollte der letzte Convent der modernen Benedictiner sein. Mehre Künstler, welche der Düsseldorfer Schule angehörten und sich in ihren romantischen Religionsgefühlen durch die Philosophen gekränkt fühlten, hatten ihren Austritt erklärt, dagegen blieben Docht und seine Anhänger von selbst weg, seitdem ihr Bewußtsein, daß sie auf der Höhe der Zeit ständen, übermächtig geworden war. Sie waren jetzt in der italienischen Weinhandlung: Verderber und Compagnie zu finden, wo sich der Director Mehlhose, dem wir früher im gräflichen Palais begegnet sind, an sie geschlossen hatte, jetzt einer der eifrigsten Anhänger ihrer Ansichten.

Nur noch einige Freunde waren an diesem Abende erschienen, unter diesen Johannes, Benedict und Hermann.

Um der trüben Gegenwart zu entfliehen, lenkte Benedict das Gespräch auf Jugenderinnerungen, die in jeder Menschenseele einen klaren Stern von dem Himmel der Kindheit zurückhalten, wenn ihre Sonne schon längst untergegangen ist. Daran schloß sich eine Erzählung, welche Einer der Anwesenden mittheilte:

Ismael.

Oft wenn die Erdschollen des Lebens dicht auf mein Haupt herunterrollen, und mir es schon ist, als würde ich, wie so viele Andere, in dem dumpfen Grabe dieser Zeit lebendig begraben, da zerreißt zuweilen die dunkle Nacht des Grabes, wie eine Wolke auf hoher Alpe, und unten weithin in der Ferne, wie ein verlorenes Eiland mitten zwischen Eisbergen, liegt meine grüne Heimath und mein Jugendleben da. Dann treten oft längst vergessene, ehrwürdige Greise und Männer und ihre Söhne und Töchter mit ihren freundlichen, kameradschaftlichen Gesichtern mir wiederum so lebendig neu entgegen, als läge nur eine lange, öde Nacht zwischen heute und sonst.

Doch sind viele Jahre vergangen, seitdem ich ihre Gesichter nicht mehr gesehen habe. Viele von ihnen ruhen auf dem kleinen Gottesacker dort an der alten Kirche und ihrem Glockenthurme, der mein ältester und treuester Freund ist, der immer noch zuweilen freundlich über die Berge in meine Träume herübernickt und mit seiner milden Glockenstimme mir zuruft: „Wo bleibst du denn so lange?“

Wie gute Engel, ziehen diese Stimmen des Heimwehs mir überall nach, sie finden mich im Gedränge des Marktes, sie schleichen mir nach in das Theater und klingen oft mit einem einzigen Waldhorntone durch das rauschendste Concert, wie aus tiefgrünem Waldesdunkel, zu mir her.

Heimath? — welche Seligkeiten schließt nicht das einzige Wort in sich! Ach, wir Männer der neuesten Zeit haben die Heimath verloren, deshalb sind wir auch Alle so unglücklich! Heimath, Vaterland, Glauben und Frieden —

das Alles ist dahin! Dafür haben wir schöne Worte gefunden, reiben uns die Hände und sagen: „Unsere Heimath ist die Welt, unser Glaube die Freude, und unser Frieden? — der Kampf!“ Als ob nicht die Heimath das Herz wäre, mit welchem wir die Freuden und die Leiden der ganzen Welt erst fühlen lernten! Als wenn nicht der Frieden des heimathlichen Lebens die Palme des Kampfes sein sollte!

Ist, wie die Blume, nicht auch der Mensch ein Gewächs der Heimatherde? Wurzelt die Eine mit materiellen Wurzeln in dem Boden und lebt durch ihn und mit ihm, so hängt der Andere mit geistigen Wurzeln nur um so inniger mit ihm zusammen.

Was Ihr mir auch bieten mögt, ich werde doch nie die fernen Berge und Thäler, nie die Fichtenbäume, die über meiner Wiege gerauscht haben, nie vergessen die Nachbarn meines Vaters und ihre Kinder, meine Spielgenossen!

Tausend Geschichten, die pflanzenartig dort aufwuchsen und Zeit hatten, sich mit und an den Menschen auszuleben und abzurunden, stehen in meiner Jugenderinnerung da, wie seltsame, glänzende Bilder in einer altgothischen Kirche. Gesicht an Gesichter schauen sie aus goldenen und silbernen Blumen und Ranken mich gar freundlich an, wie einen alten Bekannten.

Unter diesen Bildern steht obenan der patriarchalische Abraham, ein alter Bauer, der einen langen, grauen Bart hatte, und auf dem Kopfe ein Sammetbarett trug.

Er war in der ganzen Umgegend deshalb bekannt, weil er, vorzüglich in seinen älteren Tagen, immer oben auf dem Berge an der Straße saß und unverwandt nach Osten schaute, als müßte von dorther eine langersehnte Botschaft kommen.

Wenn ich von der Schule oder Universität in die Ferien und meiner Heimath zuwanderte, und schon mitten aus den Bäumen heraus das väterliche Haus erkennen konnte, traf ich auch jedesmal den alten Abraham oben auf dem Berge unter einer uralten, einsamen Fichte sitzen, vom Alter gekrümmt, in den dürren Händen den langen Stab, die mit langen Wimpern überschatteten Augen hinausgerichtet auf die nach Osten zu laufende böhmische Straße.

Er hatte jedesmal eine herzliche Freude, wenn er mich sah, und rief mir, ohne daß ich ihn fragte, immer zu: „Er ist noch nicht da!“ Diese Worte thaten mir in der Seele weh; denn daran hing eine ganze Geschichte, lustig und traurig zugleich, wie man will. „Er ist noch nicht da!“ sagte ich da für mich und ging vorüber.

Mir haben diese Worte etwas so wehmüthig Sehnsüchtiges, daß ich sie heute noch nicht vergessen kann, — weder die Worte, noch den, von dem sie gesagt wurden, noch den alten Abraham, der sie mir zurief.

Abraham wohnte an einem Hügel, von dem eine reiche Quelle in vielen Wässerungsgräben herunterrann und den Rasen ringsumher grün erhielt. Das Wohnhaus lag so verborgen hinter hohen Apfel- und Birnbäumen, daß man nur die Feuereſſe und den aufsteigenden Rauch sehen konnte. Hinter dem Hause zog sich die Strecke seiner Felder über den Hügel hinüber und dort thaleinwärts, wo die Wiesen, von einem Erlenbache durchschnitten, dahingebreitet waren. Gleich an die Wiesen grenzte sein Fichtenwald, welcher hier und da mit Laubholz untermischt war.

Gingen so Abraham's Felder und Wiesen in gleichem Zuge fort, so machte doch sein Wald eine Ausnahme, indem in die Mitte desselben eine große Haide hineinzüngelte,

auf welcher ein altes, halbverfallenes Häuschen stand, welches nebst dem Grund und Boden des öden Landes früher einem Köhler und jetzt dessen Tochter, Friederike, angehörte.

Dieses Mädchen hatte Abraham, als ihr Vater in ihrer frühesten Jugend verstorben war, aus der Einöde mitleidig zu sich genommen, indem er öfters sagte: „Ich habe ein Zicklein im Walde gefunden und ziehe mir es auf!"

Dieses Mädchen wuchs mit Abraham's Söhnen, von welchen der eine Ismael, der andere Isaak hieß, geschwisterlich heran.

Nicht ohne Bedeutung hatte Abraham nach dem Vorbilde seines Namenspatriarchen seine Söhne also benannt.

Es hatte sich nämlich in seiner Familie die Sage erhalten, daß sie vor undenklichen Zeiten in Asien gewohnt, von den Arabern und mit diesen von Ismael, dem Sohne Abraham's und der Magd, abstammte und nur zufällig nach Deutschland verschlagen worden wäre.

Was wahr oder falsch an dieser Sage ist, kann dahingestellt sein. Doch mag nur in Deutschland, wo seit Jahrhunderten alles Volksleben todt ist, und mehr ein Individuen- und Familienleben sich herausgebildet hat, eine solche Sage so lange sich erhalten und sogar bis in die neueste Zeit auf das Schicksal der Familie, welcher sie angehörte, Einfluß haben.

Da Abraham nicht genug von den Oertlichkeiten Palästina's und der umliegenden Länder hören konnte, so unterhielt er mit meinem Vater, welcher Schullehrer im Dorfe war, einen fortwährenden Verkehr.

Zuweilen kam Abraham in unser Haus, noch öfter aber ließ er meinen Vater Abends zu sich auf ein Glas Bier bitten.

Wenn mein Vater dorthin ging, so nahm er mich gewöhnlich mit und gab mir Bücher und Landkarten zu tragen. Schon unter der Thüre empfing uns der Patriarch mit der Hand und führte uns in die Stube, welche der ganzen Familie gemeinsam war. Auf dem weißen, ahornen Tisch lag immer schon die große Nürnberger Bibel mit Holzschnitten aufgeschlagen.

Während nun Beide die Oertlichkeiten des heiligen Landes, wie solche nach und nach in den einzelnen Capiteln der Bibel genannt waren, auf der Landkarte von Palästina aufsuchten, saß ich gewöhnlich bei Ismael und Isaak und der freundlichen Friederike. Ismael's Seele war tief und geheimnißvoll, wie der See Genezareth, und hatte ebenso, wie dieser, zuweilen seine gefährlichen Sturmschauer. Seine Lieblingsneigung war Herumschweifen in Feld und Wald, wozu später die Jagd kam, auf welche er den Jäger des Rittergutes häufig begleitete.

So oft ich in späteren Jahren, wo wir Kinder mehr herangewachsen waren, mit meinem Vater Abends in dem Hause Abraham's war, hatte Ismael Etwas mit seinem Schießgewehre zu thun oder mit sonst einem Geschäfte, das dieser seiner Neigung entsprach. Bald richtete er ein Tellereisen zum Fuchsfange vor, bald schmolz er Blei über der Kienspanleuchte, welche einen Theil des Zimmers erleuchtete und goß Posten, zuweilen saß er aber auch still und in sich gekehrt da und horchte dem Gespräche unserer Väter zu.

Es konnte nicht fehlen, daß zuweilen das Gespräch der Beiden an ihrem Tische lauter wurde, zumal wenn mein Vater auf das schöne Klima des gelobten Landes, auf den süßen, klaren See Genezareth und die herrlichen Städte, welche dort in alter Zeit geblüht hatten, oder den

fischreichen Jordan, dessen Name im Ebräischen gleichbedeutend ist mit Rhein, wie mein Vater gern auseinandersetzte, zu sprechen kam. Bei solcher Gelegenheit fingen die Augen Abraham's feurig zu rollen an und seine Arme streckten sich von selbst aus, indem er rief: „Hör' ich nicht das Rauschen des Windes, und kommt er nicht über die gesegneten Berge herüber? Hör' ich nicht die Wogen des heiligen Stromes Jordan heranbrausen? Ich werde dich nicht sehen, Land meiner Väter! Wenn ich in der Todesstunde ringen werde nach Auflösung, wird kein guter Engel kommen und mir die Erde der Heimath von dort, wo der Brunnen des Lebendigen fließt zwischen Kades und Bared, auf mein Haupt streuen, daß ich ruhig sterben kann!"

Bei einem solchen Ausrufe fuhr Ismael immer in die Höhe und stand da mit verschränkten Armen, indem sein wildes Auge an der Decke der Stube herumschweifte, als wollte er dort oben den Wegweiser suchen, der ihn zu jener Stelle führte; denn er wußte gar wohl, daß dort zwischen Kades und Bared bei dem Brunnen am Wege zu Sur der Engel des Herrn Hagar gefunden, und zu ihr gesprochen hatte: „Hagar, Sarai Magd, wo kommst du her? und wo willst du hin?" und weiter: „du wirst einen Sohn gebären, deß Namen sollst du Ismael heißen, darum, daß dich der Herr erhört hat! Er wird ein wilder Mensch sein!" Und Ismael der zweite wußte es gar wohl, daß er nur der natürliche Sohn seines Vaters Abraham war, der dort am Tische saß, und daß die Zeit kommen werde, wo auch er das väterliche Haus mit dem Rücken werde ansehen müssen! Er wußte und glaubte ebenso fest, wie sein Vater Abraham, daß keiner von ihrem Geschlechte selig sterben konnte, wenn ihm in der Sterbestunde nicht eine Hand-

voll Erde vom gelobten Lande auf das Haupt und die Brust gestreut wurde.

Abraham brachte bei einer solchen Unterredung häufig ein seltsames Kästchen von unerkennbarem Metalle und ganz von fremdartigen, eingegrabenen Schriftzügen, bedeckt und mit Henkeln versehen, durch welche ein Riemen zum Umhängen gezogen war, aus dem Schranke heraus, stellte es auf den Tisch und sagte mit gerührter Stimme: „O, ich Unglücklicher! Sehen Sie herein, Herr Schulmeister! es ist kein Stäubchen mehr darinnen, das mich erlöste in meiner Sterbestunde. Als ich meinem Vater, da er im Sterben lag, den letzten Rest der heiligen Erde, welche uns von unsern Vorfahren übermacht worden war, auf das Haupt streute, da sah er mich noch einmal an, mit einem Blicke, den ich nie vergessen werde, und sprach: „Ach, wie willst aber du sterben, Abraham?“ Das ist es, Herr Schulmeister, was die Tage, welche ich noch zu leben habe, mir verkümmert.“

Mein Vater, welcher mit ganzer Seele an Deutschland hing, das zu jener Zeit wenigstens dem Namen nach noch ein Reich war, fing da gewöhnlich zu zürnen an und warf die Worte hin: „Er ist sonst ein vernünftiger Mann, Abraham! Er ist ein gläubiger Christ und was noch mehr ist, Er handelt, wie ein Christ, aber bei allem Dem ist Er ein Narr! — Mag es seine Richtigkeit haben, daß Seine Familie aus Palästina stammt, so ist sie, wie Er weiß, doch seit Jahrhunderten hier mitten in Deutschland eingebürgert, — Sein Urgroßvater, Sein Großvater, Sein Vater, Er und Seine Kinder sind hier im Voigtlande geboren und erzogen, ganz ehrliche und brave Voigtländer seid Ihr und keine *Ismaeliten*! Hier ist Seine Heimath, hier ist die Erde, die

man uns Allen einst auf den Leichnam legen wird, und unter welcher wir vielleicht recht gut ruhen werden! Wenn wir bis auf Adam und Eva zurückgehen, so stammen wir Alle aus Asien her. Müßte nun jeder Mensch in seiner Sterbestunde eine Handvoll asiatischer Erde haben, die endlich Koth, wie alle, ist, so müßten wir geradezu halb Asien auf Transportschiffen nach Europa herüberschaffen. Abraham! thu' Er diesen sündhaften Aberglauben von Sich und lerne Er Seine wahre Heimath kennen!"

Abraham aber entgegnete einmal: „Wenn ich nicht wenigstens den Trost hätte, daß meine Vorfahren einst vor Gott und Menschen Etwas gegolten hätten, und müßte ich es hinnehmen, nur ein deutscher Bauer zu sein, der sein Lebtage Nichts von einem Vaterlande, weder in der Stadt auf dem Markte, noch auf der Gerichtsstube, noch in der Kirche hört, Herr Schulmeister, ein Bauer, der im Lande nur dann zu finden ist, wenn Steuern fällig sind, müßte ich das hinnehmen, so will ich lieber ein eingebildetes Vaterland haben, als so eins, das mich nur als einen Prägestock zum Geldmachen gebraucht. Zum Vaterlande, dächt' ich, gehörte mehr, als daß wir an einem Orte sechzig Jahre essen, trinken und schlafen."

Das war meinem Vater, welcher freilich ein ähnliches Steckenpferd ritt und viel Rühmens davon machte, ein Mitglied des heiligen, deutschen, römischen Reiches zu sein, zu viel gesagt.

Wenn das Gespräch diese Wendung genommen hatte, dann griff er gewiß nach seinem Hute und rief: „Komm', Juli! Nichts für ungut, Abraham! Gute Nacht!"

Ohne Aufenthalt trotteten wir dann nach Hause, indem mein Vater immer noch unterwegs vor sich hinbrummte:

„Ein alter, hochmüthiger Narr ist er. Er will einer sein! Immerhin! Komm', Juli!"

Mein Vater hatte nicht ganz unrecht. Trotz einem Altadeligen war Abraham auch auf seine Ahnen, welche er durch das ganze alte Testament und die profane Weltgeschichte hindurchzählte, heimlich stolz.

Dieser Stolz schlug auch noch darinnen tiefere Wurzeln, daß sein Geschlecht sich immer nur durch einen männlichen Nachkommen fortgepflanzt hatte. Freilich machte er selbst eine Ausnahme, da er zwei Söhne, neben dem ehelichen Isaak noch einen außerehelichen, Ismael, hatte. An den letzteren Umstand mochte er aber nicht gern erinnert sein, da er sich hier sehr gedemüthigt fühlte.

Ich war, wie gesagt, von früher Kindheit an mit den beiden Söhnen Abraham's und seiner Pflegetochter bekannt. Waren meine Lernstunden beendigt, dann flog ich immer zu ihnen, zumal in der Zeit, wo wir alle noch in den früheren Kinderjahren lebten.

Bei anbrechendem Frühlinge, wo alle Bäche und Quellen überströmten, hatten wir am Hügel bei den kleinen Wasserfällen der Quelle vor Abraham's Hause zu schaffen. Ismael und ich waren sehr geschickt im Bauen kleiner Wassermühlen, welche aus einem Stäbchen bestanden, in das wir kleine Schaufeln von Spänen einsetzten, so daß ein ziemliches Mühlenrädchen fertig wurde. Dieses Rädchen setzten wir dergestalt in den rinnenden Wassergraben, daß es mit den beiden Endchen auf zwei in das Land gestoßenen, hölzernen Gabeln lag und von dem abwärts strömenden Wasser herumgetrieben wurde.

Isaak dagegen hatte eine große Geschicklichkeit, allerlei Hirtenpfeifen aus Weidenruthen zu machen, in welche eben

der Saft getreten war, so daß sich nach einigen Schlägen mit dem Messerrücken die Rinde da löste, wo sie durch Kreiseinschnitte von der übrigen getrennt war.

Friederike suchte aber ringsumher die jungen Butterblumen zusammen und flocht sich und jedem von uns daraus einen Kranz.

Wenn das sprühende Wasser unsere Mühlen recht freudig überall im Graben drehte, und wir saßen oben mit unsern Butterblumenkränzen und bliesen auf unsern Frühlingspfeifen, mit welchen die Lerchen aus dem ersten blauen Frühlingshimmel zusammenschmetterten, dann gab es für uns eine endlose Freude.

Das Kind gebraucht so wenige äußerliche Mittel zu seinem Glücke, weil sein inwendiger Poet noch lebendig ist. Nur die älteren Menschen, welche in einer verdorbenen Zeit selbst verdorben worden sind, kennen kein rechtes Glück mehr, weil sie die Poesie verloren haben. Hat es ja Menschen gegeben, deren ganzes Herz nach und nach Speck geworden ist. Fahret dahin in Eurer Verdammniß!

Ich will die nächsten bunten Blätter der ersten Jugendzeit überschlagen.

Ismael war von uns der Aeltere. Er mochte wohl zu der Zeit, von der ich jetzt rede, achtzehn Jahre, Isaak sechzehn, Friederike funfzehn Jahre alt geworden sein, als sie einst mit der Schafheerde ihres Pflegevaters im Walde bei dem halbverfallenen Häuschen ihres Vaters hütete.

Dort saß sie am Brunnen unter dem alten, breitästigen, dichten Lindenbaume, der sie vor der warmen Maisonne beschützte.

Munter weideten und sprangen die Lämmer um sie her, ohne daß sie hinsah, denn der getreue Spitz kreiste wachsam

um die Heerde herum und ließ zuversichtlich kein Lamm abirren. Ueber ihr im Baume jagte sich neckend ein Turteltaubenpaar und badete sich gurrend in der Sonne.

Sie merkte auf das Alles nicht. In der Hand einen Strauß seltener Waldblumen, auf dem Hute ein Tannenreis, an ihre Schulter den Schäferstab gelehnt, saß sie träumend da.

Sie war nicht betrübt und dennoch rollte aus ihrem blauen Cyanenauge eine große Thräne; sie war nicht fröhlich, und doch zog um ihren Mund ein wechselndes Lächeln.

Ueber die Haide hin streckten sich längere Schatten, ein frischer Waldhauch regte die Wipfel der Bäume und verbreitete in dem Waldheiligthume einen süßen Weihrauchduft; doch Friederike war in sich so versunken, daß sie selbst, wie eine Blume, mit blühen half, ohne weiter an Etwas klar zu denken.

In Friederikens Herz hinein blickten seit Kurzem zwei schwarze, glänzende Augen, die sie überall hin verfolgten und an denen sie sich inwendig nicht satt sehen konnte. In ihre Seele hinein klangen immerfort die Worte: „Ich bin dir gut!“ und in ihrer rechten Hand zuckte noch immer der Händedruck, welchen ihr Ismael mit auf den Weg gegeben hatte, als er ihr und ihrer Heerde das Hofthor aufmachte.

Es war ihr, als hätte sie heute zum ersten Mal Ismael gesehen, oder als wäre von seiner Gestalt plötzlich der Schleier heruntergefallen, durch welchen sie ihn bis jetzt nur, wie einen Schatten, theilnahmlos erblickt hatte. Noch nie war sein braunes Gesicht ihr so schön vorgekommen, als heute, wo er sie erst angeblickt und dann verstohlen gesagt hatte: „Ich bin dir gut!“, noch nie so schlank und gewandt,

als heute, wo er den schweren Thorriegel mit einem Rucke zurückwarf.

Während sie so zum ersten Mal recht lebhaft an ihren Spielgenossen dachte, kam um das halb verfallene Haus der blonde Isaak herum. Er hatte die Sonntagsjacke an und das rothseidene Tüchel um den Hals. Sie bemerkte ihn nicht eher, als bis er vor ihr stand und sagte: „Ei, guten Tag, Friederike!"

Kaum hatte sie bei diesen Worten erschrocken die Augen aufgeschlagen, so rief sie verwundert: „Und nun gar so geputzt?" „Je nun!" antwortete Isaak, „das sind Geschichten! und ich dächte, da brauchte man sich gar nicht so sehr zu verwundern, wenn ein ordentlicher Mensch etwas Ordentliches anzieht!" „Sieh' doch!" entgegnete Friederike, „was du mir weißmachen willst! Geh', du bist doch nicht aufrichtig!"

„Nun, so will ich es dir nur sagen," erwiderte Isaak kleinlaut und verschämt, „und du kannst es auch geradezu wissen, daß ich das Tüchel umgethan habe, weil du gesagt hast, daß es mir gut stände, und weil — weil ich dir auch gefallen möchte! und weil ich dich auch heirathen möchte!"

Friederike lachte über diesen Antrag unaufhaltsam und schlug ein Mal um das andere die Hände vor der Brust zusammen, indem sie rief: „Ach, ich kann nicht mehr lachen, ach, es sticht mir das Herz ja ab! Isaak, du gehst doch nicht etwa gar in das Wirthshaus und trinkst? Und das Gesicht, das du machst! Nein! geh'! geh', Isaak! Du machst mich bös! und ich rede gewiß kein Wort mehr mit dir, so schwer es mir auch fallen sollte! Wenn ich nach Haus komme und dein Vater schaut mich an, werde ich

mich zu Tode schämen müssen! Geh' nur! Geh' nur! guter Isaak!"

„Isaak aber lagerte sich zu ihren Füßen und sagte: „Darf doch auch der Spitz zu deinen Füßen sitzen und gar die Schnauze auf deine Hand legen, und der ist doch nur ein Hund; weßhalb soll nun gerade ich, der ich dich doch lieber habe, nicht bei dir sein?"

In diesem Augenblicke fiel ein Schuß mitten in den Lindenwipfel hinein, daß die Blätter herunterstäubten.

Isaak und Friederike waren aufgesprungen, und schauten sich erschrocken um. Da trat Ismael aus dem Walde, und kam auf sie zu. Schon von Weitem rief ihm Friederike zu: „Du garstiger, häßlicher Ismael, wie hast du mich erschreckt! Konntest du uns denn nicht gar todtschießen?"

Ismael sagte erhitzt: „Der Schuß mußte hinaus, denn es konnte sein, daß ich seiner später nicht mehr Herr war! Friederike!" Mit diesem Worte faßte er hart ihre Hände, daß sie zitternd und erbleichend vor ihm stand. „Friederike! ich bin dir herzlich gut, das weißt du, aber wenn du einen Andern, oder den Isaak lieber hast, so sage es nur gerade heraus; es ist doch besser, auf einmal und recht schnell zu wissen, wie man daran ist!"

Isaak aber trat ihm entgegen und rief erzürnt: „Großer, ich sage dir, Friederiken heirathe ich! Da steh' davon ab, sonst wird es zwischen uns Beiden nicht gut!"

Ismael, ohne jedoch die Hände Friederikens loszulassen, wendete den Kopf seitwärts und sprach verächtlich: „Du Kleiner, denkst wohl, ich soll überall dein Knecht sein und dir nachstehen, weil du meinst, du wirst einmal ein reicher Bauer? Nimm dich in Acht und schneid' dich nicht in den Finger, geh' nach Haus und lies die Geschichte von

Kain und Abel, und merk' dir, was ich sage: daß, wenn es so sein sollte, ich gewiß nicht den Abel spielen würde!"

Friederike riß sich hier von Ismael los und schrie: „O, ich Arme, ja, ich will nur gar in das Wasser springen, ehe Ihr Euch einander ein Leid anthut! Sagt nur dem Vater, wenn ich Abends nicht nach Haus komme, daß Ihr mich in den Wasserdümpfel gejagt habt!"

Ismael, welcher ebenso heftig, als nach ausgebrauster Hitze weich war, wischte zuerst eine Thräne aus dem Auge. Wie das Isaak sah, fing er auch zugleich mit Friederike bitterlich an zu weinen.

Sie reichten sich alle Drei wortlos die Hände und setzten sich in das lange Haidegras. Keines getraute sich das Andere anzusehen, bis endlich Ismael in die Worte ausbrach: „Ich denke nur, daß Eins von uns Dreien durch diese Geschichte recht unglücklich werden wird. Wenn ich mir es recht überlege, so ist Friederike besser daran, wenn sie einmal einen reichen Bauer, als Einen bekommt, der gar Nichts hat, wie ich, und der mit dem zufrieden sein muß, was man ihm gutwillig, wie ein Almosen, der Schande halber zuwerfen wird! Aber sieh', Friederike, denke nur, wenn du mich lieb hättest, wie könnte ich denn auch von dir lassen?"

Schon wollte Isaak ihm entgegnen, als Friederike, welche mit klugen Gedanken lange dagesessen hatte, jetzt sagte: „Da fällt mir ein, daß die Leute im Dorfe bei Heirathsgeschichten immer zum Pfarrer gehen und ihm die Sache vortragen! Wie wäre es nun, wenn auch wir zu ihm gingen und erzählten ihm, daß wir alle drei uns einander lieb hätten, und daß doch nur Zwei miteinander glücklich sein könnten?"

„Das war aber klug von dir!“ sagte Isaak, und war ganz damit zufrieden. Nur Ismael ließ sich lange zureden, bis ihm endlich Friederike in das Ohr sagte: „Der Pfarrer weiß auch: was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden!“ „Nun,“ sagte Ismael, „morgen ist Sonntag, da wollen wir nach der Predigt zu ihm gehen!“

So geschah es wirklich.

Am folgenden Vormittage, als der Pfarrer aus der Kirche zurückkam, und seine Tochter ihm eben erzählte, daß der Kalbsbraten gar nicht braun werden wolle, sie möge feuern so arg, als sie wolle, und daß auch im Garten kein Spargel mehr herausgekommen wäre, da es nicht mehr geregnet hätte, und der Seelensorger über diese Hiobspost ohnedies verdrießlich geworden war, pochte Etwas leise und bescheiden an die Thüre. Auf seinen Ruf: „Herein!“ that sich die Thüre auf und Friederike mit Ismael und Isaak traten schüchtern herein.

„Was wollt Ihr?“ rief ihnen der Pfarrer zu. Da beide Jünglinge vor Verlegenheit nicht zu Worte kommen konnten, so fing Friederike erröthend und stammelnd an: „Herr Pfarrer, ich werde Ihnen nun bald ein Schüsselchen Erdbeeren bringen können, sie haben im Walde schon abgeblüht und grün angesetzt! Ich habe aber dafür ein Schüsselchen Morgeln!“ Mit diesen Worten packte sie das Gefäß, welches sie im Taschentuche trug, schnell aus und stellte es behutsam auf den Schenktisch. „Sie ist ein gutes Kind!“ sagte der Pfarrer.

„Und hier,“ fing Ismael an, „habe ich Ihnen ein Paar junge Waldtauben gestern geschossen!“ „Schöndienerei!“ sagte der Pfarrer, und griff den Tauben unter die Flügel, um das Fett zu prüfen.

Nur Isaak hatte Nichts bei sich; denn die kluge Friederike hatte nur Ismael den Plan mitgetheilt, den Herrn Pfarrer mit einer guten Gabe zu gewinnen, und der gute Junge war schon früh um vier Uhr mit der Flinte in den Wald geschlichen, und war durch Dick und Dünn gestiegen, bis er endlich die Tauben berückt hatte, welche er nun zum Opfer brachte. Ein Auerhahn war ihm nicht in den Schuß gekommen.

„Und was wollt Ihr nun?“ fragte der Pastor. „Nehmen Sie Nichts für ungut, hochehrwürdiger Herr Beichtvater,“ sprach verschämt das Mädchen, „da Ismael und Isaak sind mir alle Beide gut und wollen mich heirathen!“

„Heirathen?“ fragte der Pfarrer lautlachend; „Gundchen!“ — rief er seiner Tochter, — „so komm' nur herein und sieh' einmal das Mädel dir an! Sieh' nur, der Backfisch will schon heirathen! Daß dich! — gieb mir einmal meinen Hut her, ich will mit dem alten Abraham reden, damit er nur weiß, was von seiner Erziehung Gutes herauskommt.“

Ismael sah zornig darein, aber der Pfarrer fuhr jetzt, indem er den Hut aufstülpte, ihn hitzig mit den Worten an: „Er Waldstreicher! will mir wohl noch gar Blicke zuwerfen? Wart', ich will dir schon das Christenthum predigen, sittenlose Brut!“

Friederike fing an zu schluchzen, der Pfarrer aber eilte zum Hause hinaus, das Dorf hinunter, den Hügel hinauf und trat zu Abraham ein, welcher eben in der Bibel von der Austreibung der Hagar und ihres Sohnes las.

Vor ihm stand das verhängnißvolle Kästchen, das er immer sehen mußte, wenn er recht andächtig die heilige Geschichte lesen wollte.

Kaum sah er jedoch den Pfarrer eintreten, so stand er auf und ging ihm freundlich entgegen.

„Man weiß," fing dieser salbungsreich zu predigen an, „daß Gott die Sünde der Väter heimsucht bis in das dritte und vierte Glied! Dieser Fluch bewährt sich auch an Ihm, Abraham! Er hat Seine Jugendsünde gut machen wollen, indem Er die Frucht derselben, Seinen Ismael, in das Haus aufgenommen hat. Aber siehe da! die Hand Gottes weiß den Sünder da am Sichersten zu finden, wo er sich am Geborgensten hält. Ich habe öfters mit Schrecken daran gedacht, welche Freiheiten Er Seinen Kindern, insbesondere dem Ismael gestattet. Da ist die saubere Frucht Seiner Erziehung! Eben kommen Sein Ismael und Isaak benebst dem angenommenen Mädchen Friederike in mein Haus und bringen mir vor: daß sie sich einander heirathen möchten! Was sagt Er dazu, Abraham? Nicht wahr, das ist so etwas Ismaelitisches nach Seinem Sinne? Immer erschrecke Er, immer schlage Er die Augen zu Boden, denn die Strafe Seiner Jugendsünde steht vor Ihm, wie ein Gewappneter, um Ihn jählings zu verderben!

„Höre Er weiter! Er hat heute in der Kirche gehört, daß man selbst dann sehr häufig sündige, wenn man die frühere Sünde wieder gut machen wolle! So ist es auch mit Ihm; denn Er wird nun ein Theilnehmer aller ferneren Sünden, die Ismael schon durch seine Existenz begeht! Ich habe es leider hören müssen, daß Sein Ismael allen Mädchen im Dorfe umher den Kopf verwirrt; wo er an einem Hause oder Garten vorüberrennt, da dreht gewiß auch ein Gänschen ihm ihren Hals nach! Hat doch der böse Feind sogar meiner Tochter, einem Mädchen ganz nach *dem* Herzen Gottes, vorigen Donnerstag in der Nacht im

Traume den Namen Ismael auf die Zunge gelegt, daß ich vor Schreck aus dem Bette herausfuhr und hinüberging, wo sie schlief, um sie aus ihren argen Träumen zu wecken. Ich habe noch heute davon den Schnupfen und den Husten! Und deshalb komme ich nun zu Ihm, damit ich Ihm sage: es ist nicht besser in Seinem Hause; denn hier hat er auch Seine alberne Friederike bethört, es ist nicht besser in meinem Hause, und es wird nirgend besser werden, bis Er dieses Kind der Sünde, diesen Bastard fort und aus dem Hause und unter die Soldaten gejagt hat, wo er hin paßt! Ich sage Amen!"

War nun Abraham schon an sich sehr reizbar, und hatte er nicht minder schon immer in Ismael einen ewigen Vorwurf einer früheren verwerflichen Neigung vor sich gesehen, hatte er schon öfter sich die Frage vorgelegt, was er mit Ismael, der nun erwachsen war, anfangen sollte, da er nicht Willens war, seine Güter zu zerstückeln, war ihm überdies zuweilen das Beispiel Abraham's vor die Augen getreten, der die Magd mit ihrem Sohne verstoßen hatte, und fand er darinnen eine geheime Mahnung, es auch so zu machen, so trat dies Alles in verstärkterem Maße vor seine Seele, als jetzt von dem Pfarrer so schonungslos sein früherer Fehltritt gerügt wurde.

Er zitterte vor Zorn und Verlegenheit an allen Gliedern.

Als aber jetzt Ismael trotzig in die Stube trat und sagte: „Der Herr Pastor mag nun sagen, was er will, so bleibt es doch dabei!"

„Bei was bleibt es?" rief ihn Abraham an. „Daß ich Friederiken zu meiner Frau nehme!" „Ohne meinen Willen?" fragte Abraham. „Ich hoffe zu Gott, mit Euerm

Willen!“ entgegnete Ismael. „So habe ich hier Nichts weiter zu schaffen!“ murrte der Pastor, dem eben einfiel, daß der Sonntagsbraten nunmehr braun geworden sein müsse und begab sich fort.

Abraham war in den Armstuhl zurückgesunken und starrte lange vor sich auf den Boden hin, indem er einen Gedanken zu verfolgen schien.

Endlich erhob er sich und sagte zu Ismael, der noch immer vor ihm dastand: „Warte ein wenig, mein Sohn!“

Mit diesen Worten entfernte er sich auf einige Minuten und kam dann mit einem schweren Geldbeutel zurück. Er zählte dreihundert Goldstücke auf den Tisch und sagte dann: „Ismael, du sollst nicht sagen, daß ich dich nackt und bloß in die Welt hinausgestoßen hätte!“

„Ihr wollt mich doch nicht fortjagen?“ fragte Ismael bestürzt. „Doch! doch!“ entgegnete Abraham. „Hier streich' das Geld ein und da nimm das Kästchen und häng' es um!“

In Ismael's Augen blitzte es räthselhaft auf; ihn ergriff ein heiliger Schauer, als ihm sein Vater den Riemen über die Schulter warf, das Geld in eine Geldkatze streifte, diese zuzog und ihm um den Leib schnallte.

Abraham sprach: „So gehe denn hin in das Land unserer Väter und bringe mir von der heiligen Erde beim Brunnen, der dort fließt zwischen Kades und Bared, damit ich selig sterben kann! So kniee nieder, damit ich dich segne! Der Engel des Herrn gehe vor dir her mit Palme und Schwert und bahne dir deinen Weg, er behüte deinen Ausgang und Eingang, er führe dich über Berge und Meere dorthin in das Land, wo Gott gewandelt ist unter den Menschen, wo er gesprochen hat zu den Erzvätern und

den Propheten, dorthin, wo die Engel auf einer Leiter niederstiegen zu dem schlafenden Jakob, dorthin, wo die Erde getrunken hat das rinnende Blut unsers Heilandes!

„Der Herr wird dich erretten vor dem Strick des Jägers und vor der schädlichen Pestilenz. Er wird dich mit seinen Fittigen decken; denn er ist deine Zuversicht. Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf die jungen Löwen und Drachen!

„Gottes Gnade sei mit dir und führe dich sicher in die Heimath zurück, wo ich dir aufbewahren werde die Braut deiner Seele!"

Nun schloß er Ismael an seine Brust, küßte ihn zu tausend Malen, dann aber sagte er: „Nun geh', zieh' dahin, und erbarme dich deines Vaters, damit auch dir Gott gnädig sei!"

Ismael war so erschüttert, daß er nicht sprechen konnte. Er küßte die Hände des Vaters und nahm den Wanderstab.

Unter der Thüre standen schluchzend Isaak und Friederike. Ismael drückte die Geliebte zum ersten Male an sein Herz, er küßte zum ersten Male ihren Mund, indem er mit halberstickter Stimme sagte: „Ich komme wieder, Friederike! bleibe mir treu!"

Als er sich jetzt von ihr losriß, stürzte sie lautschreiend auf die Kniee und rief: „Wenn du gehst, so bleibe ich nicht einen Augenblick mehr in diesem Hause, und müßte ich betteln gehen durch die ganze Welt!"

Ismael legte noch einmal seine bebende Hand auf ihr Haupt, dann rief er, wie in Todesangst: „Ich will gehen,

aber wehe Euch Allen, wenn Ihr mir nicht dieſes Kleinod bewahrt! Ich will gehen in die Wüſte, Gott wird mich nicht verlaſſen, und ich werde wiederkommen; aber erbarme ſich Gott über Euch, wenn dieſe da mich nicht bei meiner Heimkehr als meine Braut begrüßen kann! Doch nur zehn Jahre, zehn Jahre nur, es iſt eine gute, lange Zeit, ſoll Euch mein Wort binden; dann — dann —" ſeine Stimme brach hier in den Worten: „dann thut, was Ihr wollt!"

Als er ſich nun hinwegwandte, ſchrieen Alle laut auf. Er aber zog mit langen Schritten die Straße hinaus.

Als am andern Morgen im Hauſe Abraham's alle Hausgenoſſen ſtill an ihre Geſchäfte gingen und nur Friederike mit verweinten Augen ihre Habſeligkeiten zuſammenpackte, fragte Abraham: „Du willſt alſo doch das Haus verlaſſen?" Friederike erwiederte: „Was würden nunmehr auch die Leute denken, wenn ich mit Iſaak hier bliebe?" „Wo willſt du aber hin?" „In die Hütte meines Vaters! Bis ſich für mich eine andere Ausſicht findet, will ich Beeren und Kräuter ſuchen und nach der Stadt tragen. Gott wird mich nicht umkommen laſſen im Walde!"

„Wenn du nicht anders willſt," verſetzte Abraham, „ſo kannſt du hinausziehen; aber Noth ſollſt du nicht leiden, auch ſoll der alte Ackerknecht Hans mit dir hinziehen und das wüſte Land urbar machen! Ich gebe dir auch die ſcheckige Kuh, drei Ziegen und neun Schafe mit. Ich will ſchon ſelbſt zuweilen bei dir nach Ordnung ſehen!" Friederike fiel ihm mit heißer Dankſagung um den Hals.

Eine Stunde darauf fuhr der alte Hans einen Wagen mit allerlei Hausgeräthe über den Berg hinüber, hinterdrein

ging Friederike mit gesenktem Haupte und trieb die scheckige Kuh, die Ziegen und die Schafe, welche nunmehr ihr gehörten, vor sich her.

Hans war nun unermüdlich thätig, das kleine Haus im Walde herzustellen, Bretter und Schindeln aufzunageln, neue Thürschwellen zu machen, im Stalle Balken einzuziehen, und war überall zur Hand, so daß es im Hause gar bald wohnlich wurde.

Dann theilte er die Haide in Acker- und Weideland, und fing an nach Herzenslust zu graben und zu ackern, während Friederike die Wirthschaft bestellte und ihre kleine Heerde abwartete.

So lebten Beide vom ersten Jahre in das zweite hinüber, und so fort in ruhiger Reihefolge der Tage.

Friederike hing einer stillen Trauer nach und kam mit den Leuten des Dorfes fast nie zusammen; deshalb wurde sie spottweise in der Umgegend die Waldfee genannt.

Nur Abraham besuchte sie zuweilen und half ihrer kleinen Wirthschaft nach Kräften auf, indem er oft sagte: „Aus Fahrlässigkeit habe ich früher hier Alles liegen lassen, nun bin ich dein Schuldner und muß wieder gut thun!“

Oefters kam auch Isaak zu ihr. Sie schien aber seine flehenden, liebenden Blicke nicht zu verstehen, obschon sie gegen ihn sonst freundlich war.

Von Ismael getraute sich Keines zu reden. Als er aber im dritten Jahre noch nicht wieder da war, geschah es fast nach stiller Uebereinkunft, daß beinahe an jedem Abende sowohl Abraham, als auch Isaak und Friederike oben auf der Anhöhe bei der alten Fichte sich trafen, wo die böhmische Straße nach Osten hinläuft.

Sie wußten Alle, warum sie so lange hinaussahen, aber Keines sagte weshalb.

Wenn nun die Nacht hereinbrach, dann sprach nur Abraham: „Er ist noch nicht da!“

So war es Jahr aus Jahr ein. Jahr um Jahr verstrich, aber er war noch nicht da; das zehnte Jahr kam, aber er war immer noch nicht da.

Als die längste Frist, welche sich Ismael zu seiner Heimkehr gesetzt hatte, nun gleichfalls verstrichen war, wurden die fast nie unterbrochenen, fast unwillkürlichen Bewerbungen Isaak's um die Hand Friederikens immer wärmer und offener.

An einem schönen Sommerabende, wo sie wieder oben bei der Fichte zusammen waren und hinaus auf die Straße geschaut hatten, bis es dunkel geworden war, und Abraham endlich mit den Worten aufbrach: „Er ist immer noch nicht da!“ blieb Isaak bei Friederike stehen, ohne den Vater zu begleiten, wie er sonst immer gethan hatte.

Er sah Friederiken lange sprachlos an, dann faßte er ihre Hand und sagte: „Ismael kommt nicht mehr wieder, und wir harren vergebens! Hast du noch nie daran gedacht, Friederike, daß auch unsere Jugend hingeht und nicht wiederkommt? Es ist nicht möglich, daß du allein bleibst; denn wer soll dich warten und pflegen, wenn du krank wirst? Auch ich kann die Wirthschaft nicht ohne Gehülfin länger führen. Wenn du nun endlich doch einen Gefährten für den Rest des Lebens nehmen mußt, so sage mir nur, wer dich lieber haben könnte, als ich, der ich dir von Jugend auf zugethan war? Mit wem könntest du auch von unserem Ismael reden, ohne daß er es übel aufnähme, da es mir doch eine Herzenserleichterung ist, von ihm recht

viel zu reden, wenn du willst? Gute Friederike, nimm keinen Fremden zum Mann, und werde du meine Frau!"

Lange hatte Friederike keine Worte, sondern nur Thränen. Endlich sagte sie: „Guter Isaak, warte nur noch drei Monate lang, ist er dann immer noch nicht da, dann will ich deine Frau werden, da es nun denn doch nicht anders werden soll! Aber bis dahin rede kein Wort davon!" „O du Gute! du Liebe!" rief Isaak aus, „ich will dich halten und pflegen, wie meinen Augapfel! Ich will nicht von dir lassen mein Lebenlang!" „Nun so gehe deinem Vater nach," erwiederte Friederike, „und führe ihn, damit er nicht strauchelt. Er wird zusehends schwach und hinfällig. Gute Nacht!" So schieden die befreundeten Seelen.

Jeden Abend kamen sie wieder auf die Anhöhe, aber Tag um Tag, Woche um Woche verging, und auch der dritte Monat zog vorüber. Er war aber noch nicht da.

Als der Winter kam, fuhren über den Berg herüber drei große, vollgeladene Wagen, an welchen lange, seidene Bänder flatterten. Nun kamen vier scheckige, geputzte Kühe mit vergoldeten Hörnern, dann folgte eine Heerde Schafe mit ihrem Leithammel, der eine neue, helle Glocke umhängen hatte. Hinterdrein gingen Abraham, geführt von Isaak, dem Bräutigam und der bleichen, schönen Braut, Friederike. Fast alle Einwohner des Dorfes waren dabei und trugen Krüge und Kannen voll Bier und Wein. Die jungen Bursche thaten Freudenschüsse in die Luft mit großen Pistolen aus dem Siebenjährigen Kriege, und Alle jauchzten laut auf, daß Berg und Thal erklangen. So festlich, wie diese Hochzeit, war noch keine im Dorfe gefeiert worden.

Diesem Feste hinterdrein erschien dem jungen Paare ein ruhiger, stillheiterer Zug seliger Tage. Abraham aber ging

immer noch jeden Abend hinaus auf die Anhöhe, verfolgte die Straße mit seinen Blicken, bis die Sonne untergegangen war, und sagte dann, wie immer: „Er ist noch nicht da!"

So waren wiederum drei Jahre verstrichen. Abraham war achtzig Jahre alt und so schwach, daß er das Bett hüten mußte.

Regungslos lag er oft tagelang auf seinem Lager, so daß die Seinigen oft wähnten, er wäre gestorben. Wenn sie ihn aber anriefen, so thaten sich die Wimpern auf, und groß und klar schauten, wie zwei Sterne, daraus hervor die lebendigen Augen.

Als der dreizehnte Jahrestag der Auswanderung Ismael's gekommen war, und der schönste Frühlingshimmel über die blühenden Berge und Thäler mit Lerchengewirbel und Käfergeläute sich hinüberbreitete, rief Abraham seinen Sohn Isaak an das Bett, uud flüsterte: „Ich will noch einmal hinaus auf den Berg!"

Da that Isaak weiche Betten und Decken auf den leichten Rollwagen, und fuhr darauf den alten Vater hinaus in die Maisonne. Neben ihm ging sein holdes Weib mit ihrem Erstgeborenen, einem freudigen Knaben, welchem sie den Namen Ismael gegeben hatten.

Oben angekommen bei der alten Fichte, dort, wo die böhmische Straße sich nach Osten hinzieht, ließ Abraham sich auf die untergebreiteten Decken auf die Erde legen und schaute mit wunderbaren Augen in die Ferne.

Isaak und Friederike standen daneben Hand in Hand, und sahen sich still freundlich und wehmüthig an. Selbst ihr kleiner Sohn spielte ruhig mit Blumen zu des Großvaters Füßen.

Schon war die Sonne untergangen, es zuckten nur uoch

hier und da blasse, gelbe Wölkchen am Himmel, aber schon stieg in Osten ein heller Stern auf.

Da richtete sich Abraham auf dem Lager plötzlich in die Höhe, daß er saß und deutete hinaus auf die Straße.

Alle bemerkten einen rüstigen Wanderer in der Ferne mit großen Schritten einherschreiten. Friederike schmiegte sich an Isaak an.

Immer näher kam die hohe Gestalt des Wanderers. In der Nachtdämmerung waren seine Gesichtszüge nicht zu erkennen, obschon er jetzt in ihrer Nähe war. Jetzt kam er vollends heran.

Ein hoher, gewaltiger Mann in einem fremden Aufzuge, mit bärtigem, dunkelen Gesichte und freier, offener Stirne, unter welcher altbekannte Augen sie anleuchteten, stand vor ihnen da. Wie er aber sagte: „Gott grüß' Euch!" riefen Alle miteinander: „Ismael! Ismael!"

„Da bin ich wieder bei Euch!" sagte er, „bei Euch nach langer Gefangenschaft, Sklaverei und argen Leiden, wieder bei Euch, bei dir, herzlieber Vater!"

Bei diesen Worten kniete er zu ihm nieder, der ihn mit beiden Armen umschlang und an sich zog.

Nach einer Weile richtete sich Ismael wieder auf und hielt das bekannte Kästchen empor mit den Worten: „Habt aber auch Ihr mein Kleinod bewahrt?" Friederike schlang sich weinend um seine Füße, Isaak aber ergriff seine Hand und sagte: „Bei Gott im Himmel! Zehn Jahre und fünf Monate lang haben wir deiner geharrt; als du auch da noch nicht kamst, vermochte ich meine theuere Friederike, mir die Hand zu reichen."

Ismael fuhr mit der rechten Hand nach dem Herzen und faßte krampfhaft in die Gewänder, als wollte er es

erdrücken, indem er die Augen an den Himmel heftete und rief: „Dein Wille geschehe!“

Dann nahm er am ledernen Riemen das bekannte Kästchen von der Schulter herunter, welches ihm Abraham mitgegeben hatte, knieete zu ihm, der leise betete, nieder auf die Erde und sagte mit weicher Stimme: „Vater, hier hast du heilige Erde, gegraben am Brunnen des Lebendigen, der da fließt zwischen Kades und Bared, heilige Erde, befeuchtet mit dem Wasser desselben!“

Abraham legte seine Hände auf des Sohnes Haupt und sprach mit fester Stimme:

„Nach kurzer Frist wirst du mit mir sein dort oben bei den Vätern, bei dem Gotte Abraham's, Isaak's und Jakob's! Nicht die Erde hat einen Lohn für deine Treue, keine Vergeltung für deinen Gehorsam, für deine Leiden und deine Liebe! Deiner harren aber Gottes Heerscharen und die Seligkeit, die dir oben bereitet ist.“

Jetzt nahm Abraham aus dem geöffneten Kästchen eine Hand voll Erde und sprach in abgerissenen Bibelstellen weiter:

„Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!

„Meine Seele in seine Hände!“ Nun streute er sich die heilige Erde auf die Brust und sank zurück in die Arme des langen Schlafes.

Ismael knieete betend neben ihm, dann stand er schnell auf, reichte seinem Bruder und Friederiken die Hand, küßte und segnete ihren kleinen Sohn und verschwand lautweinend im Schatten der Nacht.

„Laßt uns, die letzten, armen, modernen Benedictiner,“ ergriff nach einer Pause Hermann das Wort, „nicht so traurig von einander scheiden! Versprecht mir vielmehr, mich am ersten, schönen Frühlingstage auf dem Weinberge zu besuchen, wo ich meine frühere Wohnung für den Sommer jetzt wieder beziehen werde. So kommen wir über die Mummerei, welche wir diesen Winter über hier getrieben, ohne Leichenrede hinweg.“ Wir versprachen der Einladung zu folgen, welche uns und den Leser über eine Reihe stürmischer Apriltage hinüberführt in die schönste Frühlingsnacht vor der Landwohnung unsers Freundes Hermann.

Dort saßen wir wieder in der Jasminlaube zusammen, Johannes hatte seinen kleinen Maler Cecil mitgebracht, vor uns stand die große Lampe, umflattert von Nachtfaltern auf dem runden Tische. Der Mond war eben über dem Gebirge, wie eine Sonnenblume, aufgeblüht. Wir begannen in ein schweigendes Hinträumen zu versinken, als es Robert mit den Worten unterbrach: „Jetzt ist es Zeit, Johannes, das Tagebuch des Zigeuners vorzulesen, wie du versprochen hast!“

„Dieses Volk der Zigeuner,“ entgegnete Hermann, „ist, wie ein orientalisches Märchen, das weder Plan noch Anfang oder Ende hat und doch immer weiter sich fortspinnt; die Zigeuner sind die Beduinen der Weltgeschichte.

„Hätten sie, wie die Juden, einen Nationalgott und eigene Gesetze und Gebräuche, so schiene es doch möglich, daß die Zigeuner, seit uralten Zeiten unter alle Völker der Erde zerstreut, Zigeuner, wie jene noch Juden, geblieben sind; sie aber haben keinen Gott, keinen Glauben, keine besondern

Sitten und Gebräuche; — für dieses Alles zielloſe Wanderſchaft.“

„Wir ſind,“ erwiederte Erdmann, „zahme Hausthiere; wie kann der brave, treue Hund an der Kette die ruchloſe Freiheit des Wolfes begreifen?“

„Dieſe polizeiwidrigen Baſtarde der Weltgeſchichte,“ fuhr Hermann fort, „mit dem doppelten Geburtsſcheine aus Indien und Aegypten, dieſe privilegirten Vagabunden, überall fremd und überall zu Hauſe, ſcheinen nur da zu ſein, um das wüſte Chaos der Völkerwanderung, dieſen Wahnſinn der Natur, im Kleinen immer wieder fortzuſetzen.“

Johannes fuhr fort: „Alles iſt nur das große Seelenleben eines poetiſchen Weltgeiſtes, welcher ſich auslebt in dem Gedichte der Weltgeſchichte und lange Völkerperioden in einem Reime zuſammenklingen läßt, wie in der römiſchen Geſchichte, welche mit Romulus beginnt, in Auguſtus ihren Höhepunkt erreicht und mit Romulus Auguſtulus beſchließt.“

„Dann,“ entgegnete Robert, „nähme es mich nicht Wunder, wenn auf einmal der urälteſte, phantaſtiſche Orient als eine verſchleierte Iſis in unſere Mitte hereinträte und uns begrüßte als ihre Jugendgeſpielen.“

Die blaue Blume.

Die junge, freundliche Frau unſeres Freundes Hermann trat herein, in den Händen einen Blumentopf, aus welchem eine eigene und ſeltene, blaue Blume blühete, ſtellte ihn vor Johannes hin und ſagte: „Da ſehen Sie, was Schönes aus der ägyptiſchen Blumenzwiebel geworden iſt, welche Sie mir verehrt haben!“

Johannes schien bestürzt und rief: „Es ist doch unmöglich! Es ist eine Täuschung!“ Die Freundin sah ihn verwundert an. Er aber faßte zart den Kelch der Blume an und neigte sich, wie mit Rührung, tief zu ihr herab.

Fast lächelnd sprach er endlich: „Eine ägyptische Blumenzwiebel nannte ich sie deshalb, weil sie gefunden wurde in der Hand einer Mumie.“

„Was weiter auch?“ entgegnete Erdmann. „Unsere Freundin hat aus Mißverstand die seltene Zwiebel in die Erde gesetzt, und der Keim, der Jahrtausende in Aegypten verschlafen, hat sich hier in Deutschland wieder besonnen und zur Blume entfaltet. Wer kann zu einem Naturgesetze, wie es in dem Saamen oder der Zwiebel einer Pflanze liegt, sagen: „So lange und nicht länger darfst du dich geltend machen!?“ Uebrigens hat man ähnliche Erfahrungen mit antiken Weizenkörnern aus Pompeji gemacht, und so hat Robert mit seiner Behauptung Recht, daß die ganze Vorzeit zu einem einzigen Gestern werden kann, dessen Blumenknospe über Nacht aufblüht und jetzt vor uns als eine seltene, wunderschöne, blaue Amaryllis prangt. Doch müssen wir genauer untersuchen, wie und wo unser Freund Johannes diese Blumenzwiebel gewonnen hat, ehe wir mit voller Seele uns dieses zarten Räthsels erfreuen können.“

„Das ist,“ versetzte Johannes, „eine lange, märchenhafte Geschichte, welche diese Blume hier umspinnt.“

Unsere Blumenpflegerin hatte sich auf das Polster zu ihrem Herrmann gesetzt und ihr Köpfchen unter seinen Arm vorgehoben; wir Andern waren zusammengerückt und Alle gespannt auf die Geschichte der Blume, welche, wie ein blaues Märchen, vor uns blühte.

„Zum Oeftern schon,“ begann Johannes, „habe ich von

meinem Aufenthalte in Niedersachsen und meinen häufigen Fußreisen an dem Ufer des deutschen Meeres erzählt. Napoleon war aus Aegypten, wie ein junger Adler, plötzlich zurückgekehrt und hatte in Italien gesiegt; ich aber war dem Lärm der Politik und der Waffen entflohen zu den einsamen Ufern des Meeres. Nachdem ich es zwei Tage lang aus dem Gesichte verloren hatte, trat es unfern der holländischen Grenze bei einem Fischerdorfe mir in aller seiner ungestümen Herrlichkeit wieder entgegen.

Der Sturm, welcher schon seit mehren Nächten auf dem Meere gewüthet hatte, begann jetzt in der Abenddämmerung sich wieder zu erheben. Schon wälzten sich die Wogen, wie große, grimmige Drachen mit weißen Kämmen, dampfend und sprühend auf das Ufer heran, wo ich mich hingeworfen hatte im Genusse dieses mächtigen Schauspiels. Das Brausen der Wogen, das Vorüberschwanken der Schiffe am fernen Horizonte, das Geschrei der schrillenden Möven bestrickte meine Seele, wie mit Zaubersprüchen. In mir wurden wieder lebendig die Sagen der deutschen Vorzeit, in welchen noch die sturmwilden Geister untergegangener Riesengeschlechter umgehen. Aus dem immer heftiger anwachsenden Winde wähnte ich den alten Refrain des dänischen Liedes: „Schau' dich um, Held Vonved!" wie in wüster, ruheloser Verzweiflung schreien zu hören. Ich war in ein wildes, todfreudiges und doch schauerliches Hinbrüten versunken, als plötzlich ein großer, neufoundländer Hund mit seiner Nase mir vor die Brust stieß und mich ehrlich anbellte. Bald stand auch vor mir der Herr des Hundes, ein hoher, starker Greis im schwarzen Rocke mit einer Pelzmütze, welche tief in das Gesicht hereingedrückt war. —

„Wer seid Ihr?“ rief er mich an, „was habt Ihr hier zu thun? Wollt Ihr Euch wegspülen lassen von der Fluth?“

Ich war aufgesprungen, dankte ihm für die gutgemeinte Warnung und bat ihn, mich auf den Weg zum nächsten Orte zu bringen, wo ich ein Nachtlager bekommen könnte.

„Ihr seid ja zwei Meilen vom Wege nach Emden ab,“ entgegnete er. „Hier herum sind nur Fischerdörfer, und da giebt es keine Fremdeneinkehr.“

Wir gingen jetzt vom Strande ab und kamen bald auf einen Knüppeldamm, welcher uns dem Dorfe zuführte, wo mein Begleiter, wie ich später erfuhr, Pfarrer, Kirchner und Schulmeister zugleich war und seinen Gehalt in Häringen und andern Fischen erhielt.

Es war endlich ganz Nacht geworden. Bei dem heftigen Winde erreichten wir mühselig seine Behausung, wo er mich gastfreundlich aufnehmen wollte. Er wohnte da allein mit seiner alten Haushälterin Margarethe, welche uns geschäftig und zuvorkommend empfing.

Meine gute Aufnahme verdankte ich dem Glücke, daß ich damals noch Student in Göttingen war, wo sich der Häringspfarrer früherhin auf kurze Zeit aufgehalten hatte.

Bald brachte die Haushälterin eine große, zinnerne Schüssel voll zarter Makrelen zum Abendessen herbei und betheuerte, sie wolle die einfache Mahlzeit mit einem recht starken Grog nach Tisch gut machen. Sie hielt Wort. Wir saßen gar bald mit irdenen, holländischen Tabackspfeifen bei der Kohlenflamme am Kamine, vor uns auf dem Simse einen Napf voll des beliebten Schiffergetränkes.

Je ruhiger und gemüthlicher wir in der Stube saßen,

desto rasender erhob sich draußen der Sturm. „Das giebt gesegneten Strand!“ meinte der Häringspfarrer, „Schiffswracke und todte Menschen, wie vorgestern, wo wir unsern Seph und die andere Leiche aufhoben.“ „Der gute Seph!“ seufzte die Alte, „noch so jung und schön und morgen schon begraben!“ „Wer ist dieser Seph?“ fragte ich.

„Er war eigentlich,“ erzählte der Pfarrer, „ein Zigeunerjunge, den ich erzogen habe. Er entlief mir später und ist gestern mit einer andern schwarzbraunen Leiche, welche, wie ein Kind, eingewickelt ist, todt am Strand gefunden worden. Er mochte die Nacht vorher im Schiffbruche zu Grunde gegangen sein. Morgen will ich beide Leichen auf dem Kirchhofe christlich begraben lassen. Sie liegen jetzt miteinander in ihren Särgen drüben im Schuppen. Sie sollen bis zum jüngsten Tage in einem Grabe ruhen.“

„Er war ein schöner, brauner Junge,“ begann Margarethe zu plaudern, „mit langem, rabenschwarzen Haare, wie er es noch jetzt im Tode hat. Seine Augen waren, wie zwei um und um rollende, glühende Kohlen. Er war, wie eine wilde Katze, im Hause überall, und doch mußte man ihm gut sein. Er konnte einen Hasen auslaufen, ja, das konnte er! — und, wenn er wollte, einen Sperling auf dem Dache beschleichen und abfangen.“

Meine Neugierde war rege gemacht und der Häringspfarrer gab mir gern nähere Auskunft über den Todten, soweit er es nur vermochte, indem er erzählte:

„Vor ungefähr zwanzig Jahren fand ich einen sterbenden Zigeuner unter der Weide am Wege, der am Kirchhofe vorübergeht. Neben ihm wühlte im Sande ein nackter, vierjähriger Junge. Als ich mich dem Sterbenden näherte, faßte er krampfhaft meine Hand und rief, auf das Kind

deutend: „Krahli!“ Mit diesem Worte stöhnte er sein erbärmliches Leben aus. Die Leiche dieses armen Heiden ward unter dem Weidenbaum eingegraben, den Jungen nahm ich in mein Haus. Ich gab ihm den Namen Joseph. Die Leute nannten ihn später nur den schwarzen Seph. Der Junge war aber unbändig; doch wurde er so lange mit dem Waschschwamme von meiner Margarethe und von mir mit der Ruthe heimgesucht, bis er endlich doch ein wenig zu sich kam und menschlich zu werden anfing. Wenn sich die Leute über die Aufnahme dieses Kindes in meinem Hause aufhielten, so fragte ich sie: ob sie auch Etwas dagegen haben würden, wenn ihr Pfarrer einen jungen Hund aufzöge, und ob es nicht besser wäre, ein armes Kind zu einem Christenmenschen und für das Himmelreich zu erziehen? Damit schlug ich Alle auf den Mund.

„Doch machte uns der Junge unerhörte Noth, so gut und gefällig er sonst war. Schon in seinem zwölften Jahre war er ein fertiger Schreiber und wußte auch Latein. Er begriff Alles wunderbar leicht. Wochenlang konnte er über den Büchern sitzen, lernen und lesen, und Alles behielt er; aber dann war er plötzlich, wie verdreht, dumm und wild zugleich. Wie ein Besessener, jagte er sich um das Dorf herum oder an der Meeresküste, stürzte sich in die brandenden Wogen, wie eine Möve, oder kletterte auf die höchsten Bäume zu den Horsten der Falken, welchen er in seinem Wesen fast ähnlich war. Gegen Abend kam er gewöhnlich scheu und wild zur Hofthüre wieder hereingeschlichen und kroch zuweilen aus Furcht vor Strafe zu dem Hund in die Hütte und übernachtete mit ihm. So wuchs er heran. Als er jedoch älter wurde, stand er mir oft wochenlang im Schulhalten bei und begleitete mich dann

Abends mit seiner Geige, welche er fast von selbst gelernt hatte, zu meinem Spiele auf dem Clavier. Er las mir wohl auch vor aus dem in das Deutsche übersetzten Diodor aus Sicilien, welchen ich von meinem Vorgänger in diesem Pfarramte geerbt, oder aus Bürger's Gedichten, welche ich von Göttingen mitgebracht habe. Je abenteuerlicher eine Geschichte oder ein Gedicht war, desto besser gefielen ihm Beide. Doch war er auch in den heiligen Schriften wohl bewandert, besonders im Alten Testamente. Sein ausnehmend guter Kopf glich alle Flatterhaftigkeit wieder aus. Meine Hoffnung, in ihm für meine alten Tage einen Gehülfen heranzuziehen, schien immer mehr in Erfüllung zu gehen, obschon dann und wann noch ein toller Teufel in ihn fuhr und draußen in der Irre ihn wieder einen Tag lang herumjagte. Er hatte ein gutes, leichtsinniges Temperament, und er würde vielleicht heute noch mit mir an diesem Kamine sitzen, wenn er nicht mit seinem Volke wieder zusammengekommen wäre.

„Er mochte damals siebzehn Jahre alt sein, als sich das Gerücht verbreitete, daß Zigeuner und Diebesgesindel in der Gegend umherstreiften. Schon wollte man von verwegenen Diebstählen und Räubereien gehört haben. Einige hatten wilde, braune Weiber in den Weidengebüschen, Andere bei der Windmühle einen fremden, verwegenen Kerl mit einer Flinte gesehen; Andere erzählten, daß im Föhrendickicht, eine Stunde von hier, böhmische Musikanten mit verwilderten Burschen und Mädchen sich aufhielten, welche von einem Kirchweihfeste auf das andere und jetzt nach Holland hineinzögen.

„Mir war dieses Gerücht um so gleichgültiger, als mein Seph so wenig, wie die Dorfbewohner, von seiner

eigentlichen Abstammung Etwas wußten. Man hielt ihn für das Kind eines am Wege gestorbenen Bettlers.

„Der Frühling war gekommen und mit ihm die Störche, welche auf einem Wagenrade über dem Dache ihr Nest hatten. Hatte diese Jahreszeit meinen Zögling sonst immer auf einige Tage wieder wirr und zum Wildfange gemacht, so schien er gerade diesmal davon weniger aufgeregt zu werden. Er saß still und mild am Pulte und schrieb Choräle aus dem Hiller'schen Choralbuche ab, so sauber und nett, daß ich mich noch jetzt darüber freue, wenn ich daraus auf der Orgel spiele.

„Kurz nach Pfingsten saß ich mit ihm so recht einträchtig vor dem Hause und unterhielt mich mit ihm über den Lauf der gräulichen Revolution in Frankreich und von Bonaparte, der damals anfing, groß zu werden. Neben uns lag ein Laib Brod, von welchem ich dann und wann ein Stück abschnitt und zum Zeitvertreib den Hund und das Storchmännchen fütterte, welche sich spaßhaft um die Brocken zankten.

„Da trat zu uns ein braungelbes, zerlumptes Weib, ein kleines Kind auf dem Rücken, zwei an den Händen und noch drei hinter sich her. Ehe die Bettlerin noch Almosen verlangt hatte, schnitt ich ihr die Hälfte vom Brote ab. Wie ich ihr aber das Stück hinreichen wollte, bemerkte ich, daß sie, zur Salzsäule erstarrt, vor Seph dastand und mit ihren schwarzen, wilden Augen in seinem Gesichte hinausfuhr, bis sie plötzlich ausrief: „Er ist es! er ist es!"

„Ich fuhr auf und hob drohend meine Hand gegen sie auf, sie aber schlüpfte, wie eine Ratze, mit ihren Jungen zum Thore hinaus.

„Ich war verdrießlich über diesen Auftritt und ging in die Stube zurück, wohin mir Seph folgte. Hier konnte ich mich nicht enthalten, mit allerlei harten Worten auf Zigeuner, Diebe und Bettler loszuziehen. Als jedoch Seph meinte: dieses freie Leben so geradeweg aus der rauhen Hand, wie er es nannte, hätte doch auch seine gute Seite; und es frage sich, ob das Leben in der Stube auch der ewigen Mühe werth sei, welche es koste, — so warf ich die Bibel, welche ich zufällig in die Hand bekam, aus dummem Zorn ihm an den Kopf mit den Worten: „Esau, du wüster Mensch, du bist auch so ein Zigeuner und Galgenvogel!“ Joseph fuhr bei diesen Worten zusammen, wie ein junger Baum vor einem Axtschlag an die Wurzel, der bis in den Wipfel hinein nachzittert; ich aber nahm Hut und Stock und ging hinaus an den Strand des Meeres, wo ich mich gewöhnlich so lange inwendig ausbrause, bis ich wieder ganz ruhig bin. Seeluft ist, wie ein Gottesbesen, der die Unreinigkeiten aus dem Blute und der Seele wieder hinausfegt.

„Als ich von meinem Strandgang bei angebrochener Nacht wieder heimkam, fand ich Margarethen allein in der Stube. Joseph war nicht da. Ich getraute mich kaum, nach ihm zu fragen. Endlich fing Margarethe an, ihr Herz zu erleichtern. Sie erzählte, daß Seph bis gegen Abend, ohne ein Wort zu sprechen, am Fenster gestanden und auf die Scheiben getrommelt hätte. Auf einmal hätte er gestutzt und gelauscht, als wenn ihm Jemand winke, und bald darauf aus der Stube sich entfernt. Sie wäre ihm nachgeschlichen bis an die kleine Hofpforte, dann aber, um ihm nachzuspähen, auf den Schuppenboden geschlichen und hätte durch die Dachluke herab ihn bei dem Zigeuner-

weibe ſtehen geſehen. Das Zigeunerweib hätte Viel geſprochen, doch Manches auch mit fremden, unverſtändlichen Worten, und immer wiederholt: Seph ſei ein Königsſohn, denn nur er habe die Königsnaſe, die Augenbrauen bis in die Schläfe hinein und die zwei Vorderzähne weit auseinander. Er ſtamme vom Könige, mit dem ihr Volk aus Indien nach Aegypten gekommen, wo ſie viele Pferde und Rinder gehabt und glücklich gelebt hätten lange Zeit, bis Pharao, deſſen Tochter der Hirtenkönig geſtohlen, ſie deshalb wieder verjagt hätte. Auf ihnen läge das Blut dieſer Pharaonentochter, welche ihr König Hykſo aus Rache ermordet und den Leichnam ihrem Vater in den Weg geworfen hätte. Seitdem wären ſie nirgend mehr zu Hauſe, ſondern überall.

„So viel tolles, aberwitziges Zeug erzählte mir Margarethe von dieſem Geſpräche, als wenn es nicht genug Lügen gäbe in der Welt ohne die Zigeuner.“

„Ihr habt noch vergeſſen,“ unterbrach hier Margarethe den Pfarrer, „daß die blaue Blume durch die Thiere durch und wieder da wäre; vor dreitauſend Jahren wäre ſie auch dageweſen.“

„Still! ſtill!“ rief der Pfarrer entrüſtet; „was kommt auf ſolchen Zigeunerſchnickſchnack an? Genug, Joſeph ging mit der Alten bald mit Gelächter, bald ſtill und wie in Gedanken weiter, bis ſie Beide in der Dämmerung verſchwunden waren.

„Daraus ſchloß ich,“ fuhr der Pfarrer fort, „daß Joſeph mit zu den Zigeunern gegangen war. Um ihn nicht zu Schanden werden zu laſſen, zündete ich die Laterne an, denn es war eine dunkle Nacht, und ging dort hinüber, wo das Land ſich ein wenig zu Hügeln erhebt und mit Föhren-

gebüsch bewachsen ist; denn da drüben sollte die Zigeunerbande seit einigen Tagen hausen.

„Schon von Weitem sah ich über die Büsche feurigen Rauch aufsteigen. Ich ging durch Dick und Dünn darauf zu über Sand und Haide, bis ich am Saum des Buschholzes ankam. Schon schallten mir wildes Gelächter und Musik von Hackebrettern und Fideln entgegen; ich drängte mich durch die Büsche hindurch bis an die Lichtung im Holze, in deren Mitte ein halbverdorrter Buchenbaum stand, und unter dessen Wurzeln hervor eine Quelle rieselte.

„Auf diesem Platze brannte ein großes Feuer, bei welchem alte und junge Weiber brieten und kochten. Kinder rupften Hühner und Gänse, welche in der Umgegend gestohlen sein mochten; auch hingen an Stöcken, welche in das Erdreich gesteckt waren, wie ich später sah, abgehäutete Katzen und Hunde. Nicht weit vom Feuer lagen und saßen alte Zigeuner, welche Musik zum Tanze machten, der wüst und heidnisch, liederlich, unverschämt und halbnackt von jungen Leuten beiderlei Geschlechts aufgeführt wurde. Mir war es, als wäre ich unter die Wilden gerathen.

„Schon außer mir vor Zorn, warf ich mir die Bibelverse im Kopfe zurecht, mit welchen ich dieses Gesindel zur Ordnung bringen wollte; mir vergingen jedoch alle Gedanken, als ich jetzt meinen Seph im Hintergrunde auf einer Rasenerhöhung, auf welche Pferdedecken gelegt waren, wie auf einem Throne mit einem braunen, in goldenem Gewande flimmernden Mädchen sitzen sah, welches eine Zither auf dem Schooße liegen hatte, ohne darauf zu spielen, sondern vielmehr den Arm um Joseph's Nacken geschlungen hatte und ihn anlachte mit ihren weißen Zähnen. Da um sie herum Kienspanleuchten brannten, so konnte ich sie mir

ganz genau betrachten. Das Zigeunermädchen war ein dünnes, feines, zierliches Ding, welches hübsch genug war, einen jungen Menschen zu verführen, der außer plumpen Dorfdirnen noch nichts Schöneres gesehen hatte.

„Während ich so zweifelnd und staunend dastand, fühlte ich mich plötzlich bei den Armen ergriffen und ebenso schnell meine Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Bei meinem Geschrei waren Joseph und das Mädchen aufgesprungen und ebenso schnell war ich mitten in den Kreis, unter Jubel und Zorngeschrei der Bande, hineingeschleppt. Kaum wurde Joseph meiner ansichtig, so fiel er mir um den Hals und rief: „Vater, mein Vater!“ Im Augenblicke hatte er mich auch der Fessel entledigt und wir standen jetzt einander Auge in Auge gegenüber.

„Joseph,“ sagte ich endlich mit wahrhaft väterlicher Rührung zu ihm, „muß ich dich so finden? Befolgest du so die vielen guten Lehren, welche ich dir gegeben habe? Vergiltst du so alle die Liebe, mit der ich dich von der Straße und aus dem Elende weggenommen und zu allem Guten erzogen habe? Muß ich dich jetzt aufsuchen unter Vagabunden und Dieben, bei dem verworfensten Volke der Welt? Joseph, mein Joseph! fühlst du denn gar keine gute Ader mehr in dir, daß du auf einmal schlecht und liederlich werden willst, wie man eine Hand umdreht?“

„Wie ich ihn so anredete, schlug er beschämt die Augen nieder; es regte sich etwas Gutes in ihm.

„Ich sprach ihm nun jetzt mit den eindringlichsten Worten zu, ein guter Mensch zu bleiben und mit mir wieder heimzukehren.

„Meine Rede wurde unterbrochen von dem Hallohgeschrei der ganzen Bande, welche mit Messern und Säbeln auf

mich einstürzte. Ich hörte auch Flintenhähne knittern, doch mich wandelte wenig Furcht an. Ich war in meinem Berufe.

„Kaum hatte Joseph diese Gefahr, welche mir drohte, bemerkt, als er ingrimmig mit funkelnden Augen das Gesindel anschrie: „Halt! Ich strecke Jeden, der uns auf zehn Schritte naht, mit dieser Pistole nieder! Weicht zurück! Ich habe mit meinem Pflegevater allein zu verhandeln."

„Dann wandte er sich mit ruhigen Worten zu mir und sprach mild und sehr niedergeschlagen: „Sagt mir bei dem Gotte, dessen Diener Ihr seid, war der Mann, welcher begraben liegt unter der Weide bei dem Gottesacker, ein Zigeuner?".

„Ich mußte ihm diese Frage bejahen. „Nun, so darf ich," entgegnete er, „auch nicht dieses arme Volk verlassen, dem ich angehöre und das mir angehört; sein Schicksal, wie sein Elend, ist das meinige. Ich bin verflucht und gesegnet, wie sie. Hat einst Moses in Aegypten sein verachtetes Volk verlassen? Doch war er erzogen im Hause des Pharao in aller Weisheit der Aegypter. Was ich thun muß, das liegt geschrieben in meinem Herzen. Wer anders thut, ist ein Schuft!"

„Ich erwiderte ihm: „Aber du bist ein Christenmensch und willst dich halten zu den Heiden?"

Er antwortete: „Ehe Moses und Christus waren, war dieses arme Volk! Darf ein Mensch Vater und Mutter verleugnen? Ich bin ein Zigeuner!"

„Nun denn," entgegnete ich, „thue, was dir recht däucht! Lieber hätte ich dich todt gesehen, als nun verloren vielleicht in alle Ewigkeit. Wärst du bei mir geblieben, ich

hätte dich nach Göttingen auf die hohe Schule gehen lassen, den letzten Pfennig hätte ich an dich gewendet; denn du hattest den Kopf dazu, ein gelehrter und angesehener Mann zu werden; doch nun?"

„Jetzt hatte das schöne Mädchen, welches während dieses Gesprächs hinter ihm gestanden hatte, sich hervorgewagt.

„Wer ist diese Dirne?" rief ich; „willst du mit ihr zusammenleben, wie ein Heide? Diese Schande, die du mir anthust!"

„Sie ist meine Braut!" sprach Joseph, „und wollt Ihr, daß kein Aergerniß in Euern Augen geschieht, so gebt uns als Eheleute mit priesterlichem Segen zusammen."

„Ich besann mich eine Weile; da gab mir der heilige Geist ein, sie miteinander zu trauen, jetzt, hier mitten in der Nacht unter Gottes freiem, offenen Himmel.

„Beide waren vor mir geknieet; die Zigeunerbande hatte um uns einen Kreis geschlossen. Es war eine Stille, daß man das Gras flüstern hörte.

„Ich faltete die Hände und betete mit lauter und vernehmbarer Stimme zu Gott dem Allbarmherzigen und rief ihn an zum Zeugen bei dieser heiligen Handlung. Dann nahm ich die Hände der Knieenden, vereinigte sie und sprach: „Seid Mann und Weib, liebt Euch einander und tragt zusammen als ein Herz und eine Seele die Leiden und Freuden dieser Welt. Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Ein guter Engel behüte Euch vor Sünden und Lastern, er behüte Euern Eingang und Ausgang und gebe Euch seinen Frieden!"

„Da erstickten Thränen meine Stimme; ich wandte mich mit blutendem Herzen ab von dem Paare und entwich in den Wald auf den Weg nach meinem Dorfe.

„Als ich aus dem Walde heraustrat, fühlte ich mich bei der Schulter gefaßt; ich drehte mich fast erschrocken um und Joseph lag lautlos an meiner Brust, küßte mich heftig und entfernte sich dann wieder ebenso leise, als er gekommen war.

„Ich ging so schwer betrübt nach Hause, als wäre mir eben mein einziger Sohn gestorben. Ich fühlte jetzt erst, wie gar sehr ich ihn geliebt hatte.

„Am andern Morgen hörte ich ein Jubeln, ein Singen und Klingen in das Dorf hereinziehen. Ich trat unter das Hofthor Da kam die ganze Zigeunerbande den Weg herab, tanzend und springend bei dem Getöse des Tambourins, dem lustigen Klange der Klarinette und Fidel. Viele waren abenteuerlich geputzt und schwenkten grüne Zweige. Voran auf einem großen, weißen Pferde, das mit bunten Bändern und vielen klingenden Glöckchen geziert war, auf einer langen, vielfarbigen Decke, welche über den Rücken des Thieres gebreitet war, saß Joseph, eine rothe Schiffermütze auf dem Kopfe und bekleidet mit einem Tressenrocke und gelben Saffianstiefeln, woran große Sporen geschnallt waren. Vor sich hatte er seine Braut sitzen, welche mit einem durchsichtigen, blauen Tuche verhüllt war. Ich that nur einen Blick hinaus, denn ich konnte dieses lustige Elend nicht mit ansehen; auch schämte ich mich vor den Dorfleuten, welche mein Pflegekind nun als Zigeunerkönig wiedersahen.

„Nachmittags hörte ich, daß eine Compagnie fürstlicher Soldaten durch das Dorf marschiert wären, um die Zigeunerbande aufzuheben, welche schon längst für vogelfrei erklärt war.

„Ich wußte nicht, wo ich vor Angst und Noth mein

Haupt hinlegen sollte. Nach Mitternacht, denn ich konnte nicht schlafen, hörte ich aus weiter Ferne ein anhaltendes Schießen. Ich knieete nieder in die Kammer und betete inbrünstig für die Rettung meines verlorenen Sohnes.

„Bei anbrechendem Morgen kamen die fürstlichen Fußknechte zurück. Sie hatten den größten Theil der Zigeunerbande eingefangen. Todte und Verwundete wurden auf Bauerwagen, die Uebrigen, welchen die Hände mit Stricken gebunden waren, mit den heulenden und schreienden Weibern vorübertransportirt.

„Ich schickte in Todesangst meine Margarethe hinaus, um sich nach Joseph zu erkundigen. Sie brachte mir die Nachricht, daß er und seine Braut nicht mit unter den Gefangenen wären. Eine Zigeunerin hatte ihr im Vorbeigehen zugeflüstert, daß Beide davongekommen seien.

„Daß er nicht als ein Räuber und Mörder eingefangen war, tröstete mich in dieser Zeit. Ich wurde einen Monat darauf noch mehr beruhigt, als ich von ihm aus Amsterdam einen Brief erhielt, obschon er ihn, wie in Verzweiflung über sein tausendjähriges Elend, wie er sich ausdrückte, geschrieben hatte. Nur so viel ging daraus hervor, daß er in jener Nacht seine Braut auf eine entsetzliche Weise verloren hatte.

„Später schrieb er mir wieder aus Toulon in Frankreich, wo er als französischer Soldat mit eingeschifft werden sollte. Dieser Brief war ruhiger. Er beschrieb mir, wie es ihm in jener schrecklichen Nacht ergangen wäre. Selten kann ein Mensch soviel in so kurzer Zeit erduldet haben.

„Seitdem habe ich Nichts wieder von ihm gehört oder gesehen, bis vorgestern, wo er mit einer Leiche, um welche er noch im Tode seine Arme geschlungen hatte, an dem

Strande von den Fischern aufgehoben wurde. Er hatte auf dem Meere im Sturme mit dem Schiffe, auf welchem er sich befand, seinen Untergang gefunden.

„Ich eilte auf die Nachricht davon hinab und ließ beide Leichname hierher schaffen, um sie zu beerdigen.

„In seiner Brusttasche fand sich ein Tagebuch vor, welches ich später einmal durchlesen will. Dem Anscheine nach hat es nur wenig von der Nässe gelitten. Vielleicht findet sich darin einige Auskunft über sein ferneres Schicksal."

Hiermit schloß der redliche Pfarrer seine Erzählung. Er theilte mir das Tagebuch und die Briefe, welche er aufbewahrt hatte, zur Durchsicht mit und begab sich, da es schon spät in der Nacht geworden war, zur Ruhe.

Ich nahm diese Papiere mit in die kleine Schlafstube, welche mir angewiesen worden war, und fand mich bald so von dem Inhalte des Tagebuches bestrickt, daß ich noch in dieser Nacht es durchlas.

Von diesen Papieren habe ich mir mit Erlaubniß des Pfarrers Tags darauf Abschrift genommen. Da sie zur Ergänzung dieser Geschichte gehört, so erlaube ich mir, sie im Auszug der Gesellschaft vorzulesen.

Aus dem Tagebuche:

Auf dem Orient am 7. Juni 1798.

Aegypten! Nach Aegypten, dem uralten Mythenland? Das also war es, was mein Schicksal wollte? — Als die Zigeunerinnen in meiner Hochzeitsnacht vor dem Zelte sangen: der Hyksos und die Pharaonentochter wären durch die schwarzen und weißen Thiere gegangen dreitausend Jahre und nun kämen sie wieder zusammen und zögen nach Aegypten in das große Säulenschloß! — da hielt ich dieses Al-

les für märchenhaften Unsinn; ich halte es jetzt noch dafür. Mein armes, armes Weib! — Sie hieß Vineti Sunge; in der Zigeunersprache soll dies so viel bedeuten, wie: blaue Blume. — Horch, die Kanonen donnern! Welches Schauspiel! Unsere französische Flotte mit dreihundert flaggenden Schiffen, mitten darunter, wie ein kaiserlicher Despot, der Orient mit einhundert und zwanzig Feuerschlünden, segelt an Sicilien vorbei. Der Aetna erbleicht vor Schreck; eine schwimmende Stadt zieht vorüber; Frankreich und Bonaparte! Hinweg, Ihr albernen Träume aus Deutschland!

Am 12. Juni.

Malta ist erobert. Von den Thürmen herab weht die dreifarbige Fahne.

Am 1. Juli, $^1/_2$9 Uhr Morgens.

Aegypten! Welcher Name, der einen neuen Welttheil und die uralte, räthselhafte Weltgeschichte bedeutet! Drüben aus dem Meere steigt hervor Alexandrien mit den Moscheen und Minarets. Mit uns Cäsar und sein Glück!

Bonaparte? Was ist das für ein Mensch? Da stand er an der Säule des Pompejus mit untergeschlagenen Armen, ruhig auf die Stadt deutend, als unsere Division mit „Lebehoch!“ vorüberrückte. Er brauchte nicht zu sprechen, wir verstanden ihn und er versteht uns. Worin besteht der Zauber, mit welchem er aus uns und der ganzen Welt macht, was er will? In seiner Seele hat sich die Poesie dieser Zeit concentrirt.

General Menou pflanzte, aus sieben Wunden blutend,

zuerst die Fahne auf die Mauer Alexandriens; — von Straße zu Straße wogte der Kampf, von Haus zu Haus. Wer mag dem Gott der neuen Zeit widerstehen?

Die Gefallenen sind begraben am Fuße der Pompejussäule. Es lebe Bonaparte!

Die Marschordre heißt: Kairo! Die Flotte ist nach Abukir entsendet.

Auf dem Marsche.

Glühende Sonne, brennender Sand, endlose Wüste. Keine Wolke. Kein Baum. Durst und kein Wasser; wir tragen Flintenkugeln im Mund. Desaix, der junge, glühende Held, unermüdlich, unerschrocken, freundlich zu Allen.

Sonnenaufgang. Halt! mit Donnerruf: „Die Pyramiden von Gizeh.“ Bonaparte zu uns mit dem Zauberspruch: „Soldaten, dort von diesen Spitzen herab betrachten Euch vierzig Jahrhunderte!“ Ein freudiger Schauer zuckte durch mein Gebein. Was wollt Ihr mit mir, Ihr uralten Träume?

In Kairo.

Das war die Schlacht bei den Pyramiden. Murad-Bei mit seinen sechstausend goldstrahlenden Mamelucken ist geschlagen, Tausende sind erschossen, zusammengehauen, in den Nil gesprengt. Welche Beute an Gold und köstlicher

Waffenrüstung! Dupuy mit einigen Grenadieren, vor welchen her ein Tambour die Trommel rührte, zog zur Nacht in Kairo ein. Der Schreck bändigte eine halbe Million Einwohner, die sich verschlossen hielten in den Häusern. Jeder von uns fühlt in sich Etwas vom Geiste des Feldherrn.

An mir geht Alles vorüber, wie ein Traum, groß und phantastisch.

Wie oft habe ich mich auf die Erde geworfen und mein brennendes Herz gedrückt in den glühenden Sand, welcher das Märchen meines Schicksals vor vielen tausend Jahren ausgebrütet hat! Wie ist mir hier Alles so fremd und wieder so bekannt, — diese unermeßlichen Ebenen mit einzelnen Palmen, dann wieder Ebenen mit Palmen und Nazels und darüber hin der heiße, glühende, wolkenlose Himmel; — diese engen Gassen, diese Häuser mit ihren Altanen und den platten Dächern, — diese Moscheen mit den Minarets und schlanken Säulchen, — diese bunten, seltsamen Menschengestalten, sonnenverbrannte Gesichter mit Knebelbärten, Turbane um glattgeschorene Köpfe, — diese scharfe, kreischende Kehlsprache, — die hochhalsigen Kameele, diese Reiter mit Pantoffeln an den Füßen, — diese verhüllten Weiber, welche nur zwei schwarze, glühende Augen sehen lassen: — und um alles Dieses her als Rahmen die brennende Wüste mit Schakals und Sperbern, — das ist das Morgenland!

Wer bei Gizeh die bis über die Schultern in den Sand begrabene Riesenphinx gesehen mit ihrem, in die Oede hin-

ausstarrenden Antlitz, mit dem ewigen, ungelösten Räthsel der Weltgeschichte auf der steinernen Mohrenlippe, der weiß, was Aegypten ist. Diese Sphinx ist die versteinerte Seele dieses Landes. Wer löst ihr Räthsel? Vor ihr verschwindet mein kleines Leid, das so kurz währt, wie ein Menschenleben.

Salahieh am 6. August.

Wir sind abgeschnitten von Frankreich, von Europa und ausgeworfen in einen fremden, feindseligen Welttheil. Die Flotte ist zerstört bei Abukir. Nelson hat uns zu Grunde gerichtet. Am ersten August, 5 1/4 Uhr Nachmittags, begann die furchtbare Seeschlacht. Der Orient, diese schwimmende Citadelle, ist in den Himmel geflogen, wie ein riesige Rakete, mit Donnergebrüll.

Brueys hat sich verblutet mit dem Rufe: „Ein französischer Admiral bleibt auf seinem Posten!"

Und wir? Uns sind nur noch das Bajonnet und der Ruhm geblieben.

Kairo.

Der Panther der Steppe, Murad, ist wieder da. Desaix, der fröhliche Gott des Gefechtes, ihm entgegen mit den ehernen Colonnen der Revolutionssoldaten im Schwunge der Begeisterung zu Thaten der Unsterblichkeit.

An den französischen Vierecken und den Spitzen unserer Bajonnete ist zerschellt der Ansturm der Barbaren. Der Mordkampf und Sieg bei Sediman hat entschieden über Unterägypten. Es ist erobert.

Welcher Kreislauf der Weltgeschichte! Vor länger, als dreitausend Jahren, ist mein wildes Volk von hier vertrieben worden, und nun stehe ich, sein König, der Zigeunerkönig, in urältester Legitimität als Soldat einer republikanischen Armee auf den Trümmern einer untergegangenen Welt. Das ist mehr, als Wahnsinn. O Vineti, meine blaue Blume!

Im October.

Kairo hat sich gegen uns empört. Volkshaufen wüthen durch alle Gassen, unsere Brüder mordend. Dupuy, der Commandant von Kairo, ist gefallen. General Bon mit uns gegen die Rebellen; — die Imans und Mollahs auf den Minarets zum Aufruhr schreiend, Cicaden im reifen Weizen, Hyänengeheul, dazwischen der brüllende Hülferuf unserer Lärmkanonen! Das fanatische Volk verschanzt sich in der großen Moschee El-Heazar. Zur Nacht Bonaparte von seinem Streifzuge zurück, am Morgen Batterieen auf dem stadtbeherrschenden Gebirgsrücken Mocatam. Durch die Straßen gegen die große Moschee rücken Grenadiercolonnen vor. Die Batterieen beginnen zu spielen, wie lebendige Wesen, tanzen die Kugeln zerschmetternd auf der Kuppel der Moschee. Der Himmel dunkelt im Gewitter und begleitet das Krachen der Kanonen mit Donnerschlägen. Aus der Moschee hervor im Ausfall das rasende Volk in die Spitzen unserer Bajonnete; — dann heulend um Gnade flehend. Der Aufruhr ist gestillt. Es lebe Bonaparte!

Aegypten ist ein gemästetes Rind, aber von Mitternacht her kommt der Treiber.

Paris ist in Kairo. Wir haben Spielsäle, Billardzimmer, Lesecabinete, Orchester und Bälle mit den entschleierten Damen Kairos, Kaffeezimmer, Billardzimmer, Restaurationen, Abends Feuerwerke und Komödie, alle Belustigungen der Pariser im Tivoli zu Kairo. Wir lassen Zeitungen drucken, eine Décade égyptienne und den Courrier. Es blühen Manufacturen und Fabriken aller Art unter dem Chef der Aërostaten. Wohin ein Franzose kommt, da bringt er Paris mit, und hier ist das uralte Mythenland des Osiris und der Isis.

Die Pforte hat uns den Krieg erklärt. Mit ihr ist England und eine Hölle gegen uns los. Bonaparte rückt mit der Hauptmacht in Eilmärschen nach Syrien. Davoust verstärkt den General Desaix in Oberägypten. Es steigert sich die Tragödie bis zur Katastrophe; jeder Mitspieler ist ein Held.

Auf dem Marsche.

Unter den Guiden Davoust's, auf dem Dromedare fliege ich dem Regimente voran über die glühenden Wüsten. Da drüben ist das rothe Meer, weiter hinüber Gidda und Mekka; wie weit ist es noch bis zum Gangesstrome? Auf der andern Seite zur nächsten Oase rechnet man drei Tagereisen, so wieder von Oase zu Oase, Senaar in Nubien rückt heran, dann Dar-Fur und wieder nach hundert Tagereisen

Tombuktu. So verschwinden Zeit und Raum vor dem dahinschreitenden Kameele, dem Schiffe der Wüste. Die Völker liegen nicht mehr still, wie beinerne Esel; sie fliegen, wie Falken, durcheinander; Weither und Fernhin ist ihr Name. Ich bin ein Zigeuner!

Alle Steinblöcke am Wege sind mit Hieroglyphen bedeckt und wollen mit dem Wanderer plaudern, der ihre stumme Sprache nicht versteht. Wißt Ihr, wo Vineti, meine blaue Blume, blüht? — Ihr Gespenster der Vorwelt, zur Ruhe! Zur Ruhe auch du mit Hieroglyphen beschriebenes, wildes Herz!

In der Thebais.

Bei der Gräberstadt von Gournah haben wir den fürchterlichen Murad vernichtet und blutend zurückgeworfen in die Steppe.

Wir stehen im Mittelpunkte der alten Welt: vor Theben, der unermeßlichen Ruinenstadt, dem Wunder und Räthsel der ältesten und neuesten Zeit. Die französischen Gelehrten erwecken sie vom Tode. Sie bannen die Gespenster dieser Mauern an das Tageslicht der Literatur.

Hier beugt der Nil das Knie gegen Osten, die Bergketten auf beiden Seiten weichen zurück und zwischen ihnen liegt die Ebene von Theben, das Auge Aegyptens. Jenseits sind die Wüsten des Typhon.

Hier im Nilthal Leben, ringsumher Tod und Erstarrung. Das ist das Vorbild der Religion und Geschichte Aegyptens.

Aegypten ist der Nil mit seinen Schlammufern; das Andere ist Felsen und Sand.

Aegypten ist eine Auster, welche zwischen zwei Schalen an Afrika hängt.

Welch ein breites Thal, darin als Oasen Dörfer und Karavanserais mit Palmbaumgruppen und Zuckerrohrpflanzungen und himmelanragenden Tempeltrümmern und Felsen, welche verwandelt sind in kolossale Menschenbilder!

Das ist das Land meiner Jugendträume! Ist es meine Heimath? Ich armer, ausgestoßener Mensch!

Hier lag die alte, heilige Pharaonenstadt mit ihren riesenhaften, gewaltigen Tempeln und Königspaläſten. Ein Chaos unverwüstlicher, ewigkeittrotzender Trümmer ist von aller dieser Herrlichkeit allein noch übrig — ein Räthsel in Steine verwandelt, — ein zerrissenes Blatt uralter, seltsamer Geschichte, das Niemand vereinigen und lesen kann. —

Im Memnonium.

Da sitzen in finsterem Ernste Riesenwächter am Mumiensarge des alten Aegyptens, vor Schrecken zu Stein erstarrte, himmelhohe Gespenster, welche ihre Schatten werfen bis auf die lybische Felsenwand, rings umgeben von umgestürzten Götterbildern, Obelisken, Zierrathen, zertrümmerten Gliedern unermeßlich herrlicher Bildsäulen und von Steinblöcken mit seltsamen Schriftzeichen.

Nicht mehr begrüßen diese Kolosse mit klingendem Rufe

die aufgehende Sonne; sie trotzen trauernd der Weltvernichtung entgegen.

Hier ist das Grabmal des Osymandyas. Ein Granitfels liegt ungestaltet am Boden; erst aus weiter Ferne sieht man, daß es ein steinerner Menschenkopf, das Haupt des Welteroberers, ist. Osymandyas oder Bonaparte?

Gestorben sind die grünen und gelben Götter, der Hundskopf und Ibis und der große Affe, — untergegangen sind die Pharaonen und ihre Mumien werden in den Apotheken zu Pulver gemacht und von den Bauern als Brechmittel gebraucht, — und das ganze alte Aegyptervolk schläft in seinen Felsenhallen; aber ein armes, vertriebenes, in aller Welt herumirrendes Volk, das älter ist, als diese Uralten, lebt noch, und der Enkel des Hyksos, der Zigeuner, tritt auf das Haupt umgestürzter Götter und Könige.

Wer sagt mir, daß die blaue Blume eine Pharaonentochter gewesen sei? Vineti, wo bist du? Wer trieb dich vor mir her auf dem Meere in jener entsetzlichen Nacht? Ich muß ringen mit meinem Wahnsinn, wie mit einem unermüdlich anstürmenden Mameluken auf dem feurigen Dongolahengste.

Kafrkarnak.

Wie ein in Melancholie und Wahnsinn versunkener Mensch dieselbe Frage, über welche er verrückt geworden ist, immer wiederholt, so Aegypten seine Sphinx in Kolossen, aufgestellt zu Alleen, welche zu den Tempeln und Pharaonenpalästen in Karnak führen.

Groß ist das Schicksal; denn ich, der Zigeuner, der Sohn des vertriebenen Volkes, sitze hier und weine über die Weltgeschichte vor dem Palaste der Pharaonen. Wie gewaltig wirken diese Massen in ihrer Einförmigkeit!

Vor den mächtigen Pylonen sitzen und stehen die kolossalen, steinernen Sklaven mit den fanatischen, dumpf hinstarrenden Gesichtern, — in dieser entsetzlichen Ausdehnung zum Ungeheuern über Maß und Verhältniß hinaus und im ewigen Einerlei hinbrütender Melancholie. Drinnen im Hofe stehen umher in langer, einförmiger Trabantenreihe wieder andere steinerne, ewige Knechte des königlichen Gebäudes, welche noch nach Jahrtausenden gehorsam auf dem Nacken den Felsen tragen. Dahinter, welche Hallen thun sich auf und mitten darin der Festsaal, dessen Decke ein Säulenwald emporträgt, dessen Wände überall bedeckt sind mit bunten, abenteuerlichen Göttern und Opferzügen und wunderlichen Verzierungen!

Hier ist ein steinernes und wahrhaftiges Märchen; ein Gedicht, das Ihr mit der Hand angreifen könnt, — glaubt Ihr noch nicht an die Wahrheit der Poesie?

Hier stehe ich stundenlang vor einer Seite dieses Märchenbuches, das nur Wahrheit berichtet, vor dieser, aus Felsenstücken emporgebauten und prächtig von unten bis oben hinaus beschriebenen und vollgezeichneten Wand. Sie ist überschüttet mit bunten Bildern. Geschäftig und zwischendurch laufen die Hieroglyphen, welche gern erzählen möchten, wie taubstumme Menschen, mit heftigen, zudringlichen Geberden, und sich doch nicht verständlich machen können. Sie begleiten ihren Pharao überall hin, welcher

auf diesen Wänden ein armes Hirtenvolk mit seinen Heerden jagt durch Wald und Sumpf und über den Fluß in die Gebirge. Die herumlaufenden Schriftzüge sind, wie Geiger, welche mit einem in das Fett getauchten Violinbogen über die gespannten Saiten fahren. Was wollen sie bedeuten?

Ein grün und blauer Papagei mit einem possirlichen Menschengesichtchen sieht mich weinerlich unter diesen Zeichen an; er möchte so gern reden, der freundliche Antiquar, und kann doch nicht. Eine grüne Eidechse läuft an der Wand herum und studirt emsig diese alte Bilderschrift. Seit drei Tagen gehört sie zum französischen Institute und wird sehr von unsern gelehrten Damen geliebt. Kleines Thier, gieb dir keine Mühe, ich will dir das Räthsel lösen!

Das uralte Hirtenvolk, welches, ausgestoßen von den Brahminen in Indien, durch die Wüsten bis nach Aegypten gezogen war, ehe noch Osiris hier einen Tempel hatte, dieses Volk ist es, welches die Priester und ihre Könige hier aus ihrer zweiten Heimath vertrieben haben; dieses Volk, welches alle Pharaonen, Theben und Memphis und die ganze alte Welt mit ihren Göttern überlebt und wieder nach tausend Jahren zu dem Streiter Mohammed's, dem Kalifen Omar, gesprochen hat: „Wir stammen von Zig und lieben die Pferde, haben keine Häuser und Städte und setzen den Reisenden keine Zeichen an die Straße; wir sind die Zigeuner!" Und wieder nach tausend Jahren steht ein Mensch dieses Geschlechtes hier und spricht: „Ich bin ein Zigeuner!" Warum zitterst du, grüne Eidechse? Wo weilst du, blaue Blume, schöne Pharaonentochter? — Deshalb sind wir so elend, weil wir die Götter haßten und die Freiheit lieben.

Ueberſieht man aus der Ferne Thal und Felſenkette, ſo kommt es Einem vor, als wenn die Felſen altägyptiſche Gebäude und dieſe wieder Felſen ſeien. Aus den Umriſſen dieſer Berge conſtruiren ſich von ſelbſt dieſe alten Tempel und Paläſte. Die ägyptiſche Kunſt iſt nur die geſteigerte Natur dieſes Landes, aus welcher ſie unmittelbar, wie eine Blume, emporgewachſen iſt.

Noch leben hier dieſelben Menſchen, welche auf den Denkmälern der alten Welt abgebildet ſind — dieſelben Geſtalten, dieſelben Geſichter, ſelbſt in den Waffen und Trachten noch ähnlich ihren Vorfahren. Sie leben jetzt vom Verkaufe der Mumien ihrer Vorältern.

Wenn ich ein Vaterland irgendwo hätte, baarfuß und bettelnd wollte ich dorthin wallfahrten, auf den Knieen durch glühende Steppen rutſchen und mich nähren von Thränen der ſüßeſten Sehnſucht. Ich habe keine Heimath. Soll ich hingehen, wo der Gangesſtrom dahinträumt durch die ſegenſchwangern Fluren, wo die Götter und ihre Prieſter meine Brüder zu Parias und zu Thieren gemacht haben? oder zu den Berbern in der Wüſte? Meer und Wüſte geben dem Menſchen kein Vaterland. Ich bin der unglückſeligſte Menſch!

Was klage ich? Dort, wo mein Vater begraben iſt auf dem Anger, daran der Kirchhof ſtößt, unter dem Weidenbaume in Deutſchland an der Nordſee, dort unter der grünen Weide iſt meine wahre Heimath! Vor mir verſinken

Indien und Aegypten und das Meer von Deutschland rauscht herüber mit der Luft über das Grab meines Vaters und ruft: „Mein Sohn, wo bist du?“

Ich und meine Kameraden stehen oft zusammen auf dem Vorposten bei dem Wachtfeuer in der kühlen Nacht und verfolgen mit unsern Gedanken den Siegeslauf unserer Brüder in Syrien unter dem Cäsar der neuen Zeit, dem General Bonaparte. Sie haben die Wüste, welche Afrika von Asien trennt, durchwandert mit dem Gewehr im Arm und vom Berge Sinai herab die Trommelwirbel der Marseillaise erschallen lassen. Sie haben die Festungen von Gaza, Jaffa und Kaiffa zerstört und begrüßen die Engländer und Türken in Acre mit ihren Kugeln.

Wir schreiben uns in das Buch der Geschichte.

Nicht Menschen allein können uns überwinden; das Schicksal schickt die Pest, den Fanatismus des Moslem und die Hinterlist Englands gegen uns. Bonaparte ist mit unsern Brüdern wieder heimgekehrt nach Kairo.

Wähnten die Engländer und Türken, der zurückweichende Löwe sei müde? Die Türken waren gelandet bei Abukir. Gegen jeden Franken standen zwanzig fanatische Moslemen in der Feldschlacht. Bonaparte's schwergewaffnete rechte Hand, General Lannes und Murat, der verwegene Reitergeneral, haben mit Säbel und Bajonnet die furchtbare Armee der Moslemen vernichtet.

Dort, wo unser Orient brüllend seine Himmelfahrt hielt, mußte das Volk des Orients verbluten zur Sühne dem Dämon unserer Waffen.

Die Wagschalen stehen sich wieder gleich. Desaix sagte, als wir die Siegesnachrichten empfingen: „Wir haben uns in Aegypten zu Tode gesiegt.“ Ich fürchte, es ist so.

Auf dem Marsche in der Wüste.

Unter dem General Friant sendet uns Desaix zur Verfolgung des Murad-Bei in die Wüste. Ich fühle Etwas in mir, das tödtlich ist.

Findet ein Europäer dieses Tagebuch, so wisse er, daß ich einsam in der Wüste gestorben bin am ägyptischen Fieber. Am fernen Horizont verschwindet die Escadron meiner Kameraden. Die Bleifeder sinkt mir vor Mattigkeit aus der Hand.

In einer Höhle.

Sie hatten mich todtkrank zurückgelassen in der Wüste bei ägyptischen Hirten, welche mich in ihrer Höhle menschlich gewartet und gepflegt haben. Seit einigen Tagen bin ich wieder meiner Sinne mächtig. Noch weiß ich nicht, welche Jahreszeit wir haben? Wo unser Heer steht? Was vorgefallen ist?

Entsetzlich! Erst ist Bonaparte zurückgegangen nach Frankreich, nachher ist Kleber ermordet worden in Kairo, — und dann hat die französische Armee capitulirt und Aegypten verlassen. — So viele Mühe, Schweiß, Blut und Heldenleichen um diesen Preis? Und ich allein noch in diesem fremden, barbarischen Lande, allein mit der gräßlichen Erinnerung an die Vergangenheit? — Das Stück ist zu Ende; es blieb zurück als Epilog der Zigeuner.

Der treue Fellah, welcher mich in meiner Krankheit gepflegt hat, vergoß gestern Thränen bei der Erinnerung an Desaix. „Er war gut und gerecht! er war unser Vater!“ rief er immer wieder aus. Ich fühle mich wieder gesund, aber meine Seele ist krank vor Sehnsucht nach Europa. Ich muß das Grab meines Vaters unter dem grünen Weidenbaume wiedersehen.

Ich wohne in der Gräberstadt Gournah bei der Thebais in einem Grabgewölbe. Ich wandere mit meinem Fellah in den Felshallen von einer Todtenkammer in die andere; viele davon sind bewohnt von Hirten und Fischern. Welch ein wunderbares, geheimnißvolles Grausen ergreift mich, wenn ich da um mich herum die alten Aegypter, die Bewohner Thebens, in langen Reihen liegen sehe in den Kammern und Gassen dieser unterirdischen Stadt, wie scheintodt. Seit länger, als dreitausend Jahren, harren sie hier der Wiederkehr ihrer Seele aus der Wanderschaft durch die Reihen der Thiere. Sie lügen die Ruhe des Schlafes und die Hoffnung des Aufwachens dem Beschauer vor, während draußen der Wind von Osten her in die Löcher, welche ne-

beneinander an der Felswand die Eingänge bilden, ſpottend, wie auf einer Panflöte, ihnen ein Hirtenlied vorpfeift. Auf den Wänden ihrer Ruheſtätten iſt abgebildet in zierlichen, bunten Bildern ihr Lebenslauf; wie ſie gemeißelt und gezimmert, gewebt und Harfe geſpielt, geheirathet und Kinder gezeugt, Schätze geſammelt haben und geſtorben ſind, — ihr ganzes Leben, als wäre es geſtern geweſen und heute noch! Da ſitzen in den Ecken ihre poſſirlichen, zuſammengekauerten Schutzgeiſterchen mit den jungen Geſichterchen, die wieder etwas Altes, Geſpenſtiſches haben, und tragen in den Händen Blumenſtengel, welche ſich in Haſenköpfchen enden. Dort ringeln ſich gräuliche Schlangen durcheinander; hier beugt ſich ein Mohr abſcheulich über ſich, aus ſeinem Munde im Bogen über den Kopf zurück fährt die Seele aus, welche ſich, noch ehe ſie den Boden berührt, in einen Käfer verwandelt, während ein Kind zwiſchen ſeinen Füßen ſteht.

So haben die alten Aegypter, dieſes Gräber- und Unkenvolk, ihren Glauben und ihr Leben in unvergänglichen Bildern um ſich her geſtellt, um bei dem Wiedererwachen ſogleich ſich wieder auf ihr erſtes Leben zu beſinnen. Selbſt ihre Särge ſind ringsum beſchrieben mit ihrer Lebensgeſchichte; andere haben die Kaufurkunden über ihre Häuſer und Felder in Papyrusrollen unter dem Kinn. Ihr armen Betrogenen! — Ueber Euch ſchreitet hin der plumpe Fuß des Fellah und zertritt Euch in Staub. Es giebt kein Theben und keine Pharaonen mehr, ſelbſt Eure Götter ſind geſtorben, Eure Häuſer ſind Schutt und Eure Aecker Sand — und Euer Glaube an Unſterblichkeit war eine Lüge! Geht zur Ruhe, Ihr armen Geſpenſter, der Tag bricht an!

Ich werde noch aberwitzig in dieser unterirdischen Stadt des Todes bei dem Mumienvolke.

Mein ganzes Dasein zerrinnt zu einem wehmüthigen, phantastischen Märchen.

Heute fragte mich der Fellah: ob ich das Grab der blauen Blume besehen wolle? Ich will bei Sinnen bleiben und wenn der Wahnsinn mit Bajonneten anstürmte gegen meinen Kopf.

Wir stiegen durch endlose Mumienreihen mit der brennenden Fackel, umschwirrt von Fledermäusen, durch labyrinthische Gänge, Kammern nnd Hallen bei dem Qualme drückender Hitze, in das Innere des Felsens und auf Wendeltreppen tief hinab auf den Grund, wo wir endlich in einen prachtvollen, unterirdischen Saal gelangten. Mein Führer zog mich um eine Säule herum und wir standen in einer kleinen Halle. Jetzt zündete er noch eine Fackel an und das ganze Gemach ward hell. Unzählige Figuren in brennenden Farben liefen an den Wänden herum, aber in der Mitte, in einem ovalen Kreise, stand die Gestalt der Pharaonentochter, in ihrer Hand eine blaue Blume. Vergebens bot ich meinen Verstand auf, um die Phantasterei meiner Sinne zu beherrschen; ich strengte mich an, meine Augen der Lüge zu zeihen, es stand doch vor mir das unvergeßliche Bild meiner unglücklichen Vineti. Erkannte ich nicht diese großen, dunkeln Augen unter der schönen, breitgewölbten Stirn, die feingeschnittene Adlernase, den kühnen, edeln Mund mit den sanftaufquellenden, schmachtenden Lippen? Hatte ich nicht diese Gestalt an mein Herz gedrückt? Doch hielt ich mich noch aufrecht. Ich verstockte mich absichtlich gegen

den Eindruck, welchen dieses Bild auf mich machte; denn schon begannen meine Gedanken sich zu verwirren. Ich mochte schon lange stumm und versunken in Betrachtung dagestanden haben, als mich der Fellah bei dem Arme faßte, und mich auf den alabasternen Mumiensarg aufmerksam machte, welcher unter diesem Bilde stand.

Er hob den Deckel ab. Mit einem lauten Schrei stürzte ich mich darüber hin; — es war die Leiche einer Pharaonentochter, — meiner blauen Blume.

Ich will sie nicht mehr sehen. Böse Geister bethören oft des Menschen Seele, um ihn zu verderben; sie wollen mir meine Vernunft rauben. Bin ich denn ein solcher Narr, daß ich schon anfange, die uralte Zeit zu verwechseln mit dem heutigen Tage? Der Fellah hat bemerkt, welchen unsäglichen Eindruck die Mumie der Pharaonentochter auf mich gemacht hat. Ich mußte ihm auf seine Frage antworten, daß sie meiner verstorbenen Braut sehr ähnlich wäre. Er lachte geheimnißvoll und schweigt seitdem. Ich will sie nicht mehr sehen und das sinnenverwirrende Märchen mir aus den Gedanken schlagen. Morgen reise ich nach Alexandrien. Ich habe die hundert Goldstücke, welche ich eingenäht bei mir trage, noch gefunden; diese sollen meine Ueberfahrt bestreiten. Ich will eine Wallfahrt machen zu dem Grabe meines Vaters.

Alexandrien.

Verkleidet, in der Tracht eines europäischen Kaufmanns, bin ich hier angekommen. Im Hafen liegt ein hamburger

Kauffahrteischiff. Uebermorgen schiffe ich mich darauf ein. Wie hat sich hier Alles verändert! Wie ein heftiges Gewitter, mit Donnerschlägen und Blitzen ist Bonaparte vorübergezogen; — Alles ist still und gewöhnlich, wie sonst. Der Türke sitzt nachlässig mit untergeschlagenen Beinen auf dem Teppich vor dem Kaffeehause und bläst aus seiner langen Pfeife ein Ringelchen von Tabacksrauch in die blaue Luft, sieht es verschwimmen und sendet ein neues nach. Auch kommen die Kameele wieder mit Wasserschläuchen um die Ecke und die Häuser haben noch platte Dächer und Altane, die Moscheen Minarets und schlanke Säulchen und draußen umher ist immer noch Wüste, wo der Schakal heult und der Sperber schreit. Wir sind, wie eine Wolke, vorübergezogen. Ich bin ein feiger Geselle, denn ich weine, wie ein Weib.

Da kamen wieder über mich die Geister der Märchenwelt. Sie lassen nicht von mir; denn ich bin ihr ältester Freund, den sie lieb behalten. Da sind sie alle wieder mit ihren wunderlichen, ernsthaften und zugleich possirlichen Gesichtern! Gestern trat plötzlich der treue Fellah aus der Thebais in mein Zimmer, hinterdrein folgten seine beiden Knaben und brachten die Mumie, welche mich in Gournah fast um meinen Verstand gebracht hatte. Dieser Bettler schenkt mir zum Andenken eine Pharaonentochter. Sie ist eingewickelt in feine Linnen, welche mit räthselhaften Zeichen beschrieben sind. Sollte darin schon mein Schicksal mit verzeichnet sein? — Sie will mit mir nach Europa auswandern. Das Schicksal ist meiner mächtig, ich unterliege.

Aegypten, sinnloses Nachtgespenst, kehre heim in dein dreitausendjähriges Grab! Dich stört nicht mehr der Wirbel der französischen Trommel und der Donner unserer Kanonen. Träume ruhig fort von Sesostris und Psammetich, von Alexander und von Bonaparte, bis der Sand der Wüste deine Sphinx und deine Riesentrümmer gar verschüttet hat und nur noch der Samum durch die Oede weht!

„Hiermit schließt," sprach Johannes, „das Tagebuch des Zigeuners."

„Aber was ist aus der schönen Vineti geworden," fragte unsere Freundin Ottilie, „aus Joseph's Braut, von welcher er immer so räthselhaft spricht?"

„Darüber giebt der Brief, welchen Joseph aus Toulon bei seiner Einschiffung nach Aegypten an seinen Pflegevater geschrieben hat, uns Auskunft," entgegnete Johannes und las weiter vor:

Toulon.

„Vater, Du hast mich lieb gehabt, auch wenn Du hart gegen mich warst. Wenn ich unglücklicher Mensch eine Ahnung habe von einer Heimath, so hast Du diesen Keim in meine Seele gepflanzt, da ich noch gering war, wie ein Thier des Waldes. In Deinem Hause war ich glücklich und wäre es geblieben, wenn ich nie erfahren hätte, daß ich das Kind eines uralten Elendes bin. Erinnerst Du Dich noch des Tages, wo die Zigeunerhorde mit mir und dem fremden Mädchen fortzog durch das Dorf? — Mir sollte die Blume der Liebe nur so lange blühen, bis sie meine ganze Seele bestrickt hatte mit ihrer wunderbaren Pracht und ihrem Dufte, um mir dann auf ewig plötzlich wieder

zu verschwinden. Wir wurden in der darauf folgenden Nacht gehetzt, wie die Hirsche, von uniformirten Mördern, von den fürstlichen Füsiliren. Ich und meine wilden Gesellen vertheidigten uns von Busch zu Busch. Welches Heulen und Schreien der Kämpfenden und Sterbenden, der Weiber und Kinder durcheinander! Jetzt waren wir aus den Weidenbüschen hinaus an das Meer gedrängt. Vineti, meine geliebte Braut, war in einen Fischerkahn gesprungen, welcher dort angebunden lag, hatte ihn flott gemacht und rief: „Joseph! Joseph! komm' herein!" In diesem Augenblicke drangen auch die fürstlichen Soldknechte auf uns heran mit Spießen und Bajonnetstößen; zugleich rief Vineti: „Schwimm' nach! Schnell die Hand her!" Ich sprang in das Meer und wollte die Ruderstange, welche mir Vineti entgegenhielt, fassen, als auf uns neue Schüsse fielen und Vineti im Nachen zusammenstürzte. Ich schrie vor Schrecken und sank unter; doch rang ich mich wieder schnell empor; unfern von mir schwamm der Nachen ohne Ruder, nur von den Wellen und dem Winde langsam dahingetrieben. Ich strengte alle Kräfte an, ihn zu erreichen, immer mehr wich er von mir ab. So währte der Kampf mit den Wellen eine geraume Zeit und weit hinter mir lag schon das Ufer. Wenn ich aufhörte, das Wasser zu bewegen, so hörte ich das Stöhnen der Verwundeten im Kahne ganz vernehmlich. Tausendmal rief ich, bitter weinend und schluchzend, ihren Namen: „Vineti!" — Das Aechzen im Kahne dauerte fort, aber ihre Gestalt sah ich nicht über den Rand des Fahrzeuges sich erheben. „Es ist kein Gott im Himmel!" schrie ich, und dann wieder: „Vineti!" Ich strengte wieder alle meine Kräfte an, den Nachen, in welchem meine Braut, mein wunderbares Mäd-

chen lag, zu erreichen; dieser trieb jedoch, wie zur Verhöhnung des Unglücks und der Verzweiflung, vor mir her und verspottete mein Drangsal und meine Mühe. Schon begann ich zu ermüden, denn die Brust schmerzte von der ungeheuren Anstrengung, mit welcher ich schwamm. Da gerieth ich in eine unsägliche Verzweiflung. Mit einem Fluche, der mir noch heute durch Bein und Mark fährt, bot ich meine letzte Kraft, die Kraft der Raserei, auf; schon tippte ich mit meinen Fingern den immer wieder abgleitenden Nachen; — schon erreichte ich mit der einen Hand seinen Bord, endlich gelang es mir, auch die andere Hand hinanzubringen, und nun ließ ich mich dahingleiten durch die Fluth, denn fast waren meine Kräfte gänzlich geschwunden. Doch rief ich in Einem fort: „Vineti, ich bin da! Lebst du noch?“ Ich erhielt keine Antwort; ich lauschte mit allen Sinnen, — ich vernahm auch kein Aechzen oder Athmen mehr. So ließ ich mich dahinschleppen, ohne Kopf und Brust am Rand des Nachens hinauf und mich selbst hineinschwingen zu können. Meine Kraft nahm immer mehr ab, je heftiger ich weinte und unabläßlich in die öde Nacht und das rauschende Meer hinausrief: „Vineti, geliebte Vineti!“ Eine solche Nacht voll Jammer und Verzweiflung hat noch Niemand erlebt! Es war ein frischer Wind, der mich und den Kahn immer weiter hinaustrieb auf das Meer. Der Mond war endlich untergegangen, ich erstarrte fast zu Stein im Schauer des Morgens; doch ließ ich nicht vom Nachen. Endlich ward Alles morgenhell. Da wagte ich zum letzten Mal meine Kraft aufzubieten und brachte glücklich das Kinn über den Rand des Fahrzeuges. Was sah ich? Unvergeßlich wird dieser Anblick in meiner Seele bleiben. Vineti lag bleich und todt

auf dem Boden drinnen ausgestreckt, — meine Vineti, schön, wie ein weißes Marmorbild auf rothem Sammet, meine ermordete Vineti in ihrem Blute. Ein unnennbarer Schmerz durchzuckte meine Seele, jede Besinnung verging mir, ich sank zurück in das Meer. Konnt' ich nicht ertrinken? Warum muß ich noch leben? Doch damals war ich wirklich todt, mehr noch als todt: ich war vernichtet.

Einige Tage nach diesem Vorfalle erwachte ich dennoch wieder auf einem Schiffe, das der batavischen Republik angehörte und mich im Meere aufgefischt und gerettet hatte, ohne Etwas von einem Nachen und der Leiche darin gesehen zu haben. War etwa Alles nur ein Traum?

Man hat mich zum Soldaten der Republik Frankreich gemacht. Was wollen diese Franzosen? Was bedeutet das, was sie Freiheit nennen, da sie doch in dumpfen Städten und Straßen wohnen? Sie sollten einen Zigeuner nach den Leiden und Freuden der Freiheit fragen! Nach Toulon ging unser Marsch. Wäre ich schon todt! Eine barmherzige Kugel wird die rechte Stelle finden.

Noch weiß Niemand, wohin diese Expedition, zu welcher unermeßliche Zurüstungen gemacht werden, gehen wird. Man flüstert heimlich: „Nach Aegypten!" Bei dem Namen dieses Landes erbebt meine Seele vor den Schauern des Räthsels, welches mein Dasein umspinnt. Ob ich von dort je wieder zurückkomme? Ich muß, denn ich habe eine unendliche Sehnsucht nach dem Grabe meines Zigeunervaters, welcher mit seinem Leibe mir ein Vaterland von drei Ellen lang und tief unter der grünen Weide am Ufer des Deutschen Meeres gekauft hat. Ein Vaterland! Der Geist meines Schicksals muß mich, wenn er

Vernunft hat, wieder heimbringen in mein Vaterland, zu dem Grabe meines Vaters.

Ich grüße Dich zu tausend Malen.

Joseph."

„Der Geist seines Schicksals," fuhr Johannes fort, indem er das Tagebuch und die Briefe des Zigeuners wieder in seine Mappe legte, „hatte Sinn und Vernunft: er trug seine Leiche mit der Mumie der Pharaonentochter an den Strand des Deutschen Meeres zu dem Grabe seines Vaters.

„Ich war von diesem abenteuerlichen, traumdurchflochtenen Schicksale des armen Joseph's wunderbar bewegt. Ich beschloß noch in der Nacht seine Leiche zu sehen. Ich verließ mein Schlafgemach und ging hinüber zu dem Schuppen, wo die Leiche stehen sollte. Es wachte dabei die Leichenfrau.

„Welch einen wunderbaren Contrast zeigte mir der Anblick! Neben einer vieltausendjährigen Mumie lag die Leiche eines jungen, erst vor wenigen Tagen im Meere verunglückten Soldaten, zwei so wunderbar vereinigte Leichen, welche nach den Gebräuchen der evangelisch-lutherischen Kirche von einem einfachen Pfarrer in einem entlegenen Fischerdorfe am Strande der Nordsee beerdigt werden sollten.

„Ich hob die Lampe empor, um das Gesicht der Mumienleiche näher zu betrachten. Es war ganz erhalten und verrieth wirklich noch sehr schöne Züge. Ihre Leichenhülle war rings umschrieben mit seltsamen Figuren und Hieroglyphen; nur an der rechten Seite war das Zeug durchgerieben von den Speichen des Karrens, auf welchem die Leichen vom Strande hierher geschafft waren. Die eine

Hand der Mumie lag fast ganz bloß. Indem ich diese ergriff und leise aufhob, fiel mir die Blumenzwiebel daraus entgegen, welche, wie ein Wunder, jetzt vor uns als blaue Amaryllis blüht.

„Das ist das Ende von der Geschichte des armen Zigeuners und seiner Vineti Sunge.“

Ottilie hatte mit beiden Armen den Blumentopf umschlungen, in welchem die Amaryllis blühte, und rief mit herabstürzenden Thränen:

„Blaue Wunderblume, holdseliges Räthsel, schöne Pharaonentochter! ich will dich lieben, wie eine Schwester, in deiner zarten Farbenhülle, und wenn du mir endlich verblühen mußt, so will ich in jeder guten Stunde deiner gedenken, wie des schönsten Geheimnisses, welches mir begegnet ist in diesem kurzen und so schmerzlich süßen Leben!“

Robert erwiderte: „Was nicht die menschliche Zunge auszusprechen vermag in dem höchsten Drange der Begeisterung, alle die seligsten, geheimnißvollsten Gefühle, die innigste, unmittelbarste Erinnerung an die Vergangenheit, das vermag eine Blume in ihrem Zauber der Farbe und des Duftes. So blüht hier in dem zartesten und vergänglichsten Wesen vor uns die ganze Weltgeschichte.“

„Wohl! Sowie einst,“ entgegnete Hermann, „die Lotosblume in Indien Brahma trug, als er über sich selbst und die Welterschaffung brütete, so blüht in diesem Blumenkelch das alte Aegypten mit seinen Jahrtausenden, seinen Göttern und seinem Glauben wieder herein in die gegenwärtigste Stunde; sie ist die Seele der alten Welt!“

Erdmann blickte jetzt in den Kelch der Blume, wie in ein Menschenauge, hinein und rief: „O, wie tief wurzelst du unten in der alten Mythenzeit, du blaue Blume der

Sehnsucht und Liebe, und hebst durch Jahrtausende herauf dein zartes, vergängliches Blumenhaupt herein in diese wildfremde Stunde der neuesten Zeit, indem du so in einem einzigen Augenblick unermeßliche Zeiträume zu Duft und Farbe zusammenrinnen läßt! Du heilige Blume, sei gegrüßt von uns mit jeglicher Andacht! Was das Vergänglichste, das ist das Ewige geworden! Prophetin, wir verstehen deine symbolische Sprache, in der du das neue Evangelium verkündest von dem großen Gott in der Weltgeschichte, in dessen Leben und Weben alle Vergangenheit zu einem Gestern wird, das heute ist und morgen sein wird."

Johannes erwiderte: „Stört auch nicht mit Worten und Gedanken das Märchen, welches aus dieser Geschichte mit dem Dufte des Morgenlandes uns anweht! Laßt uns seiner erinnern, wie eines seligen Traumes, der uns die eigene Kindheit auf einen Augenblick vor die Seele gezaubert hat."

Bei diesem Gespräche war der Mond hoch emporgestiegen; die Gewitterwolke, welche mit Wetterleuchten und dumpfen Donnern gedroht, schien sich verziehen zu wollen.

Schon längst hatten die Gondeln, welche uns in die Stadt zurückbringen sollten, unten an der Elbe uns erwartet.

Hermann und seine holde Genossin begleiteten uns durch den Garten, welcher von leuchtenden Johanniskäfern durchschwirrt war und mit seinen Centifolien und Lilien duftete, hinunter an das Ufer.

„Gute Nacht! Glückliches Wiedersehen!" und schon ru-

derten wir mitten auf dem Strome, dessen Wellen uns schnell hinabtrugen, dem Mondregenbogen entgegen, welcher sich, wie eine Geisterbrücke, durch die Juninacht über den Himmel herabzog auf die träumende, weinende Erde.

Der Zufall hatte es gefügt, daß Johannes und Cecil in die zweite und letzte Gondel allein miteinander zu sitzen gekommen waren. Da diese nur einen Ruderer und deshalb langsamere Fahrt hatte, so war sie an die erste Gondel, welche vorausfuhr, mit einem Seile befestigt. Johannes und Cecil saßen traumversunken Hand in Hand, Beide schwiegen, jeder in einer andern Gemüthsstimmung. Johannes blickte unverwandt in die Wolken, welche durch die Bergschluchten sich in das Thal hereinzuwälzen schienen und den Himmel wieder verdunkelten, um dann mit plötzlichen Blitzstrahlen Alles umher mit grellem Licht zu überflammen. Cecil aber hing mit Blick und Seele am Gesichte des besorgten Freundes. Der Wind erhob sich, die Wellen des Flusses schienen ängstlich und unruhig zu werden.

„Gott geleite uns glücklich heim!“ sagte jetzt Jemand in der ersten Gondel. „Ist Gefahr zu fürchten?“ fragte Cecil odemstockend.

„Wir suchen jetzt das Ufer zu gewinnen,“ versetzte Bernhard, „vielleicht gelingt es.“

Jetzt erfolgte ein gräßlicher Blitzstrahl und ein gewaltiger Donnerschlag, die Wellen thürmten sich, mit einem Ruck war das Seil gerissen, welches beide Gondeln verbunden hatte, und, wie ein Pfeil, flog die erste unter dem Schrei des Entsetzens Aller hinaus in die Nacht und ließ die zweite mit Johannes und Cecil allein. Cecil hatte sich schluchzend

an Johannes' Bruſt geworfen. Die Gondel war von dem Winde und Wellenſtoß auf eine Sandbank gerathen und ſaß feſt. Vergeblich bemühte ſich der Schiffer, das Fahrzeug flott zu machen. Das Wetter wurde immer hefttger, alle Elemente waren im Aufruhr; es ſchien, als wäre Feuer im Strome, das ihn zum Sieden brächte, es jagten ſich Blitz und Donner, Wind und Regenfluth. In dieſem Augenblicke lag über Fluß und Land regenrauſchende Finſterniß, im andern ſtand ſie in vorüberzuckender Feuergluth. Der Schiffer hatte das Steuerſchwert hereingezogen und ſich rathlos auf die Kniee niedergekauert, während die Wellen mit weißen Köpfen das Fahrzeug immer tiefer in den Sand hineinſchoben, daß es ſchien, als müßte der Boden krachend ſich in allen Fugen auseinandertrennen. Cecil hatte krampfhaft Johannes umſchlungen, welcher den Mantel um ihn geſchlagen hatte. Johannes aber wußte nicht, wie ihm widerfahren war, ein Mädchenherz klopfte an ſeiner Bruſt; noch war es ihm, wie im Traume, vergebens fragte er: „Biſt du Cecil, mein Cecil?“ — ohne eine andere Antwort zu erhalten, als vermehrtes Schluchzen. „Wer biſt du?“ ſeufzte er fragend, „darf ich es errathen, war ich ſeither blind? — Du biſt“ — — ein heißer Kuß brannte lange, lange als Antwort auf ſeinen Lippen. Beide hörten nicht mehr das Brauſen des Gewitters und des Stromes, nicht den knirſchenden Sand unter dem Fahrzeuge; die Nebelkappe war gefallen, — Cecil — war Cäcilie! „Verzeihe, verzeihe mir, geliebter Johannes!“ flüſterte ſie, „ich darf es ja nicht verrathen, daß ich ein Mädchen bin. Mein Vater, der jetzt in Nordamerika iſt, wollte es ſo, da ich hier ohne ſeine Aufſicht bei meiner Muhme erzogen werden ſollte! Ich habe es ihr ſo heilig

angeloben müssen, keinem Menschen mein Geschlecht zu entdecken, und nun hat mich die Liebe zu dir verrathen! Wirst du mich unglücklich machen?" Johannes versprach ihr das heiligste Stillschweigen, so lange ihre Muhme und ihr abwesender Vater es für nöthig halten sollten. „Du kannst es nicht ermessen," fuhr Cäcilie fort, „wie schwer es mir wurde, dich in der Knabentracht zu täuschen; denn dein Herz hatte mich längst erkannt! Und wie komisch war es, wenn du von meiner geheimnißvollen Schwester schwärmtest, die ich ja selbst war. Nun ich dich mit ihr bekannt gemacht habe, wirst du sie auch wirklich lieben?" „Wie mein Herz," rief Johannes, „und so lange ich denken kann!" „Nun wäre ich glücklich, ewig glücklich," versetzte Cäcilie, „wenn ich jetzt mit dir hier sterben könnte; — eine einzige, wilde Woge muß uns begraben!" „So schlinge dich fest an mich," versetzte Johannes, „wie ich meinen Arm um dich, und nun komme der Tod, er findet uns vereint!" — Aber der Tod hörte sie nicht, das Gewitter zog seitwärts nach den Bergen und der Morgen brach an, welcher die Rettung brachte.

Die selige Entdeckung, welche Johannes gemacht hatte, lenkt unsern Blick von selbst auf einen Cirkel an einem der folgenden Abende.

In der Gesellschaft.

Die Gräfin von Steinfelden saß in heller Kerzenbeleuchtung im Kreise der Damen und Herren, welche ihren Sa-

kon besucht hatten. Sie gehörten bis auf Benedict unzweifelhaft der höhern Gesellschaft an.

Der kunstliebende Graf von Schlei hatte heute sein Album mit den Landschaften, welche er selbst gezeichnet hatte, mitgebracht und aufgelegt. Die Damen waren ganz in Kunstgefühl und Bewunderung zerflossen, während er ein Blatt nach dem andern süßlächelnd umlegte. Es waren meistens freie Phantasieen mit Motiven aus wirklichen Gegenden, aufgelöst in irgend einen symbolischen Gedanken, leicht hingeworfen und mit goldenen Linien, welche das Bild hervorheben sollten, zierlich eingefaßt.

Hier sah man ein Crucifix bei einem verdorrten Baume, worauf Krähen saßen, aus Nebelschichten sich hervorheben, zur Andacht auffordernd; auf einem andern Blatte eine Lerche über einem wogenden Kornfelde, in der Ferne ein Dorf, welches mit der Kirchthurmspitze und einigen Dachrücken aus dem Hintergrunde hervorschaute; dann wieder eine Winterlandschaft, angedeutet von einer schneebelasteten Tanne und einem Steinkreuze darunter.

„Ach, wie rührend!“ seufzte Fräulein Gabriele.

„O, lieber Graf,“ flüsterte die Generalin von Plankendorf, „wie sehr sind Sie um Ihr köstliches Talent zu beneiden!“

„So alle Empfindungen,“ versetzte die Frau Kammerjunker von Staudenigel, „auf das Papier hingießen zu können, welche Freude muß das sein!“

„Nur Ihre gnädige Nachsicht,“ erwiederte der Graf von Schlei, „kann diesen kleinen, lyrischen Gedanken, welche ich nur so zu meinem eigenen Amusement vorübergehend hinwerfe, einigen Werth verleihen.“

„Nein, in der That,“ flüsterte Baron von Krükling,

„auf unserer weltberühmten Galerie wenigstens befinden sich keine Bilder, welche geistreicher aufgefaßt wären; wenn Sie den armen Künstlern Ihren Geist geben könnten, was für Meisterwerke würden wir besitzen!“

Der alte Collegienrath de Lisboa saß neben Benedict und fragte leise: „Sind die lyrischen Naturbilder unsers Grafen von irgendwem in Musik gesetzt?“

„Die Componisten,“ versetzte Benedict, „rächen sich an den Malern, welche ihnen in das Handwerk greifen, und malen selbst, versteht sich mit Tönen. So überspannt und übergreift sich Alles, um mit dem Unmöglichen Effect zu machen.“

„Meinen Sie nicht auch, meine Gnädige,“ versetzte der Kammerjunker von Staudenigel, während er aus Versehen den Zucker statt in den Thee in den Hut fallen ließ, „daß wir bald in den Stand gesetzt sein werden, an die Stelle der gemeinen Kunst eine hoffähige zu setzen? Haben wir doch bereits eine schöne Auswahl adeliger Dichter und Schriftsteller.“

„Und eben jetzt,“ fiel der Baß der Frau Baronin von Krükling ein, „componirt die Fürstin Adelgunde, wie ich im Vertrauen sagen kann, an einer Oper, zu welcher der Fürst von Eberhoffingen den Text gedichtet hat!“

„Was Sie sagen, meine Gnädige!“ rief Fräulein Gabriele von Knobelnberg.

„Darf man etwas Näheres wissen?“ fragte die Generalin von Plankendorf.

„Es ist das Erdbeben von Chili!“ versetzte die Baronin und nahm dabei heimlich eine Prise St.-Omer. „Sie ist ganz,“ fuhr sie niesend fort, „im Meyerbeer'schen Style gehalten, nur schwungvoller und kühner! Man hört jetzt

im Schlosse nur noch von Tonmassen reden! Vierzig Pauker kommen bei dem Ausbruche des Erdbebens vor."

„Vierzig Pauker!" riefen die Generalin und der alte Herr von Knobelnberg.

„Die Kapelle wird bei der Aufführung," fuhr die Baronin fort, „von dem Musikcorps des Garderegiments unterstützt werden."

„Bomben und Haubitzen!" brummte der alte General Plankendorf und strich sich dabei den Schnurrbart.

Unterdessen hatte die Gesellschaft den Grafen von Schlei, sein lyrisch-malerisches Kunstgenie, das Crucifix im Nebel, die Lerche und das Kornfeld und die beschneite Tanne vergessen, obschon er vernehmbar ein Blatt und wieder ein Blatt umgeschlagen hatte.

„Ich darf wohl voraussetzen," sagte jetzt mit vorgebogenem Kopfe und mit geheimnißvoll lächelnden Lippen die Baronin, „daß meine Mittheilung unter uns bleibt; denn außer dem Theaterintendanten, dem Kapellmeister und seinen Leuten und dem primo uomo und der prima donna, unserer genialen Tzschrotzschski, weiß noch Niemand davon. Doch kann ich Ihnen eine Stelle aus der neuesten Oper vorsingen."

„O, wie würden Sie uns verbinden!" riefen sieben Stimmen durcheinander.

„Unser Schlei, ich weiß es," sagte vertraulich und kokett zu diesem die ältliche Schöne, „wird mich auf dem Flügel begleiten."

Auf ihren Wink wurde ihr von Schlei die Notenrolle, welche er als ihr Cavalier mitgebracht hatte, überreicht.

Die Gesellschaft verfügte sich mit ihr, welche, wie ein

heller Sommermittag, lächelte, in das zweite Zimmer zu dem Flügel.

Benedict war im ersten Zimmer allein zurückgeblieben. Schon begannen die Töne des Flügels durcheinander zu rasen, plötzlich trat ein Piano ein und die Baronin sang ein Gebet zur mater dolorosa; dazwischen hörte man in den tiefsten Baßnoten die unheimlichen Vorboten des Erdbebens, dann in den höchsten Discanttrillern das ängstliche Geschrei der Vögel, nun aber die Kirchenglocken läuten, während die wohlbeleibte Sängerin in immer gellenderen Tönen den Himmel um Erbarmen anflehte, der aber immer unbarmherziger in tiefen Noten sie anbrummte.

Die Zuhörer drängten sich immer dichter um den Flügel herum. Es entging ihnen nicht der neue, große Moment in dieser Tonschöpfung: daß die Begleitung sich nicht im Geringsten nach dem Gesange genirte, sondern genial ihren eigenen Gang ging.

Benedict hatte sich in das Sopha geworfen und ließ dem Erdbeben im Nebenzimmer seinen musikalischen Verlauf. Er hing mit gefesselten Blicken an dem Portrait der Gräfin.

Bei dieser Betrachtung überraschte ihn Elisabeth, welche doch noch zu zarte Nerven hatte, um nicht von dem tollen Musiklärm angegriffen zu sein.

Sie stand längst neben Benedict, ohne von ihm bemerkt zu werden; er war so von dem Zauber des Bildes bestrickt, daß er Nichts mehr außerdem bemerkte.

„Sie träumen!“ flüsterte jetzt Elisabeth dem Erschreckenden zu; „geben Sie sich um's Himmelswillen vor den Leuten da drin kein Dementi!“

„Verzeihen Sie mir,“ versetzte Benedict, indem er sich

erhob, „ich verglich dieses Gemälde mit einer Erscheinung, welche ich in einem alten, schönen Schlosse hatte, an dem Tage, wo mir ein Messer durch das Herz ging.“

„Sagen Sie mir lieber,“ versetzte erbleichend Elisabeth, „welcher gute oder dunkle Geist führt Sie in meine Lebenskreise?“

„Ich werde Ihnen recht bald Alles sagen können!“ versetzte Benedict.

Sie blickte in seine Augen, sie waren klar und ruhig; ein unaussprechlich wohlthuendes Gefühl des Vertrauens und der Sicherheit ging über ihr Herz.

„Lassen Sie mich,“ sagte er bittend, „um Ihre Freundschaft ringen!“

„Ich werde immer Ihre Freundin sein!“ versetzte Elisabeth, „doch dann Vertrauen gegen Vertrauen!“ indem sie erröthete vom Kinn bis zu den Augen.

Benedict ließ seinen Blick schnell durch das Zimmer schweifen, dann hielt er die Hand hin; Elisabeth's Fingerspitzen sanken, wie von selbst, hinein, indem sie das Gesicht abwendete und plötzlich in dem Grübchen des Zeigefingers ein flüchtiges Glühen einer vorüberschwebenden Lippe fühlte.

Sie zuckte ein wenig, dann verschwand sie in das Musikzimmer mit einem sonnenhellen Blick über die weiße Schulter zurück auf den glücklichen Benedict.

Er fühlte es lebendig genug, daß er einen Augenblick erlebt, welchen er für die goldene Locke der Fortuna ansehen konnte; er beschloß sie um seinen Finger zu schlingen.

Unterdessen war nebenan das Erdbeben vollständig ausgebrochen, die Baronin schrie nur noch, als müßte sie in der Brandung der Töne versinken, welche ihr an die Kehle stiegen.

Jetzt sprang eine Saite des Flügels gellend entzwei, Benedict blickte auf und sah drin im Musikzimmer die dicke Baronin, wie einen Löwen vor einem Bäckerladen mit weit aufgerissenem Munde, oder wie eine gähnende Boa-Constrictor.

Noch bekämpfte er sein Lachen, aber zu seinem Unglücke hörte er jetzt von draußen auf der Gasse einen Hund heulend Musik und Sängerin begleiten, indem Beide, redlich wetteifernd, sich gegenseitig zu überbieten schienen. Er that noch einen Blick hinein und sah den alten de Lisboa mit dem Schnupftuche vor dem Gesichte sitzen, aber daraus hervor die großen Ohren hin- und herwackeln. Benedict eilte hinaus, die Treppe hinunter und brach auf der Gasse in ein unendliches Lachen aus, so daß er erst auf seinem Zimmer wieder zu sich kam.

Die schwache Stunde.

Benedict blieb tief in die Nacht hinein noch auf. Sein Glück schien ihm noch nie so nahe gestanden zu haben, als jetzt. Halb wachend, halb träumend versenkte er sich in die Erinnerung an seine Jugendjahre und an so viele herbe Tage der bittersten Armuth, welche er mit seiner Mutter verlebt hatte. „Wir hatten manchen Tag keinen Bissen Brod im Hause!“ sprach er für sich, „und manchmal ging das Mehl im Kästchen zu Ende, ohne daß wir wußten, woher wieder Rath zu schaffen sei.“ Es fiel ihm der harte Winter ein, wo die Mutter gezwungen war, die Bettstellen zu zerspalten und in den Ofen zu stecken, ohne daß es ge-

lang, die gefrorenen Fenster aufzuthauen. Er erinnerte sich, wie in jenem Winter die Thränen seiner Mutter, welche an seinem Lager um Erlösung von diesem Erdenjammer gebetet hatte, auf der Diele lange, lange Tage als Eisklümpchen lagen. Er sah sie noch immer mit ihrem Spinnrädchen, an welchem sie für ihn und sich das karge Brod verdiente, am kleinen Blechofen sitzen und sich selbst in den Schafpelz gewickelt zu ihren Füßen. Vor seiner Seele stand jetzt so lebendig ihr liebes, abgehärmtes Gesicht, daß er plötzlich auffuhr, seine Arme ausbreitete, als wollte er sie an sein Herz drücken, und laut rief: „Daß du noch lebtest und ich dir das, was das harte Leben dir schuldig geblieben ist, tausendfach zahlen könnte!“ Er drückte nun sein Gesicht in die Hände und weinte bittere Thränen.

In das Leben eines jeden Menschen treten solche schwache Augenblicke, vielleicht um so mächtiger, je mehr der Verstand vorher das Gemüthsleben beeinträchtigt hatte; denn das wahre Glück des Menschen besteht im Gleichgewichte Beider.

Auch an Benedict rächte sich jetzt nun das beleidigte Gemüth, und doch konnte man die Richtung seines Daseins auf das äußere Leben verzeihlich finden. Hatte ihn doch schon seine Mutter mitten in ihrem Elende gewöhnt, bestimmte Ansprüche auf äußere Geltung zu machen. War er doch in ein auf niedere Industrie herabgedrücktes Volk, wie ein junges Raubthier, geworfen worden. Hatte er doch aus den drückendsten Verhältnissen sich herausarbeiten müssen, und mußte er sich doch immer wieder eingestehen, daß er Alles, was ihm dabei geglückt war, seiner Vermessenheit bei einem gewissen leichten Sinn verdankte. Mit letzterem war er jetzt zu Ende. Dazu kam, daß seit

einiger Zeit die geschärfte Censur in den deutschen Bundesstaaten ihm es fast unmöglich machte, ferner von dem Honorar leitender Artikel, welche er zeither mit großem Beifall für die gelesensten Zeitungen geschrieben hatte, seine Bedürfnisse bestreiten zu können. Für den Augenblick lebte er vom Schuldenmachen, wobei er sich, wie mancher Finanzminister, tröstete. Dennoch waren jetzt die alten Wunden seiner Seele aufgebrochen, das Unglück seiner ersten Liebe zu Victorinen, und die Erinnerung an seine arme, verhungerte Mutter.

Als er sich heimlich ausgeweint hatte, rief er, sich ermuthigend, aus: „Wohl, ohne Besitz ist kein Genuß, ohne Besitz keine Freiheit, ohne Besitz keine Macht! Die Gelegenheit, dazu zu gelangen, bietet sich dar, was will ich aber zögern?“

„Jetzt das Nächste!“ Mit diesen Worten und großen Schritten ging er zum Schreibtische, um — an die Gräfin Elisabeth von Steinfelden zu schreiben.

Er war in diesem Briefe sehr aufrichtig, er schilderte ihr jenen Moment auf dem Schlosse Lindeck, wo er sie zuerst in der grünen Einsamkeit vor der Krystallvase und den spielenden Fischen gesehen, und den zweiten, wo er Victorine an Elisabeth's Oheim, den General, verloren sehen mußte. Ob ihm damals bei dem Verluste seines schönen Traumes zugleich und im Voraus die Zukunft mit der glücklichen Wirklichkeit erschienen sei, könne nur Elisabeth entscheiden. Er schrieb warm, aber vorsichtig; es kam Alles darauf an, wie die Empfängerin den Brief lesen wollte. Benedict hatte in dem Herüber und Hinüber der sich jagenden Gedanken und Empfindungen seine Nerven in eine solche Unruhe gebracht, daß es ihm unmöglich war, im

Zimmer zu bleiben. Er warf seinen Mantel um und eilte hinaus in die Nacht.

Weiter! Weiter!

Es mochte gegen Mitternacht sein, als Benedict in das Freie trat. Die Laternenwächter eilten umher und schraubten die Gasflammen in den Laternen zurück. Der Mond ging auf und stand über den böhmischen Bergen mit bleichem Gesichte in einer rothen Wolke, wie Huß auf dem Scheiterhaufen. Benedict kam an die katholische Kirche, deren Heilige in der Nacht das Innere der Kirche verlassen zu haben und auf dem Kirchendache und den Thurmabsätzen mondsüchtig herumzuklettern schienen. Die Elbe kroch dunkel mit geheimnißvollem Murmeln unter das Joch der Brücke, auf welcher damals noch das metallene Crucifix emporragte. Benedict schritt vorüber, indem er halblaut zu sich selbst sagte: „Weiter! weiter!“ — Als wenn die Elbe das rechte Wort, das sie gesucht, vernommen hätte, schien auch sie mit allen Wellen zu brausen: „Weiter! weiter!“ und die steinernen Heiligen auf dem Kirchendache streckten die Arme aus und deuteten herunter, hinauf, hinüber, als sprächen auch sie: „Weiter! weiter!“ Er that einen Blick an ein erleuchtetes Fenster im Schlosse über dem Georgenthor und sprach bei sich, indem er vorüberschritt: „Dürfte ich ihm doch sagen, was ihm fehlt, — ein Freund, der die werdende Zeit und den er selbst versteht!“ Vor Benedict lag jetzt die Schloßgasse mit ihren vorspringenden Erkern und Altanen, diesen kleinen Privattheatern der interessantesten

Liebes- und Familienstücke mit ihren Erinnerungen an die Augusteische Zeit Sachsen's und Polen's.

Die meisten Fenster waren dunkel, nur hier brannte in dem obersten Stockwerk eine Lampe zur Arbeit einer armen Nähterin, und auf der andern Seite, fast gegenüber, das matte Licht eines armen Candidaten, welcher sich seinen kärglichen Unterhalt mit Stundengeben am Tage und Notenschreiben zur Nacht zu verdienen suchte. Alles war still auf den Straßen, nur zuweilen scholl ein Krachen fallender Breter von den Buden und Ständen, welche dort eine Nacht um die andere abgebrochen und wieder aufgebaut werden, um die Leute durch dieses Krachen in der Nacht an bürgerliche Ruhe zu gewöhnen. Im Dunkel einer ausmündenden Gasse stand ein Liebespärchen, das Mädchen schien zu weinen, ihr Erkorener ihr harte Worte zuzuflüstern. Weiter! Weiter! Benedict beflügelte immer mehr seine Schritte und gelangte bald auf die Promenade mit ihren Platanen und bog dann wieder in die Straßen der Vorstadt ab. Sein Ohr vernahm jetzt die dumpfen Klänge eines Claviers aus dem Saale einer Restauration, dazwischen das Klappern der Kugeln eines Billards und die schläfrige, französisch zählende Stimme des Marqueurs. Weiter! Weiter! So kam er an das Palais der Gräfin, er stand dort still, Alles war darin still. Er drückte die heiße Stirne an die steinerne Thürpfoste, sein Herz schlug heftig; denn so sehr er sich es auch zu verhehlen suchte, doch liebte er noch immer Victorine, deren Bild sich immer zwischen ihn und Elisabeth drängte. Weiter! Weiter! Der Mond sah schon über die Bäume des großen Gartens herüber, als er auf die Felder hinausgelangte. In einem Gebüsche schlug eine Nachtigall um die Wette mit einer anderen, deren

Stimme aus der Ferne hertönte. Die Gärten waren im Blüthenschnee der Bäume begraben, welche süße Düfte weithin durch die Luft streuten, während sich ihre Blüthenaugen mit Freudenthränen füllten. Ein weicher Nebel lag weithin über die Flur gebreitet, als müsse er die Liebesgeheimnisse von Millionen Wesen verhüllen; nur die Johanniswürmchen hatten ihre Laternchen angezündet und krochen unter den dichten Blättern der Stauden am Wege neugierig umher. Selbst die Sternenaugen am Himmel schienen nur herabzublinzeln, als wollten sie nur ein Weniges von allen Geheimnissen dieser Nacht errathen. Benedict schlug die Straße nach Räcknitz ein, welches oben an dem Berge, wie in weiße Tücher eingehüllt, hinter seinen blühenden Stauden und Bäumen und umwogt von reichen Aehrenfeldern sich ausruhte. Ein Hund bellte träg von dort in die Nacht hinaus dem Wanderer entgegen: „Komm'! Komm'!" Er zog mit der Straße am Dörfchen vorüber und stand bald auf der Anhöhe, von welcher er die Stadt mit der Kuppel ihrer Frauenkirche und ihren Häusermassen, wie ein steinernes Märchen, unten schlafen sah. Er starrte, in seinen Mantel gewickelt, lange hinunter und sprach endlich für sich:

„Wie lieblich ruhst du da, du schöne Sachsenstadt, Lieblingskind deiner Könige von Polen, von welchem sie Nichts geholt haben, als ein ähnliches Schicksal für ihr Land! Du hast mit Anstand den schwarzseidenen Haarbeutel herübergetragen bis zu dieser Stunde, du warst immer zu vornehm für deutsche Wissenschaft und Poesie und dich hat nie eine große Idee begeistert! Wie schade, wie jammerschade um dich! Wer einen Schatz heben will, darf nur vorwärts schauen, niemals zurück, sonst verwandelt der Schatz sich in Kohlen und Asche! Weiter! Weiter!"

Aus der Mühle unten jenseit der Anhöhe krähte ein Hahn dem nahenden Morgen entgegen. Benedict wendete sich thaleinwärts. Nach einer Weile sah er unten am Fuße des Berges die Straße herauf eine dunkle Männergestalt kommen. Der Wanderer schritt scharf aus, der Zwischenraum zwischen ihm und Benedict wurde immer geringer. Jetzt schien der Fremde zu stutzen; Benedict stand still und nöthigte ihn näher zu kommen. Indem sie aneinander vorübergehen wollten und sich grüßten, blieb der Fremde plötzlich stehen und sagte: „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie noch einmal anspreche, Ihre Stimme kommt mir bekannt vor! Ich heiße Wildspur.“

„Wildspur?“ versetzte fragend Benedict, „doch nicht Heinrich Wildspur aus Niedersachsen? mein Jugendkamerad?“

„So bist du Benedict Ivo von Ivenhof!“ rief Heinrich Wildspur und schloß den Jugendfreund in seine Arme; — „und wie kommst du hierher in der Nacht? Welche wunderbare Begegnung!“

„Ich wohne in Dresden,“ versetzte Benedict, „und mache nur einen Spaziergang in der Nacht.“

„Und ich,“ erwiderte Wildspur, „komme von Amerika herüber, um mein Kind abzuholen; es soll der alten Welt Ade sagen!“

„Du bist verheirathet?“ fragte Benedict, indem er sich ihm anschloß. „Die Antwort darauf,“ entgegnete Wildspur, „ist eine lange Geschichte. Unsere Kameradschaft von Jugend auf giebt dir ein Recht dazu, mein Schicksal zu erfahren. Die einsame Nacht und unsere Begegnung schließen dir mein Herz auf. Die Erzählung kürzt uns den Weg ab.“

Siegfried und Chriemhilde.

„Ich bin fünf Jahre älter als du," begann Wildspur, „das ist ein geringer Altersunterschied, aber groß genug, um einen Menschen zur Welt ganz anders zu stellen. Mein Vater war, wie du weißt, in der Stadt unserer Heimath Huf- und Waffenschmied. Obschon ich das höhere Gymnasium besuchte, so ließ er es sich doch nicht verdrießen, mich auch sein Handwerk zu lehren. Ich danke ihm noch heute dafür, denn ich lernte dabei meine Glieder gebrauchen und die Kraft meines Leibes ausbilden; ich biege dir noch heute ein Hufeisen zusammen. Ich lernte mit Pferden umgehen, und die wildesten Bestien mit Blick und Wort bändigen. Vielleicht erinnerst du dich noch des Aufstandes gegen die Franzosen im Frühling 1813 und des Kampfes, worin dein Vater gefallen ist. Ich war mit dabei, kehrte aber nicht wieder heim, sondern ging über die Grenze als Freiwilliger zu einem preußischen Freicorps. Wir stritten wild und ruhmlos und wurden nach dem Frieden aufgelöst. Die guten Kameraden zerstreuten sich in alle Welt. Meine Aeltern waren gestorben, die Schmiede verkauft und die kleine väterliche Erbschaft unter den Händen des Gerichts und der Advocaten zu Wasser geworden. Ich zog nun einige Jahre in der Heimath und den angrenzenden Ländern umher, bis ich nach .....n, der Universitätsstadt kam. Dort traf ich zufällig einen Kameraden von der Freischaar, der jetzt den Säbel an den Nagel gehangen hatte und wieder Theologie studirte, welche er bei dem Rufe: „Für Gott, Freiheit, Vaterland!" verlassen hatte. Als ich ihm mittheilte, wie ich meines Vagabundenlebens herzlich satt wäre, gab er mir den

Rath, mich zu dem erledigten Amte des Vorfechters auf dem Fechtboden zu melden. Da er und die Burschenschaft, welche er mitgestiftet hatte, bei meiner Bewerbung um dieses Amt mir Vorschub thaten, so erhielt ich es. Ich verlebte unter der frischen, freien Jugend der Studentenwelt zwei der glücklichsten Jahre meines Lebens. Welche Hoffnungen schwellten damals unsere Herzen! — Es war, als wenn die Begeisterung für das Vaterland sich aus den weiten Kreisen der deutschen Völkerschaften in den engsten seiner Jünglinge auf den Universitäten zurückgezogen hätte, um sich in jedem Einzelnen zu einem Ideale zu läutern. Das war unser Unglück. Wir hatten die Aufmerksamkeit der Regierungen auf uns gezogen, es erschienen die Karlsbader Beschlüsse und wir waren zu Demagogen erklärt. Wie Hunderte und Tausende der edelsten Jünglinge in diesen modernen Hexenprocessen zu Grunde gerichtet worden sind, wissen wir. Da ich nun Vorfechter und kein Student war, so gab man mir, als auch ich verdächtig wurde, einfach meinen Abschied. Die ganze Burschenschaft gab mir das Geleit. Bei unserem Abschiede wurde viel gesungen und geweint. Ich stand wieder allein in der Welt. Mein Weg ging nach Berlin, wo ich Aussicht hatte, mich mit Privatunterricht im Fechten durchzubringen. Es gelang mir auch so ziemlich. Ich lebte einfach und anständig, auch gewann ich einige Freunde unter den Künstlern, welchen ich mit einiger Eitelkeit wohl den Gefallen that, ihnen zu Heldenfiguren als Modell zu stehen. Eines Tages kommt einer dieser Maler zu mir und erzählt mir, daß er von einem hohen Gönner den Auftrag habe, an einem der nächsten Abende lebende Bilder aus den Nibelungen zur Feier eines Geburtstages zu stellen, und wie es ihm an einer Gestalt

fehle, welche Siegfried und daß nur ich ihn vorstellen könne; die junge Gräfin, die Tochter des Hauses, werde Chriemhilde sein. Da er mich dringend bat, die Bitte der Theilnehmer am Festspiele nicht abzuschlagen, so sagte ich zu. Kaum hatte ich mein Versprechen dem Maler gegeben, so befiel mich eine seltsame Spannung aller meiner Nerven, ich gerieth in eine fieberhafte Aufregung, wie ich sie nie, selbst nicht vor einer Schlacht empfunden hatte. Es war eine Vorahnung von dem Dämon eines bösen Schicksals, das mir bevorstand; denn an jenem Abende wurde der Würfel meines Lebens geworfen. Die wenigen Tage vor dem Feste füllte die Besorgung der Siegfried-Costümes aus. Sie waren einfach und kostbar und ganz dazu gemacht, die Wendung der Glieder vortheilhaft erscheinen zu lassen. Als endlich der bestimmte Abend anbrach, fuhr ich nach dem gräflichen Hotel. Dort wurde ich in ein Ankleidezimmer geführt, wo mich der Maler und der Regisseur der königlichen Oper erwarteten, um mich in den Nibelungenhelden zu verwandeln. Bald kamen noch andere Herren an, welche gleichfalls Figuren im Bildercyklus darzustellen hatten. Es ging, wie du denken kannst, in den Ankleidezimmern bunt genug her. Endlich entwirrte sich doch das Chaos und die seltsamen Gestalten des gewaltigen Gedichtes traten daraus hervor. Die Damen drüben in den abgesperrten Zimmern gaben jetzt das Zeichen mit der Glocke, welche uns ankündigte, daß auch sie fertig wären. Als jetzt mein Freund die Figuren der Reihe nach musterte, blieb er lange bei mir stehen, drehte mich bald rechts, bald links, bis er mir endlich in das Ohr flüsterte: „Bei Gott, du bist Siegfried selbst!“ „Dafür,“ entgegnete ich, „habe ich auch, wie er, einst den Schmiedehammer und das Schwert geführt.“

„Der Maler verließ uns jetzt, denn das erste Bild, Chriemhildens Traum, sollte das Schauspiel eröffnen. Nach einer Weile verkündete uns das laute Bravorufen, daß das Bilderfest begonnen. Mein Herz pochte so gewaltig, als müßte es meine Brust zersprengen; aber schon kam der Maler, mich selbst hinüber zu holen. Ich hatte den Augenblick darzustellen, wo Siegfried den Drachen überwindet. Er führte mich durch eine Tapetenthür auf die kleine Bühne, welche an dem einen Ende des Saales errichtet war. Der Vorhang war niedergelassen und trennte mich noch von den Zuschauern, ich befand mich hier mit dem Maler allein, denn Chriemhilde hatte sich bereits wieder zurückgezogen. Im Mittelgrunde der Scene stand eine hohe, dunkelrothe Wand, davor hing ein zweiter Vorhang mit einem Ausschnitt in Spitzbogenform, außen für das Auge der Zuschauer umrahmt von gothischen Verzierungen, also daß die Bilder, welche gestellt wurden, wie in einer Blende erschienen. Zwischen dem Rahmen und der Hinterwand befand sich eine Stufenerhöhung, auf der das Bild erschien. Rechts vom Zuschauer war die Beleuchtung von Lampen in hellrothen, links in blauen Gläsern mit zauberhaftem Farbenspiel.

„Der gemalte Drache wurde herbeigeschleppt, ich setzte den linken Fuß auf seinen Rücken und stach den Speer in seinen mir zugewendeten Feuerrachen. Der Vorhang ging in die Höhe, und ein hundertstimmiger Jubelruf scholl mir entgegen. Ich war, wie verzaubert, es war mir, als wenn ich träumte. Der Vorhang fiel, der Drache wurde weggeschafft, und die Gräfin als Chriemhilde kam herauf zu mir. Wie sie mich nun erblickte, zuckte sie erschrocken zurück. Doch faßte sie sich wieder und trat dann zu mir.

Ich sprach kein Wort und sie kein Wort. Mit dem ersten Blick in ihre dunkelblauen Augen fühlte ich, daß sie mein Schicksal werden sollte. Sie war märchenhaft schön. Auf dem Haupte trug sie eine phantastische, mit Rubinen und Perlen besetzte Krone über dem gescheitelten, aschfarbenen Haare, welches in langen, reichen Strähnen über ihren marmornen Nacken hinunterwallte. Sie trug ein, bis über die Hälfte der Hüften enganschließendes, violettes Gewand, an welches sich ein langes, weitfaltiges, weißwollenes Schleppgewand anschloß, nachlässig vom Gürtel in Spangen gehalten. Ihre Stirn war frei, hoch und klar, das Gesicht streng und gebieterisch, besonders der scharfgeschnittene und doch üppige Mund. Doch wie kann man Etwas beschreiben, was nur zu malen ist?! Auf Geheiß des Malers reichte sie mir die Hand. Wir standen da, Blick in Blick gekehrt, mir war es, als wenn sich mein Geist in sie und ihre Seele sich in mich in einem leisen Händedruck stürzte. Ich fühlte ihr Blut in der Hand pulsen, welche ich hielt. Mein Herz war ruhig, tödtlich ruhig, wie das eines Soldaten mitten im Gewühl der Schlacht unter dem krachenden, betäubenden Donner der Geschütze. Der Vorhang war aufgezogen und wieder gefallen, die Wiederholung des Bildes war verlangt worden, es ward wiederholt, und nur jetzt, als die Musik hinter dem Bilde schwieg, wachte die Gräfin wie von einem Traume auf. Der Maler sagte mir später, daß wir die Gäste des Generals, welcher der Oheim der Gräfin war, wundersam entzückt hätten. Es kam nun Siegfrieds Ermordung am Brunnen, dann die Scene, wo Chriemhilde vor ihrer Thüre am Morgen seine Leiche findet, zur Darstellung. Genug davon! — Das Fest war zu Ende, ich kehrte mit dem glücklichen Maler nach Hause. Meine

Ruhe war von mir gewichen, die Liebe mit allen ihren Qualen hatte mein Herz bestrickt. Es versteht sich von selbst, daß der Fechtmeister, der Proletarier, keine weitere Einladung in das gräfliche Hotel erhielt. Ich aber war nicht gesonnen, Chriemhilde zu vergessen." Als hier der Erzähler eine Pause machte, fragte Benedict, fast mit mehr als Neugierde: „Darfst du mir den Namen der Familie nennen?" „Diesen schenke mir!" versetzte Wildspur, und fuhr zu erzählen fort:

„Dem gräflichen Hotel gegenüber wohnte ein Musiklehrer, ein Bekannter von mir. Ich besuche ihn jetzt häufig, und oft hatte ich das Glück, drüben am Fenster des großen Saales Chriemhilde zu sehen. Unsere Blicke suchten sich und hingen an einander, bis das Eine oder Andere vom Fenster zurücktreten mußte; denn auch ich mochte mich dem Musiklehrer nicht entdecken.

„Eines Tages sah ich, wie sie, am Fenster stehend, Jemand zu sich winkte; es trat die Tochter des Portiers ihres Hotels heran. Während die Gräfin mit ihr sprach, blickte sie zuweilen über die Schulter herüber zu mir.

„Ich glaubte den Wink verstanden zu haben, daher hielt ich ein Billet mit der Frage bereit: „Wo werde ich Chriemhilde wieder begegnen?" ohne Aufschrift und Unterschrift. Ich hatte schon früher bemerkt, daß jenes Mädchen öfters gegen Abend ausging. Ich nahm mir vor, sie einmal an der Straßenecke abzuwarten. Schon am dritten Abende sah ich das flinke Mädchen aus dem Hotel heraus und längs der Straße hinhuschen. Ich folgte ihm; es ging in das Theater. Es hatte mich dort gleich erkannt, ich merkte es an seinen schelmischen Blicken, welche mich zuweilen streiften. Bei dem Ausgange vom Theater gesellte ich mich

zu dem Mädchen, und unterhielt es von allgemeinen Dingen, denn ich konnte nicht den Muth gewinnen, ihm das Billet anzuvertrauen. Das Mädchen war jedoch weniger schüchtern; als wir in die Straße, wo es wohnte, einbogen, sagte es: „Sie werden mich jetzt verlassen müssen; doch haben Sie mir Etwas an meine Herrschaft anzuvertrauen, so sollen Sie eine treue Seele in mir kennen lernen.“ Ich gab dem Mädchen, ehe es von mir ging, das Billet. Nun verlebte ich einige peinliche Tage in banger Erwartung einer Antwort. Jeden Abend stand ich auf der Lauer. Endlich kam das Mädchen wieder. Im Vorübergehen flüsterte es mir zu: „Nach dem Theater!“ Ich folgte ihm dorthin, und verlor es nicht aus dem Auge. Beim Heimgange war ich wieder an seiner Seite. Es eröffnete mir: daß der General auf dem Hofballe wäre, seine Nichte aber mit Kopfweh sich entschuldigt hätte und mich empfangen würde. So trat ich zum andern Male über die Schwelle dieses Hotels. In das erste Stockwerk ging eine Doppeltreppe; wo ihre ersten Absätze zusammengingen, war eine kleine Altanstube vorgebaut, worin diejenigen, welche sich bei dem General anmelden ließen, gewöhnlich warteten. Dorthinein führte mich das Mädchen, zündete eine kleine Lampe an, welche es hinter einen Schirm stellte, damit der Schein davon nicht an das mit einem Vorhange verhüllte Fenster fiel, und verließ mich, indem es den Finger zum Zeichen der Verschwiegenheit auf die Lippe legte.

„Hier mußte ich wohl eine Viertelstunde lang im Aufruhr aller meiner Sinne ausharren, hörbar pochte mir das Herz, eine innere Gewalt schien die Schläfe und die Stirne mir zersprengen zu wollen. Mein Gehör war so geschärft, daß ich das vernahm, was die Vorübergehenden auf der

Straße sprachen. Mein Odem ging in glühenden Feuerstößen, bis in die Fingerspitzen vor pochte der Aufruhr meines Blutes. Jetzt hörte ich leichte, schwebende Tritte. „Sie ist's!" rief eine Stimme in mir. Es öffnete sich die Thür, — es war — Chriemhilde. Ich war von dem kleinen Divan aufgesprungen, meine Glieder versagten mir den Dienst, ich stürzte vor ihr nieder, faßte ihre Hand und bedeckte sie mit meinen Thränen. Sie flehte, mich zu mäßigen, und wie sie sich zu mir niederbeugte, flammten unsere Seelen im heißen Kusse ineinander. Wir blieben bis tief in die Nacht zusammen und trennten uns nur mit dem küsseversiegelten Versprechen, jede Gelegenheit zu geheimer Zusammenkunft zu benutzen. Der Winter verging, der Frühling brach an, und wir gehörten zueinander, wie Mann und Weib. Zu der Liebe gesellte sich aber für mich die Pflicht, sie aus ihren Verhältnissen retten zu müssen. Sie konnte sich jedoch nicht zu einer Flucht entscheiden, welche doch ihr Zustand nöthig zu machen schien. Mit dem heißen Drang im Herzen, sie zu ihrer, zu unserer Rettung endlich dennoch zu bewegen, denn jeder Augenblick konnte unser süßes und doch so sorgenvolles Geheimniß verrathen, war ich auf ihre Bestellung gegen Abend in das Hotel und in das bekannte Zimmer geschlichen. Kaum war ich dort angelangt, so hörte ich den Haupteingang und jetzt die Thür im Hinterhause schließen. In diesem Augenblicke flüsterte eine Stimme zu mir herein: „Rette dich, Alles ist verrathen!" Gespornte Schritte einiger Männer kamen herbei und drüben herauf, Andere von oben herunter; es schien um mich geschehen zu sein. Ich machte schnell und behutsam das Fenster auf, hob mich hinaus, trat auf ein vorspringendes Gesimse, und im Nu stand ich unten in der Flur, während oben in dem

Zimmer die Thür aufgerissen wurde und mehre barsche Stimmen riefen: „Der Hund ist hinunter!“ Ich eilte nach dem Hinterhaus, dort stand die Staatskutsche des Generals, über deren Decke durch ein Fenster der Schein einer Straßenlaterne hereinfiel, ich kletterte dort hinauf, schon hörte ich die Verfolger sich nähern, mit einem Faustschlag flog das Fensterkreuz hinaus und ich hinterdrein auf das Pflaster der dort vorübergehenden Seitenstraße. Meine Gebeine hatte der Sprung so erschüttert, daß mir einen Augenblick lang die Sinne schwinden wollten, ich beherrschte mich aber und kroch, wie ein Hund, längs der Häuserwand hin bis zu der nächsten Thür. Dort wohnte ein Schuhmacher, welcher mir bekannt war. Er nahm mich auf und ließ mich in seiner Kammer im Bette ausruhen; denn wir Männer aus dem Volke sind barmherzig zu einander. Er rieb meine Glieder mit Spiritus, gab mir einige Tropfen Arznei aus seiner Hausapotheke und überließ mich dann dem Schlummer, in den ich versank. Es mochte gegen elf Uhr in der Nacht sein, als ich neugestärkt erwachte und Nichts spürte, als einen dumpfen Schmerz in den Kniegelenken. Doch auch dieser wich, als ich einige Schritte in der Kammer auf- und abgegangen war. Jetzt aber überfiel mich die Sorge um die Geliebte meiner Seele, um mein Weib! — Ich riß mich daher von meinem barmherzigen Samariter los, der mich mit Gewalt zurückhalten wollte, nachdem er mir heilige Verschwiegenheit über den Vorgang angelobt hatte, und hinkte auf einem Umweg nach dem Hause des Musiklehrers, welches, wie du schon gehört hast, dem Palais gegenüber lag. Die Hausthür war noch offen, der Musiklehrer noch auf. Als ich in das Zimmer trat, lag er im Fenster und rief: „Was da drüben bei dem General nur vorgehen mag?“

— Ich zog ihn vom Fenster zurück und sagte ihm: „Du wirst gut thun, wenn du dich nicht darum bekümmerst, sondern mir die Sorge darüber überlassen wirst! Ich habe nur eine Bitte: leg' dich ruhig in dein Bett und laß' mich hier wachen!“ — „Mein Gott!“ versetzte er, als er mir in das Gesicht blickte, „wie gräßlich siehst du aus!“ — „Nimm dir auch dies nicht zu Herzen, Alter!“ entgegnete ich. Der Musiklehrer ging jetzt an einen Wandschrank, nahm eine Flasche Wein und ein Glas heraus, und sagte: „So möge dir dieses da Gesellschaft leisten! Du hast Recht, um Alles zu wissen, frommet nicht; gute Nacht!“ Mit diesen Worten ging er in sein Schlafcabinet; ich hatte nun hinlänglich Zeit, das Rennen und Laufen mit den Lichtern drüben im Palais und die beweglichen Schatten an den Fenstervorhängen zu beobachten. Welche gräßliche, blutige Gedanken gingen in jener Nacht durch meine Seele! ich war nahe daran, die Hand an mich selbst zu legen und dem verhaßten Leben ein Ende zu machen, „Ja,“ grollte ich für mich, „wir Armen sind die von Gott Verworfenen! Was hilft es mir, daß ich mit meinem heißvergossenen Blute in so vielen Gefechten und in mancher Schlacht dem Vaterlande gedient habe? nun ich heimgekehrt, werde ich gehetzt, wie ein wildes Thier der Wüste! Doch es geschieht mir schon recht, warum erhob ich mein Haupt aus dem Schmutze zur Tageshelle empor, ich — ein geborener Sclave!“ — Mitten durch diese Gedanken brach wieder die Liebe zu Ihr, wie ein tröstlicher Lichtstrahl! Hatte sie mich doch vor Tausenden zu ihrem Gatten gewählt! War sie nur treu, dann blieb sie ewig mein! Unter diesen Alleingesprächen dämmerte der Morgen an; die Flügel des Thores im Palais wurden aufgemacht, und der große,

schwerbepackte Familienwagen heraus auf die Straße geschoben; dann brachte der Stallknecht die angeschirrten Pferde und spannte sie vor. Der Odem stockte mir in der Brust; endlich wurde eine verschleierte Dame herausgeführt; ich erkannte Sie! Mit einem Aufschrei sank ich am Fenster nieder; noch hörte ich am Boden das Rollen des fortfahrenden Wagens. Die Thorflügel wurden drüben in das Schloß geworfen, Alles wurde wieder still. Mir war es, als wenn auch zugleich mein Herz zu Eis verhärtet still stehen wollte. Ich erhob mich vom Boden und verließ die Wohnung meines Freundes, welche ich nie wieder besuchte. Einige Tage nachher kam dieser zu mir und eröffnete mir, daß einem Unbekannten, welcher vorgeblich die Familienehre des Generals beleidigt hätte, nachgestellt würde. Ich bat ihn, sich nach der Tochter des Portiers im Palais zu erkundigen, denn mit dieser müßte ich irgendwo sprechen. Er versprach es, meldete mir' jedoch bald darauf, daß sie mit der Nichte des Generals verreist sei, aber wohin? wisse selbst ihr Vater nicht. Mir war das Leben, zumal in Berlin, wo ich das höchste Glück und Unglück erlebt hatte, verhaßt geworden. Ich griff daher wieder zum Wanderstabe und zog in die Welt hinaus, ohne zu wissen, was ich darin weiter anfangen sollte. Doch das Leben duldet keinen Müssiggänger aus dem Volke; mein Geld ging auf die Neige, ich mußte wieder arbeiten, um leben zu können. In einem Wirthshause, welches ein Schmied hielt, war ich endlich bankrott. Ich bot dem alten Schmiedemeister, der eben ein unbändiges Pferd vergeblich zu beschlagen suchte, meinen Dienst an. „Er wird auch das wüste Thier nicht unterkriegen," meinte er höhnisch. Ich aber trat vor das Pferd hin, faßte es in das Auge,

bis es zu zittern begann, und nun hieß ich den Schmied sein Amt verrichten. Dieser hielt mich für einen Hexenmeister, da das Pferd nun ruhig mit sich schalten ließ. Ich war bald mit ihm einig und trat als Geselle bei ihm in Dienst. Welch' eine heilende Kraft steckt in der Arbeit! Alles Leid, aller Kummer und die dumpfe Verzweiflung stoben in Funken aus dem glühenden Eisen unter dem starken Schlage meines Schmiedehammers hinweg, nur eine stille, unauslöschliche Trauer blieb zurück. Unter harter Arbeit waren mir in dieser Schmiede zwei Jahre vergangen, ich wußte nicht, wie? Eines Tages hielt dort ein kleiner Planwagen, der Fuhrknecht kam herein und wünschte, seinem Pferde das eine Hufeisen festnageln zu lassen. Wie ich in der besten Arbeit war, stieg ein Frauenzimmer aus dem Wagen und trat zu mir. Als das Hufeisen festsaß und ich mich aufrichtete, that das Frauenzimmerchen einen Schrei, und auf einen Blick erkannte ich die Vertraute meiner Liebe, Anna, die Tochter des Portiers bei dem General. Ich trat mit ihr bei Seite. Wir Leute aus dem Volke haben ein offenes Herz für einander. Sie vertraute mir bald das unselig heilige Geheimniß, daß das geliebte Weib heimlich entbunden worden sei und auf dem Gute des Generals im Gebirge lebe. „Und mein Kind?" fragte ich herzlich beklommen. „Das Kind ist," versetzte sie, „Gott weiß wohin? ausgethan worden! Es wird irgendwo unter fremdem Namen erzogen. Ich habe heilige, theuere Verschwiegenheit angelobt, Niemand soll das Geheimniß auch erfahren, aber Ihr habt ein Recht, ein noch heiligeres darauf! Und dann, wer weiß, wozu Alles gut ist?" „Hat die Mutter des Kindes," fragte ich wieder, „meiner in Liebe gedacht?" — „Sie hat," — versetzte

das Mädchen, „seit der gezwungenen Abreise von Berlin Ihren Namen, lieber Wildspur, nie wieder zu mir ausgesprochen. Guter Freund, Sie kennen nicht die Frauen vom hohen Stande; sie können wohl mit Euch Männern aus dem Volke sündigen, aber Euch lieben — bis über den Stand hinaus, nimmermehr!“ Ich knirschte mit den Zähnen, doch mußte ich wissen, ob sie Recht hatte. Ich ließ mir von ihr noch einmal den Aufenthalt der vornehmen Frau sagen, prägte ihn in mein Gedächtniß, und beschloß zu ihr zu pilgern, um wenigstens mein Kind zu erhalten. Als Anna auf ihrem Planwagen, welcher sie vom Gute des Generals, wo sie bis jetzt gewesen war, in eine andere Gegend und auf eine andere Besitzung der Familie brachte, davongefahren war, schied auch ich von dem alten Schmiede, der mir noch einmal die Hände schüttelte, doch kein Wort sprach; denn Leute seiner Art haben keine Worte für Gefühle weicher, milder Art. Am dritten Tage darauf stand ich schon vor dem einst so heißgeliebten Weibe im Park vor dem Schlosse, wo sie, wie ich erkundschaftet hatte, häufig einsam spazieren ging. Sie erschrak heftig, als ich vor sie trat, faßte sich jedoch mit Gewalt und fragte fremd und stolz: „Wer ist Er? Was ist Sein Begehren?“ „Kennst du mich nicht mehr?“ rief ich. „Ich will dich,“ versetzte sie hart, „wer du auch seist, nie gesehen haben!“ — Ich bebte vor Wuth und flüsterte ingrimmig: „Wo ist das Kind? das Kind?“ „Ist Er wahnsinnig?“ fragte sie höhnisch. Ich trat ihr jäh nahe und sagte ihr ein Wort, vor dem sie, wie vor einem Hammerschlage, zurücktaumelte. In diesem Augenblicke kamen zwei Lakaien herbeigerannt; die Gräfin war bei einer Gartenbank niedergesunken und rief den Dienern zu: „Schafft den verrückten Menschen fort!“ Sie wollten mich packen,

ich aber schleuderte sie weit weg von mir und verließ das gräßliche Weib auf Nimmerwiedersehen! Ich haßte sie und zertrat jede schöne Blume am Wege, als wäre es ein Auge von ihr. Ich war aus dem Parke fortgegangen immer weiter, ohne Ziel, wie der ewige Jude, und irrte nun in den Wäldern umher. Schon einige Tage lang hatte ich von Wurzeln und Beeren gelebt, da kam ich endlich auf einen Fußsteig, auf welchem ein Bote, wie es schien, vor mir herschritt. Ich hatte ihn bald eingeholt; da ich wild genug aussah, hielt er mich für einen Pascher von der nahen böhmischen Grenze. Ich ließ ihn bei diesem Wahne. Bald kamen wir zusammen in ein Gespräch. Es that meinem Herzen wohl, wieder mit einem Menschen zu verkehren. Ich blieb daher bei ihm und kehrte mit ihm in einem einsamen Wirthshause ein, wo wir einen Krug Bier trinken mochten. Da ich ihn freihielt, wurde er sehr gesprächig und erzählte mir, daß er einen Brief und einiges Geld in das Grenzdorf bringen müsse, welches wir bald erreichen würden. Da er mir auf die Frage: woher er komme? das Gut nannte, wo die Gräfin sich aufhielt, so warf ich ihm die Frage ein: „Wie geht es denn dem ausgethanen Kinde?“ Der Bote sah mich starr an und entgegnete: „Nun da Ihr darum wißt, so kümmert mich die Sache weiter auch nicht.“ Er wurde nun um so vertraulicher, je gleichgültiger ich mich benahm. So erfuhr ich denn bald, daß sie das Kind in dem Dorfe, welches schon vor uns da lag, heimlich erziehen ließ. Ich begleitete ihn bis zum Hause, wo es untergebracht war. Ein herziges Kind saß auf der Thürschwelle und spielte mit einem weißen Kaninchen, welches Kraut aus seinem Händchen fraß. Wie wir uns ihm näherten, wurde mir das Herz so schwer, daß

ich hätte zusammenstürzen mögen. Als der Bote dem Kinde bei seinem Eintritt in das Haus die Hand gab, und dabei schelmisch mir zublinzelte: „Das ist das arme Kind!“ sank ich auf die Bank neben der Hausthüre nieder und weinte laut in meine vorgehaltenen Hände. Das Kind hatte sich zwischen meine Kniee gedrängt und weinte mit. Wie ich seine Händchen fühlte, war es mir, als hätte mich ein Engel Gottes berührt, ich stürzte nieder auf meine Kniee, schloß das Kind in meine Arme und küßte und streichelte es; — denn es war mein Kind! — Die Leute im Hause, welche mich gehört hatten, kamen heraus und drängten sich fragend an mich. Es war mir unmöglich in diesem Augenblicke zu sprechen vor der Bewegung meines Gemüthes. Ich hatte das Kind auf den Arm genommen und stand, in seinen Anblick versunken, lautlos da. „Was fragt Ihr denn?“ rief endlich die Bäuerin, die Pflegefrau des Kindes, „Ihr seht es ja an der Aehnlichkeit des Mannes, daß er der Vater ist.“ „Ja, so ist es, Ihr guten Leute,“ versetzte ich, „doch welchen Geschlechtsnamen hat es in der Taufe erhalten?“ „Wildspur ist der Name seines Vaters,“ versetzte die Bäuerin. „Ja, so gehörst du mein, liebes Kind, auf immerdar!“ rief ich; „da seht die Papiere ein, welche den letzten Zweifel Euch nehmen können, habt Ihr noch einen!“ Ich ließ mir jetzt Papier, Dinte und Feder geben und schrieb der hartherzigen Mutter des Kindes: daß ich das arme, verstoßene Wesen an mich genommen, sie selbst aber dem Gerichte ihres eigenen Gewissens übergeben hätte! Dem Briefe fügte ich den Verlobungsring bei, welchen sie mir gegeben hatte, und händigte ihn dem Boten ein, welcher seinen Rückweg wieder antrat. Bei den armen Leuten fand ich weiter keinen

Widerstand und gutes Wort und Geld öffneten mir die Thür. Das Kind, wohlverwahrt im warmen Kleidchen auf meinem Arm, sein Lockenköpfchen auf meiner Schulter, befand ich mich bald auf freiem Wege. Im nächsten Städtchen fand ich eine Fuhrgelegenheit hierher nach Dresden. Diese nahm ich wahr, mein Kind dorthin zur Schwester meiner Mutter zu bringen, welche an einen Buchbinder verheirathet und nun verwitwet war. Das gute Weib nahm sich meines Kindes mütterlich an. Ich ließ es bei ihr, als ich wieder aufbrach, um mein Glück in der neuen Welt zu suchen, das mich in der alten geflohen hatte. Funfzehn Jahre sind nunmehr vergangen, seit ich mein Kind nicht gesehen habe! Im nächsten Dorfe hinter uns habe ich Wagen und Pferde zurückgelassen; die Thiere bedurften der Ruhe, ich hatte keine und so eile ich noch zu Fuße der Stadt zu, welche mein theuerstes Kleinod birgt."

Unter dieser Erzählung waren Beide in der Stadt angekommen. Nachdem sie noch einander ihre Wohnungen bezeichnet hatten, schieden sie von einander.

Ehe diese Nacht vorübergeht, möge noch ein Bild vor die Seele des Lesers treten. Wir biegen von dem Fenster eines Kämmerleins die zarten, sprossenden Weinranken mit ihren jungen, noch zwischen Blutroth und Grün spielenden Blättern zurück und blicken in ein Schlafgemach. Ein mattes Nachtlicht steht auf der kleinen Kommode unter dem Spiegel bei einem Blumenstrauße im Glase; uns gegenüber befindet sich ein Bett, welches mit einem buntgeblümten Vorhange verhängt ist. Dieser weicht zurück, ein heller Schein fällt auf das schlafende Mädchen, welches hier, züch-

tig verhüllt, im weißglänzenden Bette liegt, wie eine Rose, im Schnee, wenn je der Zufall Rose und Schnee zusammenbrächte. Das Nachthäubchen hat sich über die Stirn und das Vorderhaupt zurückgezogen, reiche Locken haben sich daraus hervorgestohlen und sich auf die schöne Schulter gelagert, über dem Busen ruhen die feinen Hände, wie der Kelch einer purpurrothen Blume, sind die Lippen geöffnet, daß die Zähnchen, wie große Perlen, hervorscheinen, der süßeste Schlummer glüht auf dem Gesichte, wie ein anbrechender Sommermorgen. Am Bette steht ein hoher, ernster Mann mit einem alten, grauen Weibe, welches eine hellleuchtende Lampe hinter dem Haupte der Schläferin emporhebt. Die Augen des Mannes füllen sich mit Thränen, welche plötzlich, wie schwere Regentropfen, auf die träumende Blume herabfallen. Jetzt beugt er sich und küßt das schlafende Mädchen leise auf die Stirne, dieses zuckt ein wenig zusammen, legt dann das Köpfchen auf die andere Seite und schläft weiter. Mit einem Blicke der heiligsten Liebe zieht sich der Mann zurück, die Alte mit der Lampe folgt, die Vorhänge fallen zu, und das Bild verschwindet. Alles ist wieder still im Kämmerlein; einsam steht wieder das dämmernde Nachtlicht auf der Kommode und läßt seine matten Lichtschimmer mit den Farben der Blumen im Wasserglase spielen. Man hört keinen Laut, kein Geräusch mehr in der Kammer, man vernimmt nur die Odemzüge der Schläferin hinter den Bettgardinen und das leise Trippeln eines Mäuschens oben über der Kammer im Boden, welches durch eine Ritze in der Diele mit uns gelauscht hat und wieder in sein warmes Nestchen zu seinen Kleinen eilt, um ihnen diese Vision zu erzählen.

Der Brief.

Gräfin Elisabeth war spät aufgestanden. Sie hatte seit langer Zeit nicht so sanft geschlafen, wie in der vergangenen Nacht. Ein schöner Traum in lieblichen Dämmerbildern hatte sie eingewiegt und, wie mit leichten Küssen, wieder aufgeweckt. Ihr war es vorgekommen, als wenn Benedict fortwährend bemüht gewesen wäre, sie in Centifolien, welche er behutsam aufeinander legte, neckend einzubauen. Diesem süßen Traumspiele war sie noch hingegeben gewesen, als schon längst die Morgensonne hinter den grünen Vorhängen, welche die Fenster verhüllten, ihre Flammen ausgoß. Sie saß nun in dem seidenen, apfelgrünen Morgenmantel bei der Toilette und hinter ihr stand Anna, das schöne, aschfarbene Haar zu Strähnen flechtend.

Anna blickte jetzt über sie hinein in den Spiegel; ein geheimnißvolles Lächeln des Wohlgefallens ging bei dem Anblicke des Spiegelbildes der schönen Gebieterin über ihr Gesicht. Elisabeth bemerkte es und fragte mit einem Anfluge von Coketterie und halbzurückgewendetem Kopfe: „Was meinst du, liebe Anna?“

„Meine gnädige Gräfin,“ versetzte Anna, „blühen in der Residenz fast täglich schöner auf; die Luft hier thut Ihnen gut.“

„Ich fühle wohl, was du sagen willst!“ versetzte Elisabeth kleinlaut und fragte dann mit leisem Zittern der Stimme: „War ich denn wirklich so heruntergekommen?“

Anna zuckte ein wenig, sie half sich jedoch über die verfängliche Frage mit einer gewissen Aufrichtigkeit hinweg, indem sie sagte: „Wenn auch die Blässe interessanter ist, so freue ich mich doch, wenn ich den durchsichtigen, rothen Teint wieder bemerke; es stehen Ihnen dann immer die Rubin-Balais so gut dazu! Gewiß spielte auch neulich der Baron von Ivenhof darauf an, als er im rothen Champagner flüssige Rubin-Balais zu trinken meinte.“

„Du scheinst dich für den Baron zu interessiren?“ fragte leicht und, wie gleichgültig, die Gräfin.

„Er hat,“ versetzte Anna, „ein Wesen in seinen Manieren, welches den Damen gefallen muß; mitten unter allen übrigen Männern behält er etwas Besonderes, welches ihn auszeichnet. Meine gnädige Gräfin hat mir noch gestern vor dem Schlafengehen geklagt, wie die Unterhaltung gestern Abend durch die schreckliche Arie aus der neuen Oper zu Grunde gerichtet worden sei. Man konnte nicht herausfinden, ob die Gesellschaft sich langweilte, oder betäubt war. Der Abend dehnte sich, wie elastisches Gummi, in das Unendliche. Da endlich Alle die Treppe hinunter waren und, wie Fledermäuse, zur Hausthüre hinausschwirrten, war es nicht, als ob noch Jemand unsichtbar im Zimmer zurückgeblieben wäre, und mit den Strahlen seiner Augen den Abend erleuchtete?“

Anna überließ die Antwort der Gräfin.

„Und nun?“ fragte Elisabeth nach einer Weile.

„Ich werde mich,“ versetzte Anna, „schwer an die *neue Mode* gewöhnen, und doch müssen wir den Knoten

des Haares allmälig dem Wirbel nähern. Die kleinen, corpulenten Frauenzimmer können sich die längliche Mode schon gefallen lassen, aber meine Gräfin, welche hoch ist, wie — Chriemhilde“ —

Elisabeth fuhr erbleichend bei diesem Namen zusammen; sie biß sich auf die Unterlippe und sah forschend in das Gesicht ihrer Anna im Spiegel; da dieses harmlos aussah, so bezwang sie die aufsteigende Heftigkeit ihres Gemüthes, zumal Anna, welche dennoch absichtlich ihr diesen Stich in das Gewissen gegeben hatte, ohne Arg zu plaudern fortfuhr:

„Haben Sie gestern Abend den Kammerjunker von Staudenigel betrachtet? Gott weiß, von welchem Urgroßvater er seinen knappen, faltenlosen Frack ohne Aufschläge und Klappen, von der Brust weit abstehend, aufgetrieben hatte. Erinnern Sie sich noch an unser Weißkehlchen mit den schwarzen Flügeln und den feinen, feinen Beinchen? Ich stand gestern immer in Angst, daß unser Kammerjunkerkehlchen in dem weißen Caschemirwestchen anfangen würde, auf Ihre Schulter zu fliegen und sein melancholisches Liedchen zu pfeifen.“

„Du kannst boshaft sein!“ bemerkte die Gräfin.

„Zum Hausbedarf, meine Gnädige!“ antwortete Anna.

„War keiner unter unseren Herren, welcher dir gefiel?“

„Ach ja, der hübsche Baron!“

„Welcher Baron?“

„Der heilige Benedict! ora pro nobis!“

„Du bist unerträglich.“

Anna wußte es besser, sie fuhr plauderhaft fort: „Er schwebte als Paradiesvogel zwischen vorletzter und letzter Mode!“

Anna trat jetzt bei Seite und sagte: „Diese prächtige Haarfülle!“ Dabei blickte sie der Gräfin in das Gesicht, um zu sehen, welchen Eindruck ihre Bemerkungen gemacht hätten. Sie war zufrieden, als die Augen der Gräfin heiter und klar waren.

„Gut! sehr gut!“ versetzte die Gräfin und ließ es ungewiß, ob sie damit die Frisur oder Benedict meinte. Damit war auch Anna zugleich entlassen.

Elisabeth blieb vor dem Spiegel sitzen und betrachtete darin sich selbst mit argwöhnischen Blicken. Es fällt Jedem schwer, sich von der Jugend trennen zu müssen, wie vielmehr einer Dame, welche alle ihre Gaben, vor allen den Zauber der Schönheit besessen! Doch heute hatte der krystallene Freund einen heitern Blick für sie. „Anna hat Recht,“ sprach sie bei sich, „die Rosen meiner Jugend scheinen wieder aufblühen zu wollen. Wenn der Spruch der alten Kartenschlägerin: daß mir ein Freund das verlorene Glück doppelt zurückbringe, durch Benedict erfüllt würde? — Er soll arm sein, ja, wenn er es wäre, ich könnte ihn reich, vielleicht glücklich machen!“ — Sie erschrak über dieses Selbstgeständniß so, daß sie erbleichend sich vom Spiegel abwandte. Vor ihrer Seele stand ein großer, zorniger Mann mit wilden Blicken, ein Kind auf den Armen.

„Heinrich! Heinrich! fürchterlicher Mensch, willst du nicht aus meinem Gemüthe weichen? O, ich kann nie, nie wieder glücklich werden!“

Nachdem Anna zu verschiedenen Malen leise angepocht hatte, trat sie endlich herein und stand vor der Gräfin mit einem zierlichen Briefe. Die Gräfin blickte auf, nahm den Brief und verabschiedete Anna mit leichter Handbewegung. Sie betrachtete die Adresse und sagte dabei für sich: „Wie

ſicher und zierlich ſind dieſe Schriftzüge! Nur eine glückliche Hand kann ſo ſchreiben.“ Sie erbrach den Brief, — es war der Brief, den Benedict an ſie, wie eine Frage an das Schickſal, geſchrieben und ſeiner erſten Liebe zu Victorine erwähnt hatte.

Sie konnte die Zeilen kaum zu Ende leſen, ſo trüb wurde ihr Blick; der Brief fiel aus ihrer Hand und auf ihren Schooß, eine große Thräne ſtürzte hinterdrein, als weihe ſie ein Grab, worin die letzte Hoffnung begraben wurde.

Lange ſaß die Gräfin mit gefalteten Händen hier, ihre Augen ſtarrten vor ſich hin. Endlich ſprach ſie mit einem Seufzer aus der Bruſt zu ſich ſelbſt: „Vorüber! auch dieſer Traum, noch ehe er Geſtalt gewonnen, verſchwunden! Wie konnte ich auch ſo verwegen ſein, an eine glückliche Zukunft zu denken? ich, deren Herz von Gram und Reue zerriſſen iſt! — Heinrich, wie bitter biſt du an mir gerächt, wie furchtbar das Kind, dem ich im falſchen Hochmuthe das Mutterherz geraubt! Benedict ſollte mir, wie die Lügenprophetin ſagte, mein Glück doppelt wiederbringen? — Mein Glück, wo könnte es anders ſein, als bei meinem verlorenen Kinde, und“ — wie ſie doppelſinnig hinzuſetzte, „bei ihm? — Wie, wenn das Schickſal mir vergönnte, ſein Glück in einem anderen Sinne zu machen, vielleicht kann er mir doch das meinige dafür wieder geben? Wie er ſich mir entdeckt hat, ſo will ich mich ihm anvertrauen! — Er liebt Victorine noch immer! Ob ſie auch ihn? — Sollte er nicht wiſſen, daß ſie ſchon ſeit zwei Jahren Wittwe iſt? Sie muß hierher kommen!“ —

Schnell und feurig, wie Eliſabeth war, ſetzte ſie ſich an ihren Schreibtiſch und ſchrieb an die verwittwete Ge-

neralin Victorine von Steinfelden. „Es gilt dein, vielleicht auch mein Lebensglück“ — schrieb sie unter Anderem — „bei dem Empfange dieser Zeilen laß' sogleich anspannen und eile in die Arme deiner schwesterlichen Freundin!“

Bald war der Brief gesiegelt, adressirt und auf die Post geschickt.

In Elisabeth's Herz kehrte eine Ruhe zurück, wie sie lange Zeit sie nicht gefühlt hatte. Es war ihr, als hätte sie ein gutes Werk gethan.

Das beichtende Tagebuch.

Benedict war in den nächsten Tagen aus Betrübniß zerstreut; er hatte immer noch keine Einladung oder Antwort von Elisabeth erhalten, und ohne Weiteres, wie er konnte, ihr seine Aufwartung zu machen, war er zu stolz. So brachte er mißmuthig Tage und Stunden einsam in seiner Wohnung unter Studien und Arbeiten zu. Er hatte sich vorgenommen, die Geschichte der modernen Benedictiner zu schreiben, wozu er nun seine Skizzen machte. Er nahm, um desto ungestörter zu sein, keine Besuche an; nur seinen Freund Johannes, welcher jetzt gemeldet wurde, wollte er nicht abweisen. Dieser flog im festlichen Gewand und der heitersten Aufregung zu ihm herein und drückte ihn an sein Herz mit den beflügelten Worten: „Heute ist mein Verlobungstag! Cecil ist meine Braut! Er war selbst seine Schwester und heißt Cäcilie! Sie hat sich mir in jener Gewitternacht auf der Elbfahrt entdeckt. Nun ist auch ihr Vater angekommen, Wildspur heißt er, — aus Amerika;

er besitzt dort eine große Stahlwaarenfabrik. Er segnet unsern Bund und wir wandern mit ihm in die neue Welt! Er wohnt in Stadt Rom. Nach Rom! Heute gegen Abend ist dort unser Verlobungsfest; der Benedictinerconvent versammelt sich bei ihm! Die Freunde sind von mir durch den Lohnbedienten zur Tafel geladen; zu dir komme ich selbst! Versprichst du zu kommen?" —

Jetzt fehlte dem Aufgeregten der Odem; Benedict sagte mit tausend Glückwünschen seine Gegenwart zu.

Als Johannes davongeeilt war, sagte Benedict betrübt für sich: „Also doch ein Glücklicher! Das Glück folgt demselben Gesetze, wie die Liebe: der Absicht geht es aus dem Wege, und der Unbefangenheit giebt es sich unbefangen hin. Mein Glück ist in jener Nacht in dem Forsthause gestorben, wo der gute Hühnerhund Amor mir so humoristisch sein Beileid bezeigt hat!"

Doch schon pochte es wieder an seiner Stubenthür; — ein Brief — die längst ersehnte Antwort von Elisabeth wurde ihm eingehändigt. Er wurde dringend eingeladen, noch diesen Morgen hinzukommen. Mit einigen Zeilen, welche er dem Bedienten zurückgab, sagte er zu. In kurzer Zeit war er angekleidet und auf dem Wege zu ihr. In dem Palais angekommen und gemeldet, kam er sogleich vor.

Er fand Elisabeth in großer Toilette. Sie empfing ihn mit wechselnden Stimmungen des Gemüthes, doch lebhaft und aufgeregt. Sie sprach viel und durch einander. Benedict glaubte zu merken, daß sie bei sich selbst Ausflüchte suchte, um über einen schwierigen Punkt hinauszukommen. Doch rückte ihr der Ernst immer näher, bis sie endlich sagte:

„Lieber Benedict, setzen Sie sich zu mir und hören Sie mich an! Sie haben mir eine Art von Liebeserklärung ge-

than, welche mir geſchmeichelt hat, obſchon Sie dabei auf eine frühere und, wie es ſcheint, einzige Liebe zurückblicken. Das Vertrauen, welches Sie mir in Ihren Geſtändniſſen ſchenken, möchte ich mit dem meinigen erwidern. Hier in dieſem Tagebuche ruhen meine Geheimniſſe; ſie ſind ſo eigener Art, daß ich mich ganz Ihrer Discretion anheimgebe, ſobald ſie Ihnen bekannt ſind. Es drängt mich, meine ganze Seele Ihnen zu entdecken, aber vorher müſſen Sie mir einen heiligen Eid ſchwören, Nichts davon auf irgend eine Weiſe einem Uneingeweihten zu entdecken."

Benedict gerieth bei dieſen Worten in die höchſte Spannung; er rief: „Wobei ſoll ich ſchwören?"

„Bei Victorinens Herz!" verſetzte die Gräfin. Bei dieſen Worten blickte ein ſchöner Frauenkopf durch den getheilten Vorhang aus dem Nebenzimmer hinter dem Rücken Benedict's herein.

„Victorinens Herz?" fragte Benedict mit niedergeſchlagenen Augen.

„Gilt Ihnen," verſetzte Eliſabeth, „Ihre erſte Liebe Nichts mehr?"

„Ich wünſchte wohl," entgegnete Benedict, „ſie vergeſſen zu können! — Da ſie an Ihren Oheim, den General, verheirathet iſt, ſo kennen Sie ſelbſt das liebenswürdige Weſen!" —

Bei dieſen Worten ſchien es, als winkte Eliſabeth irgendwem zu: Benedict wandte ſich um, bemerkte jedoch nichts.

„Ich ſchwöre Ihnen," ſagte jetzt Benedict feierlich, „Verſchwiegenheit zu bei Allem, was mich je glücklich und unglücklich gemacht hat."

„Gut, mein Freund!" verſetzte Eliſabeth, „hier iſt das Tagebuch, Sie brauchen blos einige mit Einlagen bezeichnete *Blätter* zu leſen; denn hinter dem kurzen Vergehen folgt

die lange, lange Reue. Wenn Sie geleſen haben, dann rathen und helfen Sie mir! — Ich laſſe Sie jetzt auf eine Stunde allein.“ Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich.

Benedict befand ſich nun allein im Zimmer und in der ſeltſamſten Gemüthsſtimmung. Lange hielt er das in grünen Saffian gebundene Tagebuch in der Hand, ohne es zu öffnen. Faſt ſchien es ihm ein Verbrechen, vielleicht tief in den Abgrund eines Frauenherzens hineinzuſchauen. Sie wollte es aber! Mit leiſe zitternder Hand ſchlug er das Buch auf. Die erſten Blätter überflog er ſchnell, ſie enthielten höchſt gleichgültige Mädchengedanken und kleine Ereigniſſe von keiner Bedeutung. Wie aber wurde ihm zu Muthe, als er las: „Heute Abend hat Chriemhilde ihren Siegfried geſehen!“ Es flammte vor ſeinen Augen, als er endlich den Namen: „Heinrich Wildſpur“ las. „Alſo Er!“ — rief Benedict, „wie ſeltſam, wie wunderbar!“ — Er las odemlos weiter. — Es blieb kein Zweifel mehr, Eliſabeth war die ſchöne Gräfin, welche das Standesvorurtheil ſo unglücklich werden ließ. Wie entſetzlich ſchön war ihr Abſchied von Berlin geſchildert, wo ſie noch bei dem Einſteigen in den Wagen den Aufſchrei des geliebten Mannes gegenüber am Fenſter des Nachbarhauſes gehört hatte! Nun trat eine lange Unterbrechung im Tagebuch ein; nur einige kurze, ſchroffe Sätze bezeichneten hier, daß in ihrem Gemüthe ſich der Hochmuth kämpfend gegen „den Mann aus dem Volke“ erhoben hatte. Bald war der Sieg entſchieden, einige gefühlloſe Sätze deuteten es an. „Wie grauſam und abſcheulich!“ flüſterte Benedict für ſich, als er las: „Auch das Herz der Mutter ſoll auf dem Altare der Ehre geopfert ſein! — Man hat das Kind heimlich weggebracht, es ſoll gut aufgehoben ſein! — Später mag es unter frem-

dem Namen wieder zu mir kommen, wenn es Ihm nicht ähnlich sieht!" „Und mir giebt das entsetzliche Weib dieses zu lesen?" fragte voll Entsetzen Benedict. Endlich fand er wieder eine wichtige Stelle: „Mensch, wer hat dir diese fürchterliche Macht über mein Gemüth gegeben? Heute stand er wieder im Garten vor mir, meine Seele krümmte sich vor Furcht zu seinen Füßen! — Er ist ein Mann. Ich bin stolz darauf, daß er mir auch jetzt nicht gering erschienen ist, wo ich mit ihm abgeschlossen habe." — Doch bald sollte dieses starre Gemüth brechen! Der Brief, in welchem Wildspur ihr aus dem Dorfe an der böhmischen Grenze meldete, daß der verleugnete Mann das treulose Weib von der Last des ausgestoßenen Kindes befreit und es mit sich genommen habe, hatte, wie ein Blitzstrahl, ihr Herz getroffen. So wunderbar kreuzen sich die Widersprüche in dem Herzen eines Weibes! Auf den folgenden Seiten des Tagebuches waren die grimmigsten Selbstanklagen und die herzzerschneidendsten Zeichen der Verzweiflung in einzelnen Sätzen angedeutet. Die Liebe zu dem verlorenen Kinde und seinem Vater geißelte sie mit Feuergluthen in Verzweiflung.

Benedict überflog das Alles mit hastigen Augen, alle seine Fibern zuckten in peinlicher Aufregung. Er las zum ersten Male unmittelbar die geheimsten Memoiren eines weiblichen Gemüthes, das einen Vulkan unter der Eisdecke des Gletschers verborgen hatte. Der Frauen- und Standesstolz der Gräfin war endlich ganz der rächenden Natur unterlegen. Das Tagebuch enthielt nun eine lange Reihe von Aufsätzen, in welchen sich ihr Gemüth in eine auf alles Erdenglück verzichtende Melancholie hineingewiegt hatte. Sie hatte die Nachforschungen nie ganz aufgegeben und zu diesem Zwecke die abenteuerlichsten Reisen ohne Erfolg gemacht.

r jetziger Aufenthalt in Dresden hing mit dieser g zusammen, wie wir wissen.

nedict's Augen hatten sich bei dem Lesen der letzten r mit Thränen gefüllt; Elisabeth war schon längere wieder im Zimmer und stand hinter seinem Stuhle, von ihm bemerkt zu werden. Als er mit dem Buche Ende war, sagte er halblaut zu sich: „Wie schwer hast gesündigt, schönes Weib, aber wie gräßlich auch deine Schuld gebüßt! Deine Sünde hat dir Gott vergeben, denn nicht umsonst hat er dir in den Sinn gelegt, dich mir zu entdecken! — Ja, heute noch soll das Räthsel deines Geschickes gelöst sein!"

„Benedict! Benedict!" rief jetzt Elisabeth, welche diese Worte gehört hatte, und faßte krampfhaft nach seiner dargereichten Hand,

Benedict war aufgesprungen und geleitete die Zitternde, Halbohnmächtige auf den Divan. Doch bald hatte sie sich erholt; sie sah mit einem langen, schmerzensreichen, hoffnungsvollen Blick ihn an, als hinge an seinen Lippen das erlösende Wort.

„Sie müssen stark sein," sagte endlich Benedict, „denn das nächste Wort zeigt vielleicht das Ende aller Leiden oder den Anfang" —

„Des unendlichen Elendes," — fiel ihm Elisabeth in das Wort. „Doch sprich, mein Freund! mein Heiland!"

„Heinrich Wildspur ist vor Kurzem hier eingetroffen und verlobt heute seine Tochter Cäcilie mit meinem Freund Johannes!"

„Wo ist Sie? Wo ist Er? Nichts soll sie mehr von meinem Herzen trennen! Führe mich zu ihnen, mein guter Genius!"

„Bewahren Sie nur jetzt Ruhe! — Ich eile zu Wildspur, um zu sehen, wie tief die Kluft noch ist, welche Euch getrennt hat.“

„Ach, welche gräßliche Minute muß ich noch erleben! Eile! fliege zu ihnen! Schone mich nicht! Ich unterwerfe mich jeder Strafe, nur nicht der Trennung von ihnen.“

„Ich werde in Kurzem wieder hier sein!“ Mit diesen Worten eilte Benedict fort. Elisabeth blieb allein zurück. Sie warf sich auf die Kniee, um zu beten, aber alle Gedanken vergingen ihr. Sie brachte keine Worte über die Lippen, als: „Heinrich! Cäcilie! Mein Gott! Mein Gott! verlaß' mich nicht!“ — Ihr Herz schlug so gewaltig, daß es heftig zu schmerzen begann. Sie war außer sich. Jetzt setzte sie sich vor die Uhr hin; aber eine Minute nach der andern verging, Benedict kam nicht, und zwei Viertelstunden und noch fünf Minuten waren verstrichen, Benedict war noch immer nicht da! Sie drückte die Augen zu, ihre Sinne gingen durcheinander in bunter Verwirrung. Jetzt wähnte sie leise Tritte zu hören, und ein kleines, hübsches Mädchen zu sehen; — denn sie dachte sich ihre Tochter noch immer klein — sie schrie auf: „Cäcilie, du bist mein Kind!“ — Da war die Einbildung wieder zerronnen.

Doch nun hörte sie in der That die Schritte Benedict's die Treppe herauf, jetzt trat er ein. Auf seinem Gesichte war kein Zeichen eines glücklichen Erfolges zu lesen.

„Fassen Sie sich, Gräfin!“ sagte er mit ernster Stimme, „der trotzige Mann will nicht, daß Sie ihn oder Cäcilie sehen! „Sie hat keine Mutter, und ich kenne nicht das Weib!“ sagte er. Sie müssen jetzt den äußersten Schritt thun, sich demüthigen vor dem beleidigten Mann und dem Vater Ihres Kindes!“

„Ich will Alles thun, Alles, was Ihr verlangt, laßt mich nur einmal mein Kind ſehen!“ —

„So faſſen Sie ſich ein feſtes Herz und kommen Sie mit mir! Ein Wagen hält unten vor der Thür. Doch erſt beruhigen Sie ſich, ich werde Sie erwarten!“

Sie ging in das Nebenzimmer an ihre Toilette und blieb länger darin, als bei dieſer Gemüthsbewegung zu erwarten geweſen wäre. Sie hatte doch daran gedacht, auf den Geliebten ihrer Jugend einen guten Eindruck zu machen. Sie hatte ſich die Augen mit Brunnenwaſſer wieder klar gemacht, ihre Mienen beruhigt und ihre Toilette einfacher, aber dabei kleidſam gemacht. So erſchien ſie wieder vor Benedict, welcher ſie hinunter in den Wagen geleitete.

Der Amerikaner.

Heinrich Wildſpur hatte, wie wir wiſſen, ſein Logis im Hotel „Stadt Rom“ auf dem Neumarkt genommen. Seine Tochter Cäcilie war zunächſt bei ſeiner Mutter Schweſter, der alten Sybille, geblieben; ſie beſorgte nach dem Rathe des Vaters die nöthigen Einrichtungen für die Ueberſiedelung nach dem neuen Vaterlande ihres Vaters, nach Amerika! — Wildſpur hatte ſich eben angekleidet, um ſeine Tochter zu beſuchen, als Benedict zu ihm hereintrat.

„Wie bald,“ rief ihm Wildſpur entgegen, „wird unſer Zuſammenſein wieder ein Ende haben! Heute Vormittags erhalte ich aus Newyork Briefe, welche meine ſchleunigſte Abreiſe erheiſchen. Johannes, mein künftiger Schwiegerſohn, wird mich mit meiner Tochter begleiten.“

„Und ihre Mutter?“ fragte Benedict, „soll sie ihre Mutter nicht kennen lernen? — Mir kommt es vor, als raubtest du dem Kinde ein unersetzliches Gut!“

Wildspur war aufgesprungen und ging mit großen Schritten im Zimmer umher, indem er heftig die Worte hervorstieß: „Wo sie auch sein, was auch aus ihr geworden sein mag, die sie geboren hat, nie und nimmermehr hat sie ein Recht auf dieses Kind!“

„Und wenn auch,“ versetzte Benedict hartnäckig, „so hat das Kind ein Recht auf sie; und wer hat es dir gesagt, daß sie das Recht auf ihr Herz ihrem und deinem Kinde verweigern wird?“

„Sie hat es gethan!“ rief Wildspur, „ihr Hochmuth hat das Kind ausgestoßen, uns Beide verleugnet.“

„Nein! Nein!“ rief in diesem Augenblicke Elisabeth, welche in der Thüre erschien und den Schleier zurückschlug, „ich wollte Euch vor meinem Herzen verleugnen, aber ich habe es nicht vermocht! Gieb mir mein Kind wieder, grausamer Mann! mein Kind!“

Wildspur war bei ihrem Erscheinen das Blut so heftig in das Herz getreten, daß er sich mit Mühe aufrecht erhielt; der ganze, mächtige Gliederbau dieses herkulischen Mannes schien in sich selbst zu erbeben. Alle Farbe war aus seinem Gesichte gewichen, seine Augen irrten ziellos umher. Er war keines Wortes mächtig, so krampfhaft hielten sich in ihm Liebe und Haß gegen das Weib seiner ersten und einzigen Liebe ringend umschlungen.

Benedict hielt einen Zeugen bei dieser Zusammenkunft Beider für überflüssig und entfernte sich.

Auch Elisabeth stand, nachdem sie die ersten Worte hervorgestoßen hatte, wie betäubt und sprachlos, vor ihm

da. Er suchte endlich, sie mit der Hand hinweg zu winken, sie verstand jedoch die Bewegung nicht. Jetzt faßten sich ihre Augen. Der unentrinnbare Zauber, welchem sie einst unterlegen waren und den sie dann zu brechen gesucht hatten, kam von Neuem allmälig über Beide. Wie sie sich so anblickten und ihre Mienen sich wortlos einander alle die Schmerzen der Vergangenheit, durchwoben von glühender Liebe, brennendem Haß, unsäglicher Reue in unvertilgbarer Liebe erzählten, schien eine magnetische Kraft Elisabeth vorwärts und dem Manne zuzubeugen. Wildspur bemerkte es, die Eiskruste in seinem Gemüthe zersprang und eine Thräne trat ihm in das Auge. Da stürzte ihm Elisabeth lautschluchzend um den Hals und rief: „Vergieb mir, wie ich dir längst vergeben habe, und verstoße mich nicht!“ Schon wollte sie Wildspur an sein Herz drücken, aber der aufgehobene Arm sank wieder schlaff an seine Seite herab. Mit halberstickter Stimme sagte er:

„Ihr habt Euch gesondert von dem Volke und wollt keine Gemeinschaft mit uns haben in den höchsten Gütern der menschlichen Gesellschaft, weder in der Ehre, noch in der Freundschaft oder in der Liebe; Ihr habt Euch losgerissen von der Nation und verleugnet Vaterland und Sitte, die bürgerliche Gleichheit in Recht und Pflicht ist Euch ein Greuel, den Umgang mit uns seht Ihr an, wie eine Herablassung, wenn Ihr ihn nicht vermeiden könnt, selbst die Verbindung mit uns durch die Ehe haltet Ihr für einen Schandflecken in Euerem Stammbaum! So seid Ihr unsittlich von Haus aus; daher kommt es, daß Ihr den Juden gleicht, und auch mächtig seid, so lange es Euch glückt. Ich sage mich los von Euch und Euerer Zukunft; denn in ihr wird Gott jede Sünde an der Menschheit

richten. Wie du, Weib meiner ersten Jugendliebe, Mutter meines Kindes, uns Beide deinem Standesvorurtheil aufgeopfert und uns Preis gegeben, so hast du auch das Band zerrissen, das dich mit uns verknüpft hat! Ich bin jetzt ein freier amerikanischer Bürger und bin im Begriffe, mein Kind mit mir dorthinüber zu nehmen, wo ich jedem Könige gleich bin! Du gehörst der alten Welt an, so trage auch ihre Ketten an Händen und Füßen!"

Wildspur fühlte Elisabeth immer schwerer werden, trotz seiner harten Worte hatte er doch den Arm um ihren Leib gelegt, er merkte, daß sie ohnmächtig geworden war. Er hob und legte sie in den Armstuhl. Er rieb ihr die Handgelenke und die Schläfe, ein schwerer Seufzer stieg aus ihrer Brust, der Odem kehrte zurück; doch erwachte sie nicht, die Ohnmacht ging in einen Schlaf über. Er knieete neben ihr und hielt ihre Hand. Nach einer Weile schien sie im Traume zu sprechen; aus den unzusammenhängenden Worten drang heiß und hell die Liebe zu Wildspur und ihrem Kinde hervor, wie geschmolzenes Gold durch die Ritzen eines zersprungenen Schmelzgefäßes. Wildspur's Herz war überwältigt; jeder Zug in ihrem milden, schönen Gesichte sagte ihm: daß sie sich in Liebe und Reue geläutert habe von allen Vorurtheilen! Er wußte nicht, wie ihm geschehen war, als er jetzt wieder den ersten Kuß auf ihre schöne Stirne gedrückt hatte. So schlummerte sie hier, wie aus dem Schiffbruch gerettet, nach unsäglichen Qualen in dem sichern Hafen der Liebe, behütet von dem Manne, dem sie von jeher angehört hatte.

Benedict, welcher sich bei ihrem Eintritte, wie wir wissen, entfernt hatte, war zu Johannes und mit diesem *zu Cäcilie* geeilt, welche noch in dem oberen Stübchen bei

ihrer Muhme wohnte. Er hatte es für angemessen erachtet, durch Beide den Moment zur Entscheidung zu bringen. Wie wäre der Eindruck zu schildern, welchen seine Mittheilung, daß die Mutter sie, ihre Tochter, suche, und daß Beide sich noch heute umarmen sollten, auf die schöne Braut und ihren Verlobten machte?! Wie von demselben Gedanken ergriffen, eilten Alle hinunter vor die Thüre, sprangen in den Wagen und rollten nach Stadt Rom. Sie eilten die Treppe hinauf und nach Wildspur's Zimmer. Er trat den Eintretenden entgegen, drückte gerührt seine Tochter an das Herz, küßte sie und führte die Bebende zu der schönen Schläferin. „Meine Mutter!" rief freudeerschreckt Cäcilie. Elisabeth wachte bei diesem Rufe auf und hatte — ihr Kind gefunden.

Als der erste Sturm des Entzückens vorüber und Johannes als der Verlobte ihrer Tochter ihr genannt war, nahm sie Beide bei der Hand und trat vor Wildspur hin, indem sie mit der ihr eigenen, wehmüthigen Grazie sprach: „Nun wage es, Republikaner, mich zu verstoßen! — denn auch ich bin eine Königin in Euerer Liebe!"

„Elisabeth?" fragte Wildspur freudig erschreckt.

„Denn ich," fuhr sie fort, „bin die Frau eines freien Bürgers! Wollt Ihr mich mit hinübernehmen?"

„Willkommen! Willkommen!" rief Heinrich und schloß sie in seine Arme.

Während dieses Alles vorging, war es Nacht geworden und die Gäste hatten sich zur Tafel im Saale versammelt. Eichler, der liebenswürdigste aller Wirthe, meldete dieses ihnen an.

„Ich werde zum ersten Male," sagte Elisabeth mit neckendem Lächeln zu Wildspur, „das Recht deiner Haus-

frau in Anſpruch nehmen; du wirſt mich der Geſellſchaft als ſolche vorſtellen.

„Doch Sie, Freund Benedict, bitte ich, eine Freundin von mir, welche ſeit geſtern Abend zum Beſuche bei mir iſt, hierher zu geleiten. Sie brauchen ſich dort nicht zu beeilen; denn wir warten mit der Tafel nicht auf Euch!“

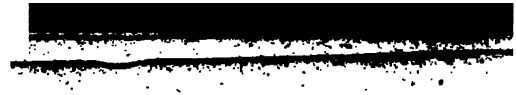
Von eigenthümlichen Ahnungen bewegt, empfahl ſich Benedict und flog in das Palais der Gräfin. Wen er dort gefunden haben mag? — Es iſt eine reizende Amazonengeſtalt! — Ob wir ſie irgend ſchon in den Bildern im Mooſe geſehen haben? — Wie ſich Beide erblicken, hören wir einen freudigen Ausruf, aber keinen Namen. Beide ſprechen ſo herzig und viel zuſammen, bald lachend, bald unter Thränen; wir brauchten nur das Ohr an das Schlüſſelloch zu legen, ſo verſtänden wir jedes Wort; — doch das wäre unbeſcheiden! — So müſſen wir unſere Neugierde bezwingen bis dorthin, wo es Beiden einfällt, daß ſie in Stadt Rom erwartet werden. Wir eilen in freudiger Aufregung dorthin zurück.

Dort finden wir nun die lange, reiche Tafel, die Meiſten unſerer Caſinofreunde von der Brühl'ſchen Terraſſe, unſere modernen Benedictiner zum ſchönſten und letzten gemeinſamen Feſte verſammelt. In ihrer Mitte ſehen wir Heinrich Wildſpur mit Eliſabeth und Johannes mit dem in eine reizende, ſchöne Braut verwandelten Cecil. Zu Eliſabeth's rechter Hand ſind zwei Stühle noch leer geblieben, für Benedict und die noch unbekannte Freundin. Schon begannen ſich bei dem perlenden Weine die Trinkſprüche zu jagen. Jetzt eben klangen die Becher auf das Wohl der Königin des Feſtes, der anmuthigen Wirthin Eliſabeth, *wozu* der reimfertige Johannes noch den Spruch gab:

„Ob auch die Zeit aus ihrem Zauberringe
Berauscht zu Thaten der Vernichtung springe,
Daß dann doch Eins vor Allem übrig bliebe —
Die Poesie der ewig jungen Liebe!“

In diesem Augenblicke trat Benedict freudestrahlend herein, an seinem Arm eine hohe Frauengestalt. Wir kennen sie schon; es ist die junge Wittwe des Generals von Steinfelden, die Besitzerin des Gutes Lindeck — Victorine. Sie war aufgeblüht zu einer wunderbaren Schönheit, ihre schlanke, frische, mächtige Gestalt in dem grünseidenen Gewande, auf den reichen, dunkeln Locken das weiße Sammethütchen, dessen Straußenfeder die linke Seite ihres hellen Gesichtes streifte, übte auf Alle einen unwiderstehlichen Zauber aus. Man mochte es Benedict nicht verargen, daß er in gar freudigem Stolze sie hereinführte. Er war glücklich.

Mit diesem heitern Sonnenblicke sei die Bilderschau im Dresdener Mooſe beschlossen. Kommt dieses Buch einem oder dem anderen Genossen aus jener Zeit zu Gesicht, so möge es ein Kaleidoskop sein, aus dessen willkürlichen Figuren ihm der schönste Stern entgegenleuchten möge.



Stanford University Libraries
3 6105 015 204 907

PT
2435
A14
1863
V.7